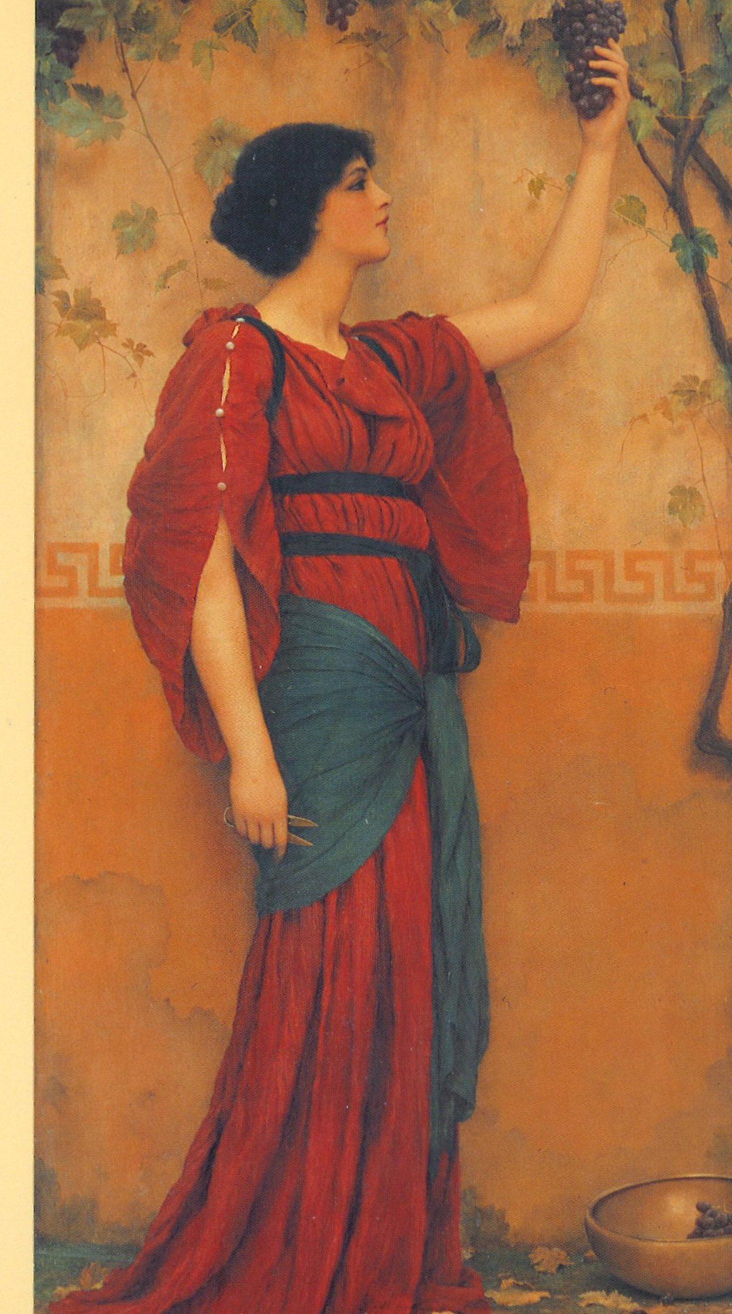
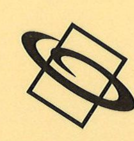
Karl-Wilhelm Weeber

*Die Schwelgerei, das süße Gift …*

# LUXUS IM ALTEN ROM

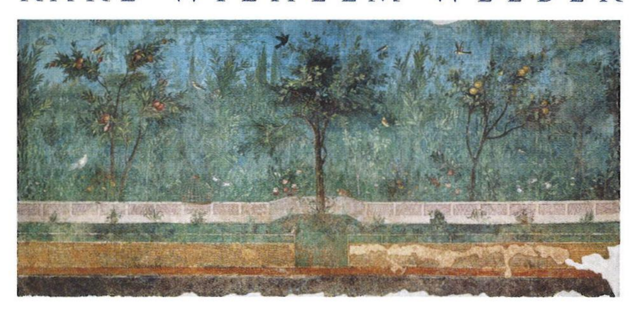








KARL-WILHELM WEEBER



# LUXUS IM ALTEN ROM



KARL-WILHELM WEEBER

*Die Schwelgerei, das süße Gift …*

# LUXUS IM ALTEN ROM



WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT

Lizenzausgabe für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft


Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Layout & Prepress: Petra Bachmann, Weinheim
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet:
www.wbg-darmstadt.de

ISBN 3-534-15852-0

# INHALT

# VORWORT

„Luxus" ist ein lateinisches Wort. Es gehörte ursprünglich in den botanischen Bereich und bezeichnete eine „üppige Fruchtbarkeit" der Erde, ein wucherndes, „geiles" Wachstum von Saaten und Pflanzen. Daraus hat sich die uns vertraute übertragene Bedeutung entwickelt: Von der verschwenderischen Pracht der Natur zu einer Üppigkeit in der Lebensführung, die sich von der Normalität deutlich abhebt. Luxus ist etwas Besonderes; er bezeichnet ein Mehr an etwas, einen Überfluss, auf den man verzichten kann, ohne Not zu leiden. Er ist natürlich ein relativer Begriff, der von der jeweils geltenden Norm abhängt. Für die Römer war Eiswasser im Sommer der Inbegriff des Luxuriösen; für uns gehört es seit der Erfindung des Kühlschranks zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens, auf die wir nicht mehr verzichten mögen.

Im heutigen Sprachgebrauch ist Luxus eher positiv besetzt. Aber es stellen sich gleichzeitig auch Bedenken ein, ob das Mehr nicht vielleicht doch ein Zuviel ist, ob dieser Luxus denn wirklich sein müsse ... – eine sprachliche Gratwanderung, bei der es vor allem auf die Untertöne ankommt. Es ist ein Begriff, mit dem man schneller zur Hand ist, um die Lebensumstände anderer zu charakterisieren; auf die eigenen mag man ihn nicht so gern angewendet wissen. Da winkt man lieber mit einer Geste von Understatement ab. Man möchte der Konnotation des Übermaßes, der Verschwendung und des übertriebenen Aufwands entgehen – Vorstellungen, die sich im Sprachgebrauch der Römer sehr viel eindeutiger mit *luxuria* verbanden – was sie aber nicht hinderte, ihn zu praktizieren, ja zu zelebrieren. Der Begriff freilich war eher kritisch unterlegt.

Ganz in den Bereich negativer Wertung geriet, wer sich so mit Luxus umgab, dass daraus ein Lebensstil oder gar eine Mentalität wurde: *luxuria* bedeutet „Schwelgerei", Genusssucht", „Vergnügungssucht", „Prunkliebe". In der erbitterten ideologischen Auseinandersetzung um den römischen „Sittenverfall" nach der Eroberung der Weltherrschaft im 2. Jahrhundert v. Chr. wurde *luxuria* zum Kampfbegriff. Moralisten aller Couleur beklagten, das sittliche Fundament des alten Rom sei unterminiert, weil ein Großteil der Oberschicht eben dieser *luxuria* fröne. Die meisten von ihnen frönten freilich munter mit. Immerhin räumt selbst ein scharfer Luxuskritiker wie Valerius Maximus ein, die *luxuria* sei „ein süßes Gift (*blandum malum*), das man viel leichter anklagen als vermeiden kann ...".

Wir wollen den ideologischen Kriegsschauplatz aber vorerst verlassen. Aus der historischen Distanz ist festzustellen, dass die römische Oberschicht spätestens seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. den Verlockungen der *luxuria* erlegen war und eine innige Beziehung zu ihr unterhielt. An der entscheidenden Voraussetzung dafür mangelte es ja nicht. Die Weltherrschaft hatte genügend Geld in ihre Kassen gespült. Ein erheblicher Teil dieses Reichtums wurde nun in demonstrativen Konsum investiert. Man war reich, und man zeigte es – in Gestalt prachtvoller Landsitze und ausgedehnter, mit griechischen Statuen geschmückter Parks, aufwendiger Gastmähler von wahrhaft lukullischem Raffinement und millionenschweren Schmucks, einer vielköpfigen Sklavenschar und prachtvoller Kleidung. Ohne sich dessen so recht bewusst zu sein, geriet die vornehme Gesellschaft in einen Wettbewerb ostentativer Prachtentfaltung, der zusehends an Eigendynamik gewann und immer höhere Einsätze forderte. Selbst eingefleischte Luxuskritiker konnten sich diesem Prozess nicht wirklich entziehen. Wer nicht mithalten wollte oder konnte, büßte an Sozialprestige ein.

Es hat in der Weltgeschichte kaum eine Gesellschaft gegeben, die so stark durch Statussymbole geprägt war wie die römische – Statussymbole allerdings wie Rangabzeichen an der Kleidung, die zunächst ganz offiziell, vom Staat gewissermaßen vorgeschrieben, den Rang des Einzelnen in der Gesellschaft dokumentierten. Konkurrierend und ergänzend dazu entwickelte sich immer stärker ein „Markt" für inoffizielle Statussymbole, bei denen der Geldbesitz bzw. der Geldeinsatz über die gesellschaftliche Stellung entschied. Die Konkurrenz um *diese* Statussymbole war die Domäne der *luxuria*: Welche Dame konnte mit dem teuersten Perlenschmuck aufwarten, welcher Herr mit der wertvollsten Sammlung griechischer Kunst? Die einen ließen sich in der Öffentlichkeit von einem Heer von Klienten begleiten, um den Passanten und sich selbst die eigene Bedeutung zu demonstrieren, andere hielten mit prachtvollen Leichenzügen für verstorbene Angehörige und eindrucksvollen Grabbauten dagegen.

Prunk und Protz liegen stets nahe beieinander. Nicht jedem war es vergönnt, unter dem Druck, Luxus-Flagge zeigen zu müssen, innerhalb der Grenzen des guten Geschmacks zu bleiben. Auswüchse und Ausschweifungen konnten nicht ausbleiben – ob gewollt oder unbeabsichtigt, spielte, wenn es sich herumsprach, keine Rolle mehr. Der Hauptstadt-Klatsch stand in voller Blüte, und nicht wenige fütterten ihn mit Informationen und Indiskretionen, um sich selbst mit neu errungenen Statussymbolen ins Gespräch zu bringen.

Das kulturgeschichtliche Panorama, das durch eine vergleichsweise reiche literarische Überlieferung, aber auch durch eine reizvolle, um nicht zu sagen: luxuriöse archäologische Hinterlassenschaft entsteht, soll auf den folgenden Seiten in Wort und Bild dargestellt werden – allerdings auch in Abgrenzung von Klischeevorstellungen, denen zufolge es „die alten Römer toll getrieben" haben.

Darf man in Zeiten, da die Geschichtswissenschaft zunehmend die Unterschichten, die Randgruppen und Minderheiten in den Blick nimmt, dem Luxusleben einer verwöhnten und „ausbeuterischen" Oberschicht überhaupt eine solch ausführliche Darstellung widmen? Mit Verweis auf seine Bücher zum Alltagsleben auch der „kleinen Leute" beruhigt der Verfasser sein kritisches Bewusstsein.

Im Übrigen ist zumindest indirekt auch das einfache Volk präsent. In dem von der Oberschicht aufgeführten Schau-Spiel Luxus musste es allerdings mit der Rolle von Zuschauern und Statisten vorlieb nehmen. Dass es das weitgehend widerspruchslos tat, sagt auch einiges über die römische Gesellschaft aus. Ciceros berühmte Formulierung, das römische Volk liebe Luxus im öffentlichen Bereich, verabscheue aber privaten Luxus, wird durch das „Stillhalten" der Plebs Lügen gestraft. Die Prachtentfaltung der Reichen wirkte zum einen nicht als Provokation, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse akzeptiert waren. Zum anderen wurde dem römischen Volk im öffentlichen Bereich auch eine Menge Luxus geboten, der es in gewisser Weise für seine armseligen Lebensumstände entschädigte. Thermenpracht und Massenunterhaltung seien nur als Stichworte genannt. Die Einbeziehung dieser Formen von Luxus würde freilich den Rahmen einer Darstellung sprengen, die sich auf den Luxus im privaten Raum konzentriert.

Wir können einer Oberschicht, der so viel an demonstrativem Prunk lag, keinen größeren Gefallen tun, als ihr dabei zuzuschauen. „Luxus braucht Bewunderer und Mitwisser", hat Seneca richtig erkannt. Zu Mitwissern möchte die folgende Darstellung ihre Leser gern machen; ob auch zu Bewunderern, mögen sie selbst entscheiden.



# „HOFFE NICHT AUF PLATONS STAAT!" – ARMUT UND REICHTUM IN DER RÖMISCHEN GESELLSCHAFT

Womit verschafft sich der Luxus ein Ventil, wenn er am Reichtum Überdruss empfindet? Er spielt Armut. Für zwei Tage tauschten solche reichen Spieler ihre goldüberzogenen, gepolsterten Liegen gegen harte Pritschen ein, legten ihre edle Kleidung zugunsten eines groben Mantels ab und ersetzten Schlemmer-Banketts durch hartes, schmutziges Brot. Ein prickelndes Experiment, dem man die Anerkennung zynischen Einfallsreichtums nicht versagen mag, dessen Authentizität freilich erheblich durch das Bewusstsein litt, das Spiel jederzeit beenden und ins Luxusleben zurückkehren zu können. Als Zeitvertreib gelangweilter Millionäre lehnte Seneca solche Exerzitien ab, nicht aber als – auf drei bis vier Tage (!) erweitertes – philosophisches Erfahrungs-Rollenspiel. Denn am Ende dieser selbst auferlegten Armutsprobe werde man sehen, dass das Glück, satt zu sein, auch mit ein paar Cent erreichbar sei: „Sorgenfreier werden wir im Reichtum leben, wenn wir die Erfahrung gemacht haben, wie wenig schwer es ist, arm zu sein."[1]

Na ja. Kann man in einer solchen Simulationssituation wirklich von der *reservatio mentalis* abstrahieren, dass der *worst case* Armut weit, weit entfernt ist? Im Falle Senecas sage und schreibe 300 Millionen Sesterze – und damit eines der größten Vermögen, über die je ein Römer verfügt hat?[2] Wobei einem Seneca, obwohl er nicht zu den passionierten Luxus-Jüngern zu zählen ist, wohl nicht wirklich klar sein konnte, was bittere Armut, was eine Existenz bedeutete, bei der man tagein, tagaus von der Hand in den Mund leben musste. Er kommt sich schon sehr anspruchslos vor, wenn er auf Reisen zwei Tage lang mit einem Strohsack als Lager vorlieb nimmt, sein Frühstück „in weniger als einer Stunde fertig ist" und er kein Gepäck auf dem groben Bauernwagen dabei hat – auf dem er im Übrigen „nur ganz wenige Sklaven" mitnehmen kann[3].

Das Beispiel Seneca zeigt: Wirkliche Armut konnten sich die Reichen und Neureichen der römischen Gesellschaft wohl nicht vorstellen; allenfalls relative Armut, lateinisch *paupertas*, d.h. beschränkte, mäßige Lebensverhältnisse, nicht aber *egestas*, Bedürftigkeit, bittere Armut, bei der das Sattwerden am nächsten Tage nicht immer gewährleistet war.

## Ohne Erwerbsarbeit kein Überleben

Auf deutlich mehr als die Hälfte der schätzungsweise 50-80 Millionen Menschen, die in der Kaiserzeit im Römischen Reich lebten, dürfte der Begriff *egestas* als Beschreibung ihrer materiellen Lebensverhältnisse zutreffen. Sie lebten am Rande des Existenzminimums. Das Einkommen



*Verkaufsstand eines Brotverkäufers. Wandmalerei aus der Casa del panettiere; Pompeji*

eines Lohnarbeiters lag im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. zwischen einem und vier Sesterzen (= HS), wobei das Preis- und Lohnniveau in verschiedenen Teilen des Imperiums deutlich differierte. Die Hauptstadt Rom war ein ausgesprochen teures Pflaster. Die Mieten waren dort bis zum Vierfachen höher als im restlichen Italien; auch die übrigen Lebenshaltungskosten waren vergleichsweise hoch[4]. Um eine Familie zu ernähren, brauchte ein Arbeiter dort zwischen drei und vier Sesterzen Tagesverdienst[5]; in der Provinz und auf dem Lande mochte ein täglicher Lohn von einem Sesterz ausreichen[6].

Da man sich, was genaue Zahlen angeht, auf schwankendem Boden bewegt – auch weil inflationsbedingt spätestens im 3. Jahrhundert das Lohn- und Preisniveau anstieg –, ist in der Forschung versucht worden, das Existenzminimum über den Kalorienbedarf und die Kosten bestimmter Grundnahrungsmittel zu ermitteln. Nach den Berechnungen M. Prells benötigte ein Vier-Personen-Haushalt rund 10 000 kcal pro Tag. Das entspricht einer Weizenmenge von 3,2 kg. Unter Berücksichtigung der Vergünstigungen beim Bezug öffentlichen Getreides in Rom bedeutete das Kosten von 1,6 Sesterzen täglich. Rechnet man die Ausgaben für Miete, Kleidung und übrige Lebensmittel hinzu, so kommt man zum gleichen Ergebnis: Rund vier Sesterze Tagesverdienst bildeten die Untergrenze, um in der Hauptstadt zu überleben.[7]

Aus Pompeji ist eine Reihe konkreter Preisangaben überliefert. Dort kosteten in den siebziger Jahren des 1. Jahrhunderts ein Pfund Öl (= 0,33 kg) einen Sesterz, 0,5 l Landwein einen As (= 1/4 HS), ein Teller oder ein Tonlämpchen ebenfalls einen As und eine Tunica 15 Sesterze[8].

Die Zahl der jährlichen Arbeitstage dürfte bei Lohnarbeitern zwischen 330 und 350 gelegen haben. Das arbeitsfreie Wochenende war ebenso unbekannt wie in den meisten Arbeitsverhältnissen bezahlte Urlaubs- und Krankheitstage, und die hohe Zahl offizieller Feiertage darf nicht zu dem Fehlschluss verleiten, die meisten Menschen hätten zu diesen Terminen arbeitsfrei gehabt. Natürlich konnte sich jeder nicht fest Angestellte „Auszeiten" nach eigener Entscheidung nehmen und damit den einen oder anderen Festtag mitfeiern, doch verzichtete er damit auf seinen Tagesverdienst. Das musste sorgfältig erwogen werden, da ja vielen Tagelöhnern andererseits auch Zwangsurlaub drohte, wenn sie keine Arbeit fanden. Längere Unterbrechungen der Arbeitstätigkeit bedeuteten für das Gros der Bevölkerung den Sturz ins Elend mit dem Hunger als sicherem Begleiter. Notgroschen waren angesichts von Verdiensten, die gerade zum Überleben reichten, bei vielen Familien nicht vorhanden. Staatliche Sozialhilfemaßnahmen und Leistungen aus öffentlichen Solidarkassen waren unbekannt.

## Sozialleistungen für die Plebs – ein unsicheres Zubrot

Allenfalls konnten in Not Geratene auf private Wohltätigkeit hoffen. Sie war mancherorts in Form von Stiftungen, vor allem für Randgruppen der Gesellschaft wie Kinder, Witwen und Waisen, institutionalisiert. Finanziers waren vermögende Bürger und örtliche Honoratioren. Im Rom behielt sich der Kaiser das Monopol der *liberalitas* („Freigebigkeit") vor. Private Konkurrenz duldete er nicht, weil das einerseits mit Popularitätseinbußen für ihn verbunden gewesen wäre und sich andererseits jemand gerade über seine Beliebtheit als Sponsor eine unerwünschte Machtstellung hätte aufbauen können. Neben gelegentlichen Massen-Bewirtungen des Volkes an hohen Festtagen sowie Verteilungen kleinerer oder größerer Geschenke bei den öffentlichen Spielen bestand die kaiserliche Wohltätigkeit vor allem in ab und zu gewährten Geldgeschenken (*congiaria*). Anlässe dafür waren Regierungsübernahmen, Thronjubiläen oder bedeutende militärische Erfolge. Auch wenn die einzelne *largitio* („Schenkung") mit 75 bis 250 Denaren wahrhaft großzügig ausfiel, war sie doch als klassisches Almosen weder eine fest berechenbare Größe noch stellte sie, auf längere Frist gesehen, mehr als einen Tropfen auf den heißen Stein dar. Geringverdiener, die in der 45-jährigen Regierungszeit des Augustus in den Genuss aller sieben *congiaria* mit einer Gesamtausschüttung von 570 Denaren gekommen waren, hatten damit pro Jahr nicht mehr als knapp zwei Wochenlöhne geschenkt bekommen – nicht gerade der Grundstock für eine spürbare Verbesserung ihrer Lebensumstände und -qualität.

Auch die rund 200 000 Empfänger kostenlosen Getreides in der Hauptstadt gehörten dank dieser staatlichen Fürsorge keineswegs zu den Besserverdienenden. Der tägliche Ernährungswert der Getreideration lag zwischen 3 000 und 4 000 Kalorien. Damit war eine drei- bis vierköpfige Familie nicht satt zu bekommen, von den übrigen Lebenshaltungskosten – die ja in Rom überdurchschnittlich hoch waren – ganz zu schweigen. In anderen Städten des Reiches, wo es ähnliche Fürsorgemaßnahmen vonseiten

der Kommune oder der lokalen Führungsschicht gab, sah es nicht anders aus: Nirgendwo konnte sich der mittellose Bürger ohne eigene Erwerbstätigkeit finanziell über Wasser halten, und selbst unter Berücksichtigung der skizzierten Maßnahmen staatlicher oder privater Wohltätigkeit lebten weite Kreise der Bevölkerung des Imperium Romanum am Rande des Existenzminimums. Dabei ging es den städtischen Unterschichten in der Regel materiell besser als den ländlichen. In dem Augenblick, da eine Verknappung des Grundnahrungsmittels Brot drohte, sorgten die Behörden mit Nachdruck für den Nachschub in die Stadt[9]. Unruhe bei drohenden Versorgungsengpässen war in der dicht besiedelten Stadt politisch erheblich brisanter als Unzufriedenheit bei einer weit verstreut lebenden Landbevölkerung. Aufgrund derselben Logik kamen die Landbewohner auch nicht in den Genuss irgendeiner Form organisierter Wohltätigkeit.

*Geldspende des Kaisers. Ein Bürger steigt die Treppe zum Podest hoch. Sesterz des Commodus, 181 n. Chr.*

## Vermögen bestimmt die Klasse

Dem Riesenheer der Habenichtse stand eine kleine Schicht von Reichen und Superreichen gegenüber. Zu den – jedenfalls aus der Sicht der mittellosen Römer – Wohlhabenden zählten die Angehörigen des Dekurionenstandes. Nur wer zum *ordo decurionum* gehörte, konnte Mitglied eines Stadtrates sein und musste als solches seiner politischen Tätigkeit nicht nur ehrenamtlich nachgehen, sondern auch noch als Sponsor im Bereich kommunaler Bautätigkeit und öffentlicher Spiele sowie in karitativer Hinsicht bereit stehen. Als Mindestvermögen für die Zugehörigkeit zum Dekurionenstand galten in der Regel 100 000 Sesterze. Je nach Wirtschaftskraft konnte in größeren Städten das Limit höher, in kleineren niedriger angesetzt sein[10].

Bei einer durchschnittlichen Vermögensrendite von fünf bis sechs Prozent, die als Mischkalkulation aus verschiedenen Einkunftsarten (landwirtschaftlicher Grundbesitz, Gewerbe, Vermietung, Geldverleih) als realistisch und dauerhaft angenommen werden kann, lag das Pro-anno-Einkommen der Dekurionen bei 5 000-6 000 Sesterze. Das reichte, um materiell sorgenfrei leben und Rücklagen für schlechte Zeiten bilden zu können. Im Grundsatz trifft das auch auf die weniger begüterten Dekurionen zu, die in wirtschaftlich schwächeren Regionen nur die Hälfte dieser Jahreseinkünfte erreichten. Die Zahl der Dekurionen dürfte im gesamten Reich zwischen 100 000 und 150 000 gelegen haben.

Mit Reichtum hatte das freilich noch nichts zu tun. Dazu war mindestens der Ritter-Census erforderlich. Er lag bei 400 000 Sesterzen. Das entspricht einem Jahreseinkommen von mindestens 20 000. Der *ordo equester* war, finanziell gesehen, alles andere als homogen; es gab gewaltige Spreizungen innerhalb des Standes. Die Gesamtzahl der *equites* schätzt man für das 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. auf etwa 20 000.

Die 600 Senatoren waren Angehörige der ranghöchsten Klasse. Natürlich musste ihr Mindest-Census im traditionell timokratischen römischen System deutlich über dem der Ritter liegen. Dieser offizielle Abstand blieb bei einer Grenze von einer Million Sesterzen gewahrt. Allerdings besaßen nicht wenige Ritter erheblich größere Vermögen als viele „Durchschnitts"-Senatoren, auch wenn diese tatsächlich meist reicher waren, als es der Census vorschrieb. Auch der *ordo senatorius* wies im Hinblick auf seine Finanzkraft ausgesprochen große Unterschiede auf. Es gab – wenige – Senatoren, die fürchten mussten, unter den Mindest-Census abzurutschen und damit ihren Stand zu verlieren, und es gab auf der anderen Seite Senatoren, die mehrere 100 Millionen Sesterze „schwer" waren.

## Millionäre, Multimillionäre, Supermillionäre …

Waren große Vermögen auf die beiden höchsten Klassen der römischen Gesellschaft beschränkt? Keineswegs. Wenn jemand sehr wohlhabend war, bestand zwar eine relativ hohe Wahrscheinlichkeit, dass er den Rang eines Ritters oder Senators bekleidete. Es wurden aber auch unabhängig von der Standeszugehörigkeit große Vermögen aufgebaut und vererbt. Unternehmer, Kaufleute und Angehörige freier Berufe wie Ärzte, Rechtsanwälte, Rhetoren oder Schrift-

steller – Vergil, der Dichter der *Aeneis*, hatte rund 10 Millionen Sesterze von Gönnern geschenkt bekommen[11] – konnten als „Bürgerliche" reich werden, darunter selbst Freigelassene, die als Geschäftsführer ihrer ehemaligen Herren zu Geld kamen oder auch in Eigenregie unternehmerischen Erfolg hatten.

Wenn kaiserliche Freigelassene aufgrund einer führenden Stellung in der Administration zu Spitzenvermögen kamen – oft genug unter Missbrauch ihrer Macht –, bildete das natürlich einen idealen Nährboden für Klatsch und Gerüchte. Grund genug für die römischen Historiker, uns die Namen dieser Vermögenskarrieristen zu überliefern. Aber auch Freigelassene, die weniger im Rampenlicht der Öffentlichkeit standen, gelangten gelegentlich zu märchenhaften Reichtümern. Das berühmteste Beispiel ist die Kunstfigur Trimalchio, ein Freigelassener, der mit Handelsaktivitäten steinreich geworden ist und dann in Großgrundbesitz investiert hat: „Er besitzt Ländereien, soweit die Habichte fliegen, und Geld ohne Ende!"[12] Was Petron hier einen Bekannten des Hausherrn berichten lässt, muss bei aller satirischen Übertreibung seine Entsprechung in der Wirklichkeit gehabt haben. Sonst würde dieser Teil seines Romans der Grundlage und damit des Wiedererkennungswertes und der Glaubwürdigkeit entbehren. Das Gleiche trifft auf die Charakteristik Trimalchios zu: Ein Neureicher, der in jeder Minute mit seinem unermesslichen Vermögen geradezu zwanghaft protzen muss und sich in seiner „raffiniert"-luxuriösen Lebensführung von niemandem übertreffen lassen will.

Trimalchio wäre, hätte es ihn im wirklichen Leben gegeben, zu den „Schwergewichten" in der pekuniären High Society Roms zu zählen gewesen, d.h. zu jener besonderen Schicht von Superreichen, die sich sehr deutlich von den „Normalreichen" unterschied. Wie sehr die römische Gesellschaft auch im gewissermaßen oberen Segment eine Klassengesellschaft war, zeigen die Berechnungen S. J. Bastomskys eindrucksvoll. Nach Bastomsky[13] gehörten der Jüngere Plinius im 1. Jahrhundert n. Chr. und Cicero im 1. Jahrhundert v. Chr. zu den „Normalreichen". Dass ausgerechnet zwei Literaten als Repräsentanten dieser Schicht erscheinen, beruht auf der Quellenlage: Beide sprechen in ihren Werken auch über ihre finanziellen Verhältnisse.

Plinius verfügte über Großgrundbesitz, der bei einer üblichen Ertragsquote von fünf bis sechs Prozent etwa eine Million Sesterze im Jahr abwarf. Cicero, der neben den Einnahmen aus seiner Anwaltstätigkeit ebenfalls aus landwirtschaftlichen Gütern sowie aus Mietshäusern Einkünfte bezog, verdiente schätzungsweise eine Dreiviertelmillion Sesterze im Jahr.

Verglichen mit den höchsten Vermögen ihrer Zeit, waren diese an sich veritablen Jahresverdienste geradezu *peanuts*. So pflegte Marcus Crassus, Ciceros Zeitgenosse und Triumvirats-Partner Caesars, festzustellen, niemand sei wirklich reich, der nicht aus seinem laufenden Jahreseinkommen eine Legion unterhalten könne[14]. Die Kosten dafür lagen bei rund vier Millionen Sesterzen – wobei Crassus diese „Untergrenze" für wahren Reichtum mit einem Vermögen von rund 200 Millionen Sesterzen um das Dreifache übertraf. Die reichsten Männer der Kaiserzeit besaßen 300-400 Millionen Sesterze. Sie erzielten daraus Jahreseinkommen von rund 20 Millionen Sesterzen.

## Aufstiegschancen wie im Lotto

Damit ergeben sich Aufsehen erregende Relationen zwischen den Armen, den „Normalreichen" und den Superreichen. In Ciceros Zeit war das Einkommen der Reichen 714-mal so hoch wie das der Armen, das der Superreichen aber 10 476-mal so hoch. In der frühen Kaiserzeit weitete sich die Schere in der Schicht der Reichen noch einmal. Die Verhältniszahlen lagen bei 1 : 714 : 17 142. Damit erweisen sich die Einkommensunterschiede im Römischen Imperium als bedeutend gravierender als im England der Viktorianischen Epoche. Trotz der Industriellen Revolution erreichen die englischen Vergleichszahlen um 1880 „nur" Spannen von 1 : 24 : 6 000. Armut und Reichtum, das zeigen diese – natürlich nur von der Größenordnung her aussagekräftigen – statistischen Größen, standen in Rom in noch weitaus schärferem Kontrast zueinander als in der englischen Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts.

Welch Schwindel erregende Höhe einzelne Vermögen in der Kaiserzeit erreichten, mag man auch daran ablesen, dass die 400 Millionen Sesterze eines Narcissus oder eines Lentulus den jährlichen Gesamteinnahmen und -ausgaben der Staatskasse unter Augustus entsprachen – und damit einem guten Drittel der gesamten jährlichen Staatsausgaben[15]. Allerdings dürften sich Spitzenvermögen der Größenordnung „superreich" auf rund 150 bis 200 Personen beschränkt haben. Bei 50-80 Millionen Einwohnern des Imperium Romanum kamen damit etwa drei extrem Reiche auf eine Million Einwohner.

Trotz der gewaltigen Kluft zwischen Arm und Reich ist die römische Gesellschaftsordnung niemals ernsthaft in Frage gestellt worden. Es gab, von unbedeutenden Gruppen abgesehen, keine Forderungen, sie umzustürzen und den Wohlstand gerechter zu verteilen. Unruhe unter den armen Volksmassen entstand nur, wenn Hungerkrisen drohten. Die öffentlichen „Sozialmaßnahmen" dienten im Wesentlichen dazu, solchen Hungerrevolten vorzubeugen. Kostenlose oder verbilligte Getreiderationen für die städtischen Unterschichten erwiesen sich neben der *liberalitas* des Kaisers und der Honoratiorenschicht in den Landstädten als wichtigste – und im ganzen zuverlässige – Stabilisatoren der Gesellschaftsordnung. Nicht nur in Zeiten der Not gaben die Reichen etwas von ihrem Reichtum ab, um Wohltätigkeit zu demonstrieren. Sie wussten, dass das ein gutes Investment in Sachen Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Status quo war. Und solange auch Aufsteiger vom Schlage eines Trimalchio bewiesen, dass selbst ehemalige Sklaven zu gigantischem Reichtum gelangen konnten, mochten Millionen Römer von ähnlichen Karrieren träumen. Die grundsätzliche vertikale Durchlässigkeit der römischen Gesellschaft bot solchen Träumen Nahrung, auch wenn sie nur für die allerwenigsten in Erfüllung gingen.

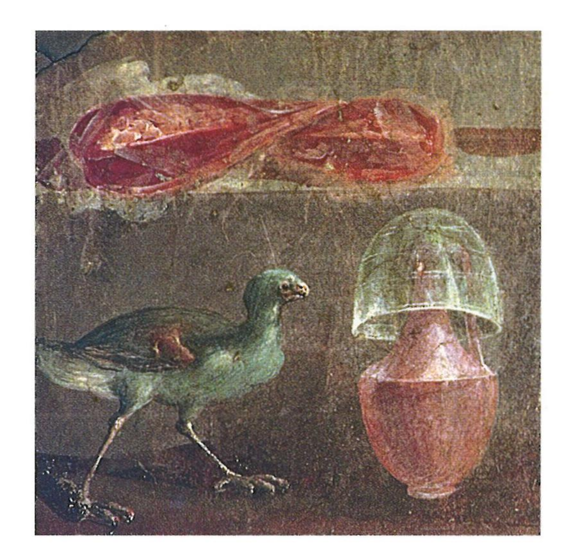
So findet der amerikanische Tellerwäschermythos seine Entsprechung in Rom in Gestalt individueller Aufstiege vom Sklaven oder Lohnarbeiter zum Multimillionär. Darin mochte, wer sich mit seinen miserablen Lebensbedingungen nicht wie die allermeisten klag- und perspektivlos abfand, seine Chance erblicken, nicht aber in großen theoretischen Entwürfen. „Hoffe nicht auf Platons Staat!", rät der Kaiser Marc Aurel[16] und spielt dabei auch auf den von Platon für seinen Idealstaat empfohlenen Güterkommunismus an. Marc Aurel war Stoiker. Und deren Credo war, dass Armut und Reichtum nicht als wahre Güter zu betrachten seien, sondern lediglich als *adiaphora*, „Zufallsgüter", deren Besitz oder Nichtbesitz zum wahren Glück nichts beitrügen.

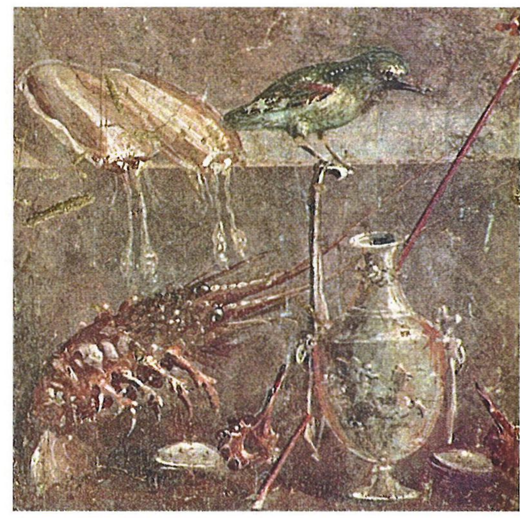
Immerhin waren die Stoiker, was unser Thema angeht, durchaus konsequent: Luxus lehnten sie als dünkelhafte Zurschaustellung von Reichtum entschieden ab[17]. Freilich gab es in der römischen Oberschicht genügend Salon-Stoiker, denen die Kluft zwischen Theorie und Praxis nicht allzu große Gewissensqualen bereitete.



# LUCULLUS UND DIE FOLGEN – TISCHKULTUR UND TAFELLUXUS

Wissenschaft und Wirkungsgeschichte gehen mitunter sehr unterschiedliche Wege. Bei wohl keiner Gestalt des Altertums sind sie so extrem weit voneinander entfernt wie bei Lucullus. Caius Licinius Lucullus (117-56 v. Chr.) – in den gängigen Antike-Lexika finden sich mehr oder minder ausführliche Darstellungen seines politischen und vor allem seines militärischen Wirkens. Er war ein ebenso bedeutender wie fähiger Heerführer; die Zahl seiner Erfolge überstieg die seiner Misserfolge bei weitem. Er besiegte den in römischen Augen geradezu aufsässigen König Mithridates VI. von Pontos und führte sein Heer bis nach Armenien. Aus innenpolitischen Gründen musste er den endgültigen Sieg zwar seinem Nachfolger Pompejus überlassen, doch war unbestritten, dass die Grundlagen des Sieges über Mithridates unter seinem Kommando gelegt worden waren. Soweit die Perspektive des Althistorikers auf Lucullus. Die nicht-wissenschaftliche Nachwelt hat stets etwas ganz anderes an Lucullus fasziniert. Feldherr? Politiker? Verwaltungsbeamter? Nie gehört in diesem Zusammenhang!





*„Appetizer" an der Wand: Stillleben mit Purpurhuhn und Eisvogel …*

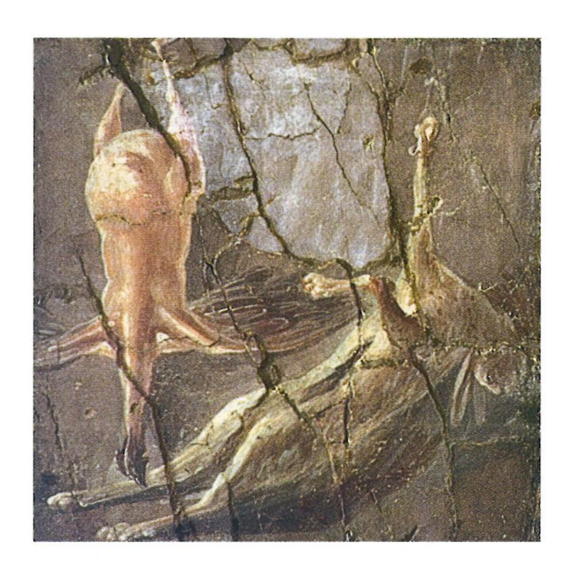
Bekannt aber ist er als Prototyp des Feinschmeckers, des Genussmenschen, des Lebemannes. Lucullus – das ist *der* römische Gourmet par excellence, gerade eben einer, der *nicht* das „übliche" Römertum zu repräsentieren scheint. Eben kein „Kommisskopp", kein nörgliger „Typ" wie der Alte oder auch der Jüngere Cato, sondern inmitten all der Sittenstrenge, des (scheinbaren) Übergewichts des Militärischen und Politischen geradezu eine Lichtgestalt der Lebensfreude, des Hedonismus, der Liebe zum Schönen, Leckeren, Raffinierten und Teuren. Drei von 43 Kapiteln der Lucullus-Biographie des Plutarch haben als Basis und Weichenstellung für diese Wirkungsgeschichte des Lucullus ausgereicht.

Wer zum „Speisen wie bei Lucullus" einlädt, wer gar „lukullische Genüsse" in Aussicht stellt, kann einer positiven Resonanz gewiss sein. Und so ist es kein Wunder, wenn sich „Lucullus" in ganz Europa als werbewirksamer Begriff für Schlemmen im positiven Sinn durchgesetzt hat. „Lucullus" firmiert als Markenname für Gewürze ebenso wie als Bezeichnung für Catering Services in Deutschland wie im skandinavischen Raum. Die Zahl der Restaurants, Cafés, Bistros und Hotels mit dem Namen „Lucullus" ist schier unübersehbar. Und auf Speisekarten finden sich besondere Leckerbissen des Hauses gern als Spezialitäten à la Lucullus. Man stößt auf ein *beefsteak Lucullus*, ein *paté de canard Lucullus*, *kalvsflees Lucullus* oder eine *insalata Lucullus*. „Lucullus" nennt sich die Zeitschrift eines Metzgerverbandes. Und ein griechisches Restaurant in München reklamiert den Römer Lucullus qua Namensgebung als einen der „ihren" – was historisch noch einigermaßen angeht, weil der Feldherr tatsächlich griechische Gesittung mit nach Rom gebracht hat. Etwas gewagter erscheint dagegen die Menü-Creation „Lucullus" eines im schweizerischen Mahren ansässigen Party-Service, der auf ostasiatische Geschmacksrichtung setzt – so weit ist das Heer des Lucullus selbst bei wohlwollendster Auslegung nicht gekommen. Sei's drum: Auch „Lumpia, Riesencrevetten, Lachsforellen, Pouletbrust, gedämpfter Reis, Reisnudeln und exotisches Fruchtsorbet" munden der Kundschaft sicher noch besser, wenn sie mit dem Namen des berühmten römischen Feinschmeckers geadelt sind. In Italien schließlich gilt es als hohes Lob festzustellen, dass ein Essen „des Lucullus würdig sei". Lässt sich, zumal angesichts der unbestrittenen Qualität der italienischen Küche, ein höheres Lob in Sachen Esskultur denken?

## LUCULLUS ALS TRENDSETTER DER ESSKULTUR

Kein Zweifel: Lucullus hat es geschafft. *Den* Nachruhm kann ihm keiner streitig machen. Wer auch immer zu einer einschlägigen Legendenzertrümmerung ausholen wollte (es will im Übrigen keiner) – er würde schmählich scheitern. Die Kulturgeschichte hat ihr Urteil gesprochen – ob es den gestrengen Althistorikern passt oder nicht.

Oder auch den Kritikern des Lucullus in der Antike! Sie wollen nämlich, wenn sie Details über die Tafelfreuden des Gourmets auftischen, eigentlich eher Abscheu und Empörung ob der „Verschwendungssucht" und „lukullischen Prasserei" eines Ex-Generals wecken, seine Metamorphose vom strengen Feldherrn zum verweichlichten Privatier brandmarken. Der moralische





*... Hase, Geflügel und Obst; Fresken aus Herculaneum*

Abstieg ihres Kriegshelden mündete in der Rezeption unversehens in den steilen Aufstieg zum Genussheros. Allzu verführerisch, allzu legendär im wahrsten Sinne des Wortes waren die phantasievollen Diner-Inszenierungen eines Mannes, der sich der Gaumen- und allgemeinen Sinnenfreude, der Ästhetik des Luxus mit schon wieder bewundernswerter Radikalität verschrieben hatte – „satter", dankbarer Stoff für die kulturgeschichtliche *yellow press* aller Niveaus.

Römische Zeitgenossen hätten sich verwundert die Augen gerieben, wenn sie diesen Nachruhm des Lucullus mit seinem ausgesprochen positiv besetzten Namen hätten voraussehen können. Natürlich schätzten ihn viele als Trendsetter des Luxus und erhoben ihn zum Vorbild. In Traditionalisten- und Moralistenkreisen dagegen war er sehr umstritten. Zum einen, weil er seinem Leben nach der erzwungenen Zurruhesetzung als Politiker und Militär diese Wende gegeben hatte[1] und damit seine früheren Leistungen zu desavouieren schien. Zum anderen, weil man ihm gerade das Exemplarische seiner „neuen" Lebensweise ankreidete: Er machte den Luxus gewissermaßen hoffähig. Ein ganz schlechtes Beispiel habe er mit seiner Neigung zu Prachtbauten gegeben, tadelt Varro ihn[2]. Der Historiker Velleius Paterculus kritisiert, er habe, „sonst ein großartiger Mann, als erster den verschwenderischen Luxus bei Gebäuden, Gastmählern und Hausrat eingeführt"[3]. Ein milder Tadel Ciceros geht in die gleiche Richtung: Wer so in der Öffentlichkeit stehe wie Lucullus, müsse auf das Maß achten, um nicht an andere falsche Signale zu geben[4].

Vom Maßhalten war der Tafelluxus des Lucullus allerdings weit entfernt. Seine Bankette erlangten ihre Berühmtheit durch die Kongenialität der drei entscheidenden Bestandteile. Sie glänzten einmal durch eine verschwenderische Ausstattung. Purpurne Decken, edelsteinbesetzte Becher und kostbarer Hausrat waren Standard. Außerdem „stimmte" das Programm. Musikalische und tänzerische Aufführungen begleiteten die Diners und gaben ihnen einen Zeitrahmen von etlichen Stunden. Wie später bei seinen „Jüngern" dürften auch die *cenae* des Lucullus ab und zu sechs, sieben oder acht Stunden gedauert haben. Kein Zweifel, dass sich damit ein hoher Aufwand an Darbietungen zur Unterhaltung der Gäste verband.

Schließlich die kulinarische Seite. Die Schlemmereien im Hause des Lucullus zeichneten sich durch die Raffinesse einer *haute cuisine* aus, für die der Hausherr die besten Köche engagierte. Es wurden Delikatessen und Leckerbissen serviert, die bis dahin noch nie auf einer römischen Speisekarte gestanden hatten oder jedenfalls nicht in der Zubereitung und Kombination à la Lucullus. Ein üppiges Speisenangebot mit zahlreichen Gängen war das eine – und auch die daran vornehmlich interessierten Gourmands kamen auf ihre Kosten. Exquisite, neuartige Kost das andere. Dabei setzte Lucullus besondere Maßstäbe. Um nicht auf jahreszeitliche Schwankungen im natürlichen Delikatess-Angebot angewiesen zu sein, ließ Lucullus Tiergehege (*vivaria*) anlegen, aus denen seine Küche jederzeit „Frischfleisch" beziehen konnte[5]. Das traf selbst auf Drosseln zu. Sie galten unter Feinschmeckern als Spezialität, und Lucullus war der erste Römer, der sie in Volieren mästen ließ[6].

Was für Fleisch galt, musste auch für Fisch gelten. Lucullus gehörte zu den – von Cicero bespöttelten – Fischteichbesitzern (*piscinarii*), die sich auf ihren ländlichen Luxusanwesen Zucht-

teiche anlegen ließen und sich selbst intensivst um ihre Liebhaberei kümmerten[7]. Dabei scheute Lucullus selbst vor gewaltigen Investitionen nicht zurück: Um seine Fischteiche mit frischem Meerwasser versorgen zu können, ließ er bei einem seiner Landhäuser nahe Neapel einen Bergrücken durchstechen und so einen Verbindungskanal zum Meer bauen. Das trug ihm den – zwischen Spott und Anerkennung angesiedelten – Beinamen eines *Xerxes togatus* ein, eines „Xerxes im Römergewand": eine Anspielung auf den Perserkönig, der 480 v. Chr. den Athos-Kanal hatte anlegen lassen[8].

In Obstgärten züchtete er Früchte und Obst aller Art, darunter als erster Europäer die Kirsche. Sie hat er von seinen Feldzügen im Pontos-Gebiet nach Italien gebracht. Genauer: aus der Stadt Kerasos am Schwarzen Meer. Als „Frucht von Kerasoi", lateinisch *cerasus* oder *cerasum*, trat sie im „Gefolge" des Lucullus seit 74 v. Chr. ihren großen Siegeszug in ganz Europa an. In 120 Jahren hatte sie sich zur Zeit des Älteren Plinius schon bis nach Britannien verbreitet[9]. Dort heißt sie noch heute *cherry*, und natürlich ist auch das deutsche Wort „Kirsche" ein Lehnwort von *cerasum*. Die „dauerhafteste Beute aus dem Pontischen Krieg" nennt sie ein moderner Kulturhistoriker und fügt hinzu: „Mit jeder Kirsche, die wir pflücken, sind wir bei Lucullus zu Gast."[10]

### Wenn Lucullus bei Lucullus speist

*Man berichtet, Lucullus habe einmal einige Griechen, die nach Rom gekommen waren, viele Tage bei sich bewirtet. Diese hätte sich daraufhin … geschämt und eine weitere Einladung abgelehnt, weil sie meinten, dass ihretwegen ein solcher Aufwand getrieben werde. Aber Lucullus habe lächelnd zu ihnen gesagt: „Ein bisschen davon geschieht auch euretwegen, liebe Griechen, das meiste aber wegen Lucullus." – Als er einmal allein speiste und nur eine Tafel und ein mittelmäßiges Essen aufgetragen wurde, ließ Lucullus den verantwortlichen Sklaven rufen und machte ihm Vorwürfe. Als der sich verteidigte, er habe nicht geglaubt, dass Lucullus ein üppiges Essen verlangen werde, weil niemand geladen sei, rief er: „Was sagst du da? Wusstest du nicht, dass heute Lucullus bei Lucullus speist?"*

Plutarch, Lucullus 41

## Im „Apollon" nicht unter 50 000 Sesterzen Essbudget

Lucullus führte ein ausgesprochen gastfreundliches Haus. Richtiger ausgedrückt: gastfreundliche Häuser. Denn natürlich besaß er neben seinem Stadthaus in Rom mehrere repräsentative Landsitze. Gäste waren stets willkommen – sicher auch, weil luxuriöse Lebensführung danach strebt, sich anschauen und bewundern zu lassen. Erlesene Tafelfreuden im Verborgenen sind meist nicht nach dem Geschmack der Gourmets; man möchte sich im Kreise echter Connaisseurs ja auch austauschen …

Ein weiterer Grund für die ausgeprägte Gastfreundschaft und darüber hinaus für die Entfaltung eines privaten Tafelluxus in Rom war das Fehlen einer Restaurantkultur. Kneipen, Gaststätten und Garküchen gab es, aber keine Restaurants für gehobene Ansprüche, geschweige denn Nobeladressen mit „Sterne-Küche". Wer vornehm oder gar exquisit speisen wollte, musste sich entweder in ein Privathaus einladen lassen oder selbst zu sich nach Hause einladen.

Zumindest im Stadtpalast des Lucullus in Rom gab es mehrere Speiseräume, die je nach Anlass und Prominenz der Gäste unterschiedlich ausgestattet waren und verschiedene Budgets pro Abendgesellschaft hatten. Damit gelang es Lucullus einer berühmten Anekdote zufolge einmal, Cicero und Pompejus zu überlisten. Bei einem zufälligen Zusammentreffen auf dem Forum regte Cicero einen Besuch bei Lucullus an. Der lud die beiden freudig zu einem Diner ein, bat aber um einige Tage Vorbereitungszeit. Um den Gastgeber nicht in Kosten zu treiben, bestanden Cicero und Pompejus darauf, am selben Nachmittag zu kommen. Es reiche ihnen völlig aus, an der für den Hausherrn vorbereiteten Tafel zu speisen. Und sie ließen auch nicht zu, dass er seinen Sklaven besondere Anweisungen für das Diner erteilte.

Lediglich ein „Apollon" durfte er einem Sklaven zuflüstern, den Namen eines seiner Speiseräume. Damit wusste das Personal über Tafelschmuck und Speisenfolge Bescheid. Und über das Kostenlimit für das Essen. Es lag bei 50 000 Sesterzen. Für die gleiche Summe hätten mindestens 20 000 mittellose Bürger satt werden können.

Man sieht: In puncto Großzügigkeit ließ sich ein Lucullus von niemandem übertreffen. Und auch nicht in puncto Schnelligkeit. Cicero und Pompejus jedenfalls konnten es nicht fassen, in welcher kurzer Zeit ihr Gastgeber eine so extravagante *cena* hatte herrichten lassen[11]. Das war

eine in jeder Hinsicht eindrucksvolle Demonstration lukullischen „Alltags" gewesen, und auch die Tatsache, dass der Hausherr nach Crassus als zweitreichster Mann Roms „gehandelt" wurde, relativierte diesen Eindruck kaum.

Lucullus wirkte auf die Zeitgenossen, die über ähnliche Finanzmittel verfügten, in Sachen Tafelluxus zweifelsohne stilbildend. Sein Vorbild wurde nachgeahmt, und die demonstrative Art, in der er seinen Lebensstil praktizierte, macht klar, dass er großen Gefallen daran fand. Nur in einem einzigen Punkt ist, glaubt man der Überlieferung, diese exemplarische Entfaltung von Tafelluxus nicht aufgegangen. Auf seinem Landgut bei Tusculum hatte Lucullus eine riesige Voliere bauen lassen, in die ein Speisesaal integriert war. Eine überaus delikate Idee, denn dank dieser Kombination konnten die Tafelnden einen Teil der Vögel in der Terrine aufgetischt, einen anderen Teil von ihnen munter im Vogelhaus umherfliegen sehen. Auf das authentische Diner-Erlebnis wirkte sich nur ein Umstand abträglich aus: Der Kotgestank der noch lebenden vergällte den Appetit auf die schon geschlachteten Vögel. Augen und Nase trugen in diesem Speisesaal eine Konkurrenz aus, die sich – ein Ausnahmefall in der sonst so gekonnten, auf alle Sinne abgestimmten Bankett-Inszenierung des Lucullus – als reichlich störend erwies[12].

Wachteln und Turteltauben verzichten mochten, wurden im Laufe der Zeit Volieren gebaut, in denen mehrere Tausend Vögel gemästet wurden.

Der römische Feinschmeckermarkt nach Lucullus erwies sich als geradezu boomende Wachstumsbranche. „Veredelungen" landwirtschaftlicher Produkte und Erzeugnisse des höchsten Feinkost-Segments warfen hohe Renditen ab, in manchen Sparten sogar märchenhafte Gewinne. So machte ein gewisser M. Aufidius Lurco im 1. Jahrhundert v. Chr. ein Vermögen mit seiner Geschäftsidee Pfauenzucht. Nachdem Pfauen erstmals bei einem Augurenessen aufgetischt worden waren, galten sie in der feinen Gesellschaft als „in". Zu Lurcos Wohl: Die Nachfrage ließ die Preise für Pfauenfleisch und -eier in die Höhe schnellen: 20 Sesterze für ein Ei, 200 für ein Tier. Eine Herde von 100 Pfauen brachte 40 000 Sesterze Gewinn pro Jahr[14]. Und Aufidius Lurco verkaufte nicht nur, sondern genoss auch selbst. Sein offenbar in dieser Zeit erworbenes Cognomen verrät es: *lurco* ist der „Schlemmer".

Ein Jahrzehnt lang hatte Lucullus Zeit, sich nach Abschluss seiner militärischen Karriere auf dem Felde des Bau- und Tafelluxus neue Meriten zu erwerben. Er nutzte sie mit nachgerade programmatischer Hingabe. Seine Gesundheit ließ er sich durch die Tafelgenüsse nicht ruinieren. Ein Sklave wachte darüber, dass er beim Speisen

*Aufidius Lurco entdeckte sie als lukrative Spezialität: Pfauen; Grabmalerei aus Ostia, 3. Jh.*



## „Edelfress-Welle" und „Lucullus-Diät"

Spätere Schlemmer wussten aus der Fehlkonstruktion der Lucull'schen „Live-Voliere" zu lernen: Sie trennten das Speisezimmer durch eine Glaswand vom Vogelgehege ab. Im Übrigen stellte sich die im doppelten Sinne des Wortes lukullische Vogelhaltung als ausgesprochen lukrative Geschäftsidee heraus[13]. Da römische Feinschmecker zu keiner Jahreszeit auf Drosseln,

Maß hielt, und zog ihm notfalls selbst bei öffentlichen Banketts die Hand weg, wenn er über die Stränge zu schlagen drohte – kein rühmliches Verhalten in den Augen von Moralisten, aber ein sehr effektives[15]. Als unkonventionellen Weg zum Schlankwerden oder Schlankbleiben hat dieses Verfahren in unserer an einschlägigen Rezepten ja wahrlich nicht armen Zeit offenbar noch niemand vorgeschlagen. Dabei könnte eine „Lucullus-Diät" *der* „Renner" werden ...

## Feigenleber, Flamingozungen, Hahnenkämme

Rund 80 Jahre nach dem Tode des Lucullus erstrahlte am nunmehr etablierten Firmament römischen Schlemmertums ein neuer heller Stern. Zeitgenössische Kritiker hätten eher gesagt: ein besonders greller. In der Tat galt der Mann, von dem jetzt die Rede sein soll, als Repräsentant äußerst raffinierten Speisegenusses. Sein Name war damals in aller Munde: Marcus Gavius Apicius.

Apicius? Heute eher ein vergessener Gourmet, allenfalls ein Geheimtipp. Sein Bekanntheitsgrad ist so eingeschränkt, dass er in der modernen Welt eher selten als Namenspatron für lukullische Genüsse gewählt wird. Ein paar Restaurants im In- und Ausland – u.a. in Paris und Edinburgh – berufen sich auf ihn, in Florenz wirbt eine italienische Kochschule mit seinem Namen, und in Spanien heißt ein magazine digital de gastronomia „Apicius". Mit der Popularität eines Lucullus aber kann es Apicius in Sachen Nachruhm – oder werblicher Usurpation, wenn man es polemisch formulieren will – überhaupt nicht aufnehmen.

### Männer, die römische Gourmetgeschichte schrieben ... – I

*94 v. Chr.: Servilius Rullus lässt erstmals einen ganzen Eber servieren.*

*55 v. Chr.: Quintus Hortensius bereichert die Speisekarte durch Pfauen-Braten.*

*um 50 v. Chr.: Scipio Metellus und Marcus Seius verbessern die Gänseleber durch Einlegen in Milch und Honigmet.*

*unter Kaiser Tiberius: Marcus Gavius Apicius lässt Singvögel und Flamingozungen auftischen.*

Bleibt da noch die Schar der „Eingeweihten", die das unter seinem Namen überlieferte lateinische Kochbuch kennen. Es gibt sie tatsächlich: zwölf Bücher des Apicius *de re coquinaria*, „Über die Kochkunst", mit 478 original römischen Kochrezepten. Rund 300 davon gehen auf Apicius selbst zurück, die übrigen sind bei einer zusammenfassenden Redaktion im 4. Jahrhundert aus anderen Quellen genommen und mit dem Werk des Apicius vereinigt worden. Die Kochrezepte sind eher schlicht und bodenständig, nur selten blitzt etwas vom exquisiten Geschmack ihres Verfassers auf. So wertvoll dieses einzigartige lateinische Fachbuch ist – den Ruf des Apicius als Feinschmecker der Luxusklasse hat es sicher nicht begründet.

Da muss man schon auf andere Quellen zurückgreifen. Plinius, alles andere als ein Freund des Tafelluxus oder gar ein „Jünger" des Apicius, überliefert einige besonders extravagante *haute-cuisine*-Ideen seines kulinarischen „Lieblingsfeindes". Die folgenreichste spiegelt sich noch heute im Namen einer – allerdings unverfeinerten – Delikatesse. Die Rede ist von der Leber, italienisch *fegato*, spanisch *higado*, französisch *foie*, portugiesisch *figado*. Wer im Lateinunterricht gelernt hat, dass die Römer die Leber *iecur* nannten, stolpert über den ganz anderen Begriff in den romanischen Sprachen. Des Rätsels Lösung bietet eine Erfindung des Apicius. Er pflegte Schweine mit getrockneten Feigen zu mästen und ihnen kurz vor dem Schlachten süßen Honigwein (*mulsum*) einzuflößen. Ergebnis dieser Mast war eine besonders wohl schmeckende Leber: *ficatum iecur*, „Feigenleber" (von *ficus*, „Feige"[16]). Oder eben in der Kurzform *ficatum*[17], die unschwer als Ursprungswort von *fegato* oder *foie* zu erkennen ist.

Apicius galt außerdem als Erfinder einer der luxuriösesten Delikatessen: der Flamingozungen. Er brachte die Feinschmecker auf diesen Geschmack[18] – und empfand es vermutlich als Kompliment, wenn Kritiker das als „scheußliche Auswüchse von Genusssucht" (*portenta luxuriae*) brandmarkten[19]. „Echte" Gourmets jedenfalls wussten Flamingozungen als ultimativen „Kick" zu genießen[20]. Nicht jedermanns Sache dürfte das Rezept des Apicius gewesen sein, mit dem eine kräftige Sauce aus der Leber von Meerbarben hergestellt wurde, doch war ihm der Beifall aller sicher, die kulinarische Novitäten um ihrer selbst willen feierten. Einfallsreichtum und Kreativität konnten ihm selbst die Moralisten nicht absprechen[21].

Ob er freilich – außer Kaiser Elagabal – viele Anhänger im Verzehr von Kamelfersen und Hahnenkämmen gefunden hat, darf man eher bezweifeln – auch wenn oder vielleicht gerade weil die Hahnenkämme besonders frisch sein sollten: Apicius ließ sie lebenden Hähnen abschneiden[22].

## Der Tod als „Gipfel der Schlemmerei"

Man wundert sich nicht, wenn derlei Extravaganzen die Kritiker auf den Plan riefen. Sie verurteilten seine „unmäßige" Luxussucht, die

als *Apici luxuria* fast sprichwörtlichen Rang erhielt[23]. Apicius wurde in einem Atemzug mit anderen Schlemmern genannt, die nicht ruhten und rasteten, bis sie „die Güter aller Länder und des Meeres verdauen" konnten[24]. Einen „von Geburt an zu jeder Prasserei einfallsreichen Geist" (*ad omne luxus ingenium natus*) schimpft ihn Plinius. An anderer Stelle bedient er sich einer anschaulichen Metapher, um seinen Abscheu vor dieser Art von Superlativen auszudrücken: *nepotum omnium altissimus gurges* sei Apicius gewesen, „der tiefste Schlund aller Edelfresser"[25].

Mit seinem Bekenntnis zur teuer-exquisiten Küche, seiner Aufwertung der Kochkunst zur „Wissenschaft" oder „Berufung" und seinem extrem aufwendigen Tafelluxus, bei dem jedes Bankett ein Vermögen kostete, eckte Apicius bei allen an, die zum Maßhalten im Sinne alter Väter Sitte rieten[26]. Kein Zweifel: Apicius polarisierte und provozierte. Und er wusste, was er tat. Er stand dazu und warb sogar für seine Lebensweise. Verschwendung im Verborgenen war seine Sache nicht. Er stellte sie vielmehr selbstbewusst zur Schau und freute sich, wenn er Nachahmer fand.



*Silberner „Skelettbecher" aus Boscoreale, 1. Jh. v. Chr.: Die Philosophen Epikur und Zenon streiten sich als Skelette um einen Kuchen. Über dem Kuchen eine griechische Inschrift: „Ziel ist die Lust"*

Die im wahrsten Sinne des Wortes ultimative Provokation stellte er ans Ende seines Lebens. Nachdem er 140 Millionen Sesterze in üppigen Diners und Gelagen verprasst hatte, machte er Kassensturz. Und fand heraus, dass ihm nur zehn Millionen verblieben waren. Zu wenig, um seine gewohnte Lebensweise fortzusetzen, befand Apicius – und nahm Gift. „Für einen Menschen von solch perverser Gesinnung war dieser letzte Becher der heilsamste", kommentiert Seneca sarkastisch. Dass es schade um diesen „Jugendverderber" sei, findet er nicht. Im Gegenteil. Der Stoiker genießt – reichlich unstoisch – den Affekt der Genugtuung[27]. Auch die spitze Feder Martials kommt an dieser Pointe nicht vorbei:

*„Apicius, 60 Millionen gabst du*
*für Schlemmerei, doch blieben reichlich zehn übrig.*
*Weil das gleich Hunger und Durst, woll'st du's nicht tragen*
*und schlürftest drum zum letzten Trank den Giftbecher.*
*Das war, Apicius, deiner Schlemmerei Gipfel."*[28]

### Kulinarischer Snobismus: Die Austern des Apicius

*Zur Zeit des Kaisers Tiberius gab es einen reichen Feinschmecker namens Apicius, ... Er lebte im kampanischen Minturnae und aß hauptsächlich teure Austern, die dort größer werden als die größten in Smyrna und die Muscheln von Alexandria. Als ihm zu Ohren kam, auch in Libyen würden die Austern außerordentlich groß, reiste er dorthin. ... Die Nachricht von seinem Besuch verbreitete sich bei den Libyern schnell. Kaum näherte sich sein Schiff der Küste, da kamen Fischer angerudert und boten ihm die schönsten Austern an ... Apicius warf einen Blick auf die Austern und fragte: „Habt ihr keine größeren?" „Größere als die, die wir hier bringen", antworteten sie, „gibt es nicht!" Da dachte Apicius an die Austern von Minturnae und wies sofort seinen Steuermann an, direkt Kurs auf Italien zu nehmen, ohne dass er einen Fuß an Land gesetzt hätte.*

Athenaios, Deipnosophistai I 7 a-c

## Frugale Kost als Normalität bei „den" Römern

Die demonstrative Darstellung snobistischer Ambitionen wie die des Lucullus und des Apicius könnte einem Geschichtsbild Vorschub leisten, das der populären Vorstellung „So toll trieben es die alten Römer" entspricht. Deshalb halten wir, bevor wir uns den großen Schlemmereien der lateinischen Literatur zuwenden, einen Augenblick inne. Natürlich ist das mit dem „tollen Treiben" ein Klischeebild, dem sogar ein zynisches Moment innewohnt. Denn die große

Mehrheit *der* Römer war froh, wenn sie an jedem Tag überhaupt satt wurde. Hunger war in der römischen Welt nichts Unbekanntes; Hungerperioden und -krisen hat es auch in Zeiten gegeben, zu denen das Imperium Romanum stabil und im Ganzen wohlhabend war. Ulrich Fellmeth hat das in seiner Studie über „Brot und Politik" anschaulich dargestellt; für die gesamte griechisch-römische Welt liegt eine einschlägige Untersuchung von Peter Garnsey vor[29].

Auch Angehörige des „Mittelstandes", die keine Sorge um ihr tägliches Brot haben mussten, lebten keinesfalls in Saus und Braus. Die Gastmähler, die Horaz und Martial als die für sie typischen beschreiben, boten „gutbürgerliche", aber alles andere als exklusive Kost[30]. Bei den gemeinsamen Tafelrunden von Kollegiaten, die sich zu Berufs- und Kultvereinen zusammengeschlossen hatten – hauptsächlich Repräsentanten des Handwerker-Milieus –, gab es meist eher frugale Kost: Brot, Fisch, Salat, Öl und Wein, keineswegs immer auch Fleisch[31]. Die christliche Polemik gegen die „Schmausereien und unnützen Fresswirtschaften" der *collegia*[32] entspringt dem Wunsch nach Abgrenzung und neigt deshalb zur Übertreibung. Auf der anderen Seite waren die Berufsvereine gute Kunden der Federvieh-Produzenten; ihre Nachfrage trieb die Preise für Gänse, Hühner, Tauben und Drosseln am Ende der Republik in die Höhe[33]. Aber selbst wenn es sich die Mitglieder bei ihren „Festessen" gut sein ließen, so kam das doch meist nur einmal im Monat vor – und das war dann für manch einen die einzige Fleischportion in vier Wochen.

*Vorfreude auf die cena: Datteln, Spargel, Fische, Huhn und Meeresfrüchte auf einem Mosaik aus Tor Marancia, 1. Jh.*



Wenn im Folgenden wieder vom römischen Tafelluxus in Gestalt konkreter Bankette die Rede ist, so beziehen sich diese Verhältnisse nur auf einen geringen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung – eine Oberschicht, die sich auch darin gefiel, ihre materielle Überlegenheit gegenüber dem Gros des Volkes zu zelebrieren. Übrigens ganz offenkundig ohne schlechtes Gewissen. Wenn überhaupt jemand ob seiner Prasserei einen Anflug schlechten Gewissens verspürte, dann nicht aus sozialem Verantwortungsgefühl, sondern allenfalls aus Scham darüber, vom mehr oder weniger rechten Pfad altrömischer Selbstdisziplin und Genügsamkeit abgewichen zu sein. Besonders lange hielten solche Gewissensbisse nicht an; wir hören von niemandem, den die Vorhaltungen der Moralisten auf den rechten Weg zurückgebracht hätten.

## Wenn Priester tafeln ...

Wie weit die Angehörigen der Oberschicht bei der Luxus-Entfaltung von sozialen Rücksichten entfernt waren, zeigt das Beispiel der Priesterschaften auf anschauliche Weise. Wenn es dort etwas zu feiern gab – die Aufnahme eines neuen Mitglieds, den Wechsel im Vorsitz, den Beginn einer Amtsperiode –, so pflegten die Priesterkollegien üppig zu tafeln. Ganz offiziell und ohne Geheimnistuerei – wie anders hätten die dort versammelten Aristokraten zumindest nach „Einbruch" des Reichtums in die römische Gesellschaft seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. miteinander dinieren sollen?

Dass die frommen Herren gerne edlen Weinen zusprachen, war allgemein bekannt. „Tafeln wie die Salier" – eine Priesterschaft – scheint fast eine sprichwörtliche Wendung gewesen zu sein[34]. Einen wahren Freudentag jedenfalls solle man mit *Saliares dapes* begehen, findet Horaz, „einem Salier-Mahl", und natürlich mit den dazu passenden erlesenen Weinen[35]. Es war auch nicht ganz untypisch, dass Pfauenfleisch in Rom erstmals beim Festessen einer Priesterschaft aufgetischt worden ist: Der berühmte Redner Hortensius hatte den neuartigen Braten anlässlich seines Amtsantritts als Augur „erfunden"[36].

Der Herr hatte als Feinschmecker einen Ruf zu verlieren, wurde er doch häufig mit Lucullus in einem Atemzug genannt[37]. Mit dem Pfauenbraten wurde er indes dem eigenen Anspruch mehr als gerecht. Mitunter waren die üppigen Priester-Schmäuse allerdings des Guten zuviel. Cicero beanspruchte seinen Magen dabei einmal zu sehr und bereute es tagelang. Ob wirklich das

„Aufwandsgesetz", das dem allzu luxuriösen Schmausen Einhalt gebieten sollte, daran schuld war, wie Cicero meint, oder nicht doch eher das Schmausen selbst?

### Cicero über eine „Augural-Diarrhoe"

*Aber du brauchst dich gar nicht zu wundern, woher es gekommen ist oder wie ich es mir geholt habe. Das Aufwandsgesetz, das anscheinend ein solides Leben herbeigeführt hat, hat mich umgeschmissen. Denn während unsere Feinschmecker die Produkte der Erde, die in dem Gesetz ausgenommen sind, zu Ehren bringen wollen, würzen sie Pilze, Küchengemüse und Kräuter so stark, dass es kaum etwas Süßeres gibt. Auf diese Gerichte bin ich beim Augurendiner bei Lentulus hereingefallen, und daraufhin hat mich eine so furchtbare Diarrhoe befallen, dass sie sich erst heute zu beruhigen scheint. So bin ich, der ich auf Austern und Muränen gern verzichte, durch Mangold und Malven hereingelegt worden. Fortan werde ich vorsichtiger sein.*

Cicero, Ad familiares VII 26, 2 (Ü: H. Kasten)

Nicht jedes Priestermahl war gleich opulent. Es hing von der Großzügigkeit des Gastgebers ab – und dem Grad seiner Renommiersucht. Als einer der spendabelsten Ausrichter einer *cena pontificalis* wollte sich ein gewisser Lentulus profilieren. Das gelang ihm auf so eindrucksvolle Weise, dass der damalige Pontifex Maximus es für richtig hielt, die Speisenfolge in seine Priesterakten aufzunehmen. Aus dieser Quelle schöpft fast ein halbes Jahrtausend später der Antiquar Macrobius. In seinen „Saturnalien" berichtet er von der üppigen *cena*, die zwischen 73 und 63 v. Chr. an einem 24. August stattfand. Die Speisegesellschaft bestand aus 15 Gästen, unter ihnen vier Vestalinnen und zwei zum Hause des Lentulus gehörende Frauen sowie neun Priester, darunter kein Geringerer als Julius Caesar. Lentulus bot der erlauchten Runde ein Luxusessen mit einer Fülle von Leckerbissen[38].

Die Vorspeise umfasste zwei Gänge. Im ersten wurden Seeigel, frische Austern, verschiedene Muschelsorten, Drosseln mit Spargel, Masthuhn und Ragout von Riesenmuscheln und Austern aufgetragen. Eine zweite Vorkost bot nochmals Muscheln, außerdem Feigendrosseln, Lendenstücke vom Reh und Wildschwein, Geflügel in einer Teigkruste sowie erneut Feigendrosseln mit Stachel- und Purpurschnecken.

Der Hauptgang bestand aus Saueuter, geräuchertem Wild, Schweinskopf, Fischragout und Ragout von Saueuter, gebratener Ente, Frikassee von Kriekenten, Hasenbraten, gebratenes Mastgeflügel und Brot aus Picenum. Ein Nachtisch wird nicht eigens erwähnt – vermutlich, weil er deutlich weniger aus dem Rahmen fiel als die doppelte Vorspeise und ein Hauptgang, bei dem gleich mehrere Braten aufgetragen wurden. Das übliche Dessert waren Obst und Backwerk. Was während des reichhaltigen Diners getrunken worden ist, hat Macrobius in den Annalen der Priester wohl nicht gefunden. Sicher waren einige Spitzenweine aus Italien und Übersee darunter. Mit schlichten Landweinen begnügten sich die Herren Priester wohl kaum.

Ein Geheimnis bleibt, ob die anwesenden Vestalinnen den guten Tropfen ebenfalls zugesprochen haben. Grundsätzlich galt damals noch das Weinverbot für Frauen[39]. Freilich gab es für die hoch angesehenen Priesterinnen manche Ausnahmen – und wenn nicht, dann bleibt immerhin noch die Möglichkeit, dass sich die Vestalischen Jungfrauen in ähnlicher Weise über das Verbot hinweggesetzt haben wie viele ihrer Geschlechtsgenossinnen im „normalen" Leben.

Wenn das Pontificalessen des Lentulus eine solche „Presse" hatte, dass noch 15 Generationen später römische Feinschmecker ins Schwärmen darüber gerieten, dann ist das eher ein Indiz für einen damals wirklich noch außergewöhnlichen Festschmaus. Andererseits straft dieser Bericht die Chronologie des Luxus Lügen, die Tacitus aufstellen zu können glaubte. Er schreibt: „So wurde der Tafelluxus vom Ende des Krieges bei Actium (31 v. Chr.) bis zur bewaffneten Auseinandersetzung, durch die Servius Galba zur Herrschaft gelangte (69 n. Chr.), hundert Jahre lang mit verschwenderischem Aufwand getrieben und nahm dann erst allmählich ab."[40]

## Nasidieni cena – Zu Gast bei Herrn Protz

Das chronologisch nächste große Gastmahl in der lateinischen Literatur passt freilich in das von Tacitus entworfene Zeitschema. Die Rede ist von der *cena* des Nasidienus, die Horaz im 2. Buch seiner „Satiren" darstellt. Sie fällt in die späten dreißiger Jahre des 1. Jahrhunderts v. Chr. Nasidienus ist keine historische Person, sondern ein Typus: ein Vertreter jener Reichen- und Neureichen-Klasse, die die Erfüllung ihres Lebens in üppigen Schmausereien und dem da-

raus erworbenen Selbstwertgefühl und Sozialprestige erblicken. *beatus*, „glücklich", ist Nasidienus, wie es programmatisch im ersten Vers heißt[41], weil er solche *cenae* ausrichten kann, die auf die Gäste Eindruck machen – und all die anderen, die davon über den in Rom blühenden Stadtklatsch erfahren. Der schießt um so üppiger ins Kraut, je prominenter die Gäste sind, denen die exquisite Bewirtung zuteil geworden ist – oder die der auf Publicity versessene Gastgeber, polemisch formuliert, für seine Selbstdarstellung hat instrumentalisieren können.

SEIN *und* SCHEIN

*Du bist nicht zufrieden, Tucca, ein Schlemmer zu sein, du willst auch als solcher erscheinen und genannt werden!*

MARTIAL XII 41

Nasidienus hat Glück gehabt. Der berühmte Maecenas ist bei ihm zu Gast. Im Überschwang seiner Begeisterung – spätestens am nächsten Tage wird er das in der Stadt „streuen" lassen – benimmt sich der Gastgeber gründlich daneben, indem er die Raffinessen seines Luxusmahls aufdringlich erläutert. Statt die Delikatessen einfach auf die Gäste wirken zu lassen, kommentiert er sie wortreich mit angeberischem *name dropping*: Mal wird der *fünf*jährige Wein ins rechte Licht gerückt, der nur zum Kochen verwendet wurde, mal die Fischsauce aus *spanischen* Makrelen, mal das Öl gerühmt als „erster Ablauf aus Venafrums Pressen" – also *oleo extra vergine* mit *denominazione controllata e garantita* –, und der aufgetischte Meeresaal ist eine Spezialität, weil er „trächtig gefangen wurde". Ausländische Spezialitäten werden ebenso in ihrem besonderen Wert gerühmt wie ein selbst erfundenes Gericht, „das ich noch nie gekostet habe" – Premieren-Schmaus gewissermaßen. Gewiss kam auch die Belehrung gut an, dass die gereichten Honigäpfel so schön gerötet seien, weil „sie bei Neumond gepflückt" worden seien. Und so weiter, und so fort; Nasidienus lässt Gutes reichen und schwadroniert darüber[42].

Das Mahl an sich konnte es mit dem Auguralschmaus des Lentulus durchaus aufnehmen. Als Vorspeise wurde ein lukanischer Eber serviert – ein „Ganzbraten", der gewöhnlich erst als Hauptgericht angeboten wurde. Die Garnierung bestand aus Rettich, Lattich, Radieschen und Rapunzeln, als Saucen gab es *allec*, ein pikantes, aus kostbaren Seetieren gewonnenes „Edel-Maggi", und Hefe aus koischem Wein. Die Rapunzeln (*siser*) waren übrigens wahrscheinlich ein sehr teures Importgemüse. Zumindest Kaiser Tiberius ließ es später aus dem germanischen Gelduba (Gellep) am Niederrhein einführen[43].

Mit heimischen und internationalen Weinen ging es weiter. Der kräftige Caecuber aus Südlatium zählte zu den italienischen Spitzengewächsen; das griechische Pendant, der Chios-Wein, galt damals als Nonplusultra griechischer Winzerkunst. Dazu wurden Geflügel, Austern und Fisch aufgetragen, ferner eine Muräne, auf einer breiten, flachen Schüssel malerisch ausgestreckt, von Krabben ringsum „umschwommen" und von der schon erwähnten höchst internationalen Brühe umspielt, deren exquisite Zugaben der Gastgeber detailliert erläutert.

Der nächste Gang wurde dominiert von einer Riesenplatte mit gesalzenem und paniertem Kranichfrikassee, Gänseleber aus Feigenmast, zarten Schulterblättchen vom Hasen, knusprig braun gebackenen Singdrosseln und Taubenbrüstchen – „lauter delikate Sachen, hätte nicht der Hausherr stets besondere Eigenschaft und Zubereitung gründlich ausgekramt ..."[44].

Der Nachtisch war anscheinend weniger üppig. Außer den „bei Neumond gepflückten" Honigäpfeln erwähnt Horaz kein weiteres Detail. Wohl aber schildert er genüsslich, wie zwischen den beiden Hauptgängen der über der Speisegesellschaft aufgespannte Baldachin herunter kracht und das muntere Tafeln jäh unterbricht. Nasidienus ist ob dieser Katastrophe untröstlich – ein peinliches Missgeschick, das das als „Protz-Abend" (*divitias miseras*!, V. 18) inszenierte Diner im wahrsten Sinne zu überschatten droht. Doch einer der Gäste rettet die Situation. Ein guter Gastgeber sei einem guten Feldherrn vergleichbar, meint er, wahre Größe zeige sich bei beiden erst im Unglück. Der einzige, der den Spott nicht wahrnimmt, ist Nasidienus. Schön für ihn: Während seine Gäste das Lachen nur mühsam unterdrücken können, entwölkt sich die Stirn des Gastgebers. Der Schmaus kann weitergehen – und mit ihm die verbale Berieselung der Gäste durch ihren Wirt.



*Ein typischer Nachtisch: Obst in einer Glasschale, daneben Gefäße mit Eingemachtem; Fresko aus Pompeji, 1. Jh.*

## DOGGIE BAG À LA ROMAINE

Macht sich Horaz in der *cena Nasidieni* über die „nervige" Selbstbeweihräucherung eines Gastgebers lustig, der seinen Gästen zwar ein luxuriöses Mahl gönnt, es ihnen aber durch pausenlose Protzerei vergällt, so nehmen andere satirische Texte andere Formen von Peinlichkeit bei opulenten Diners aufs Korn.

Dass es sich dabei um literarische Fiktionen handelt, lässt zwar manche Überspitzung und Stilisierung erwarten, doch braucht Satire stets die Realität als Folie. Ohne den dadurch gegebenen Wiedererkennungswert würde ihr jeglicher Biss fehlen.

Grundsätzlich können sich beide Seiten daneben benehmen – der Gastgeber und die Gäste. Als unschicklich auf Seiten der Eingeladenen galt es *nicht*, sich ein paar Leckerbissen von einem besonders üppigen Schmaus in die Serviette zu wickeln und als „Souvenir" mit nach Hause zu nehmen[45]. Man brauchte das nicht unbedingt als Mitbringsel im *doggie bag* o.Ä. zu tarnen[46]. Wichtig war nur, das Maß einzuhalten.

Eben das fiel manch einem schwer, zumal wenn er selbst nicht so im Luxus schwamm wie sein Gastgeber. Die Versuchung war groß, sich am üppig gedeckten Tisch ordentlich „einzudecken". Diesen Typus karikiert Martial in seinem Santra-Epigramm[47]. Santra greift gleich dreimal bei den Eberdrüsen zu, viermal bei den Lendchen, bei Hasenkeule und -schulter bedient er sich zweimal, ebenso bei Drosseln und Austern. Manches davon „wandert" in die Serviette, die auch noch eingelegte Trauben, punische Äpfel, Feigen und Pilze aufnehmen muss. Ist „das Mundtuch von tausend Diebstählen zum Platzen voll"[48], schlägt die Stunde des Gewandbausches: Angenagte Muscheln, der Rest einer Taube und selbst Speisen, die auf dem Boden liegen, sammeln sich allmählich darin. Ein Krug schließlich, der an seinen Füßen steht, erhält von Zeit zu Zeit Wein-Nachschub. Mit all den – angesichts ihres Zustandes und der Verpackungsform eher fragwürdig gewordenen – Leckereien beladen, begibt sich der vermeintliche Vielfraß Santra schließlich in seine kleine Mietwohnung – um seine Speisenbeute am nächsten Tage zu verkaufen.

## Wie man im Luxus spart

Santras Pendant auf der Gastgeberseite ist der von Juvenal heftig angegriffene Virro. Dem ist es zwar auch darum zu tun, seine üppigen Tafelfreuden als Ausdruck seines Wohlstandes offen zu demonstrieren. Er braucht deshalb wie andere Reiche auch beim Dinieren ein Publikum, wählt aber die kostengünstigere Version der Luxus-Vorführung: Er selbst lässt sich die erlesensten Speisen auftragen und besten Weine kredenzen; seine Gäste dagegen speist er im wahrsten Sinne des Wortes mit minderwertiger Kost ab.

Die Einteilung der Abendgesellschaft in unterschiedliche „Klassen" war – vor allem, wenn es um den Wein ging – nichts Ungewöhnliches. Der Jüngere Plinius berichtet ziemlich indigniert von einer solchen Soiree, bei der die Gäste je nach dem Grad ihrer Beziehung zum Hausherrn in drei „Trinkklassen" eingeteilt waren[49]. Andere Quellen bestätigen diese Unsitte, die allerdings mitunter auch etwas dezenter, d.h. verdeckt praktiziert wurde.

### Durchschaut

*Wir, wir trinken aus Glas, du aus Flussspat.*
*Warum, Ponticus?*
*Dass der Kelch nicht verrät, dass es zwei Weine hier gibt.*

Martial, Epigramme IV 85 (Ü: R. Helm)

Virro freilich denkt gar nicht daran, die Ungleichbehandlung zu kaschieren. Im Gegenteil. Er empfindet fast sadistisches Vergnügen daran, seine Gäste in dieser Weise offen zu demütigen. Wird dem Hausherrn edle Languste mit Spargel serviert, so erhalten die anderen kleine Schüsseln mit Krebsstückchen, die durch Eier „verlängert" sind[50]. Rotbarbe aus korsischen oder sizilischen Gewässern für den feinen Herrn – das Tyrrhenische Meer bei Rom ist längst leer gefischt dank der gierigen Gaumen vornehmer Gourmets[51]; danach Muräne ebenfalls aus Sizilien; die „Plebs" am Tisch muss dagegen mit gemeinem Aal vorlieb nehmen, „einem Fisch aus dem Tiber ..., im Strom der Kloake gemästet". Übergießt Virro seinen Fisch mit Öl aus Venafrum, hergestellt aus edelsten kampanischen Oliven[52], so genügt für die Gäste „ein billiges Zeug", wie man es in die Lampen gießt[53].

Danach Gänseleber, Masthuhn, Eberbraten und Trüffel für den Hausherrn und seinen engsten Familienkreis, Kaninchenknochen, Reste von Wildschweinschinken, Geflügelfrikassee und Brot für die anderen. Beim Nachtisch das gleiche Bild: Köstliche Früchte, deren Duft allein einen schon verzaubern kann, werden Virro hingestellt, seinen Gästen bleibt „verhutzeltes Obst, das der Affe am Wall nagt"[54].

## Wasser eisgekühlt

Nicht anders bei den Weinen: Der eine schlürft Rebensaft, „der gekeltert, als noch bärtig die Consuln", die anderen müssen sich mit Erzeugnissen aus Massenproduktion begnügen. Eines kann man Virro freilich nicht vorwerfen: mangelnde Konsequenz. Und so setzt sich das blasierte „Spielchen" bis zum Wasser fort: Auch da gibt es noch Qualitätsabstufungen[55].

Der entscheidende Unterschied liegt in der Temperatur des Wassers. Die Gäste erhalten es mit Zimmertemperatur, für Virro steht dagegen Eiswasser zur Verfügung, mit dem er seinen von edler Speise und feurigem Wein glühenden Magen jederzeit abkühlen kann[56].

Eiskühlung – das war nun in der Tat in einer klimatisch subtropischen Welt vor der Erfindung des Kühlschranks der Luxus schlechthin. Aber man gönnte sich den Aufwand. In Schneekellern wurde zusammengepresster Schnee in großen Gruben gelagert und bei Bedarf „abgerufen". Als Isoliermaterialien dienten Gras, Stroh, Erde und Leinentücher. Durch den Druck ging der Schnee teilweise in Eis über, so dass selbst Wein *on the rocks* verfügbar war. Seneca spricht von einer großen Menge Lasttieren, die allein zum Transport von Schnee eingesetzt wurden[57]. Wahrscheinlich wurde selbst in der heißen Jahreszeit Schnee aus dem Gebirge nach Rom gebracht. Der riesige Schwund war dabei einkalkuliert: Dieses Kühlverfahren war nur etwas für Millionäre, bei denen es nicht darauf ankam, dass das Schneewasser erheblich teurer war als der Wein[58].

Kaiser Nero blieb es vorbehalten, das luxuriöse Kühlverfahren noch zu verfeinern. Um seinen Wein mit sterilisiertem Wasser mischen zu können, ließ er das Wasser zunächst abkochen und im Anschluss daran mit Schnee kühlen: „Nicht etwa Schnee zu trinken, nein, von Schnee gekühltes Wasser, hat sich der erfinderische Durst ausgedacht."[59]

Kein Wunder also, dass ein Gastgeber von der Mentalität eines Virro sehr sparsam mit dem kostbaren eisigen Nass umgeht und seinen Kühlungs-Luxus den Gästen lediglich zur

Schau, nicht aber zur Verfügung stellt. Mit anderen literarischen Karikaturen des knausrigen Hausherrn verglichen, ist Virro im Übrigen fast noch ein Muster an sozialem Verhalten. Mit den ekelhaften Manieren des Geldprotzes Zoilus, dem Martial ein wenig schmeichelhaftes Denkmal gesetzt hat[60], kann Virro nicht „konkurrieren". Der lässt sich vor den Augen seiner Gäste noch ungenierter gehen – bis hin zum Fingerschnalzen, auf das hin „ein Eunuch nach seiner delikaten Pisse schaut und dem prallen Schwanz des Trinkenden die richtige Richtung gibt"[61].

Protzerei *und* Ungleichbehandlung: Diesen Vorwurf kann man jener Kunstfigur nicht machen, die Petron in seinen *Satyrica* unsterblich gemacht hat. Die Rede ist von Trimalchio und seiner berühmt-berüchtigten *cena*. Zwar ist der neureiche Hausherr auch nicht gerade ein Ausbund an Sensibilität und Noblesse, aber er verkörpert den Typus des gönnerhaften Protzes, der sich sein opulentes Diner mit all seinen Gästen teilt und auch beim Wein keine Klassengesellschaft aufkommen lässt („gestern habe ich keinen so guten Wein vorgesetzt, dabei hatte ich viel vornehmere Leute zu Gast ..."[62]).

Wir wenden uns wieder der historischen Wirklichkeit zu und nehmen als imaginäre Luxus-Voyeure an der Tafel zweier Männer Platz, die als die größten Gourmands mit Quantitätsrekorden in die Annalen der römischen Kulturgeschichte eingegangen sind.

## Kaiserliche Völlerei

Gemeint sind die Kaiser Vitellius und Elagabal. Wenn sie sich selbst in populären Darstellungen den zweifelhaften Ruhm als die größten „Fresser" auf dem römischen Kaiserthron erworben haben, so entspricht das zum einen ihrem tatsächlichen Essverhalten und ihrer Luxusentfaltung. Zum anderen darf dieser Befund aber nicht als charakteristisch für „die" Caesaren verallgemeinert werden. Unter ihnen gab es eine Reihe von Feinschmeckern, die keine Verächter exquisiter Kochkunst waren, ohne dass sie indes in den Ruf übermäßiger oder gar perverser Schlemmerei gerieten. Und es gab etliche Kaiser, deren Essgewohnheiten als ausgesprochen karg und zurückhaltend geschildert werden[63].

Rekordverdächtig freilich war das, was Vitellius und Elagabal in Sachen Esskultur oder besser -unkultur trieben. In den wenigen Monaten seiner Regierungszeit – von Januar bis Dezember 69 – gelang es Vitellius, neue Maßstäbe beim Tafelluxus zu setzen. Im Unterschied zu Apicius ließ er seinem Hunger freien Lauf: Drei, manchmal vier Mahlzeiten pro Tag waren bei ihm selbstverständlich. Und das in großem Stil: Nie sollen seine Gastgeber weniger als 400 000 Sesterze für ein Diner ausgegeben haben. Größte Berühmtheit erlangte das Bankett, das sein Bruder zu Ehren des Vitellius einst ausrichtete. Damals wurden 2 000 Fische und 7000 Vögel serviert. Vitellius selbst richtete ähnlich aufwendige Speisegesellschaften aus. Einmal ließ er eine Riesenschüssel fertigen, zu deren Herstellung ein Brennofen auf freiem Feld errichtet werden musste. Kopfschüttelnd stellt Plinius fest, dass diese Schüssel aus Ton teurer gewesen sei als edle murrinische Gefäße: Eine Million Sesterze gab Vitellius dafür aus[64].

Als „Schild der Städteschirmerin Minerva" (*clipeus Minervae poliouchou*) ließ Vitellius die gewaltige Schüssel feiern – und mit einer eigenen Speisenkreation füllen, die sich zumindest aus heutiger Sicht mehr durch gewollte Extravaganz als durch Schmackhaftigkeit auszeichnete: Leber von Papageienfischen, Hirn von Fasanen und Pfauen, Flamingozungen und Muränenmilch gaben sich ein eher befremdliches kulinarisches Stelldichein. Die Zutaten waren allerdings im Wortsinne exquisit, „ausgesucht" aus aller Herren Ländern. Vitellius hatte den Kapitänen seiner Flotte befohlen, die Leckerbissen vom Partherreich bis zur Straße von Gibraltar zusammenzusuchen. Zumindest der Symbolgehalt stimmte auf diese Weise: Es war ein wahrhaft herrscherliches Essen, bei dem das „Beste" aus dem gesamten Imperium kombiniert wurde[65].

Der Kaiser beherzigte damit einen Grundsatz, der auch für die Luxusentfaltung von

### Männer, die römische Gourmetgeschichte schrieben ... – II

*Unter Kaiser Tiberius: Messalinus Cotta erfindet ein Gericht von gebratenen Gänsefüßen, die mit Hahnenkämmen garniert sind.*

*unter Kaiser Caligula: Asinius Celer „fordert alle Verschwender mit dem Kauf einer 8 000 Sesterze teuren Seebarbe heraus" (Plinius).*

*69 n. Chr.: Vitellius kreiert eine Schüssel mit Papageienfisch, Leber, Fasanenhirn, Flamingozungen und Muränenmilch.*

*um 220 n. Chr.: Elagabal erfindet die Schüssel mit Flamingohirn, Pfauenzungen und Papageienköpfen; außerdem mit feingehackten Austern gefüllte Würstchen.*



*„Das Durchsuchen aller Meere nach Leckerbissen ..." - ein beliebtes Motiv auch in pompejanischen Mosaiken, 1. Jh.*

Privatleuten konstitutiv war. Je „internationaler" die Zutaten waren, um so prächtiger erschien das Gelage. Das „Durchsuchen aller Länder und Meere nach Leckerbissen" war seit den Tagen Sallusts ein Topos der Moralisten-Kritik an den kulinarischen „Perversionen" der Schlemmer[66]. In deren Kreisen wiederum waren exotische Leckerbissen umgekehrt geradezu ein „Muss" – das sicherte den größtmöglichen Abstand von der schlichten Bauernküche Altroms.

## Brechmittel als Appetizer?

Wenn sich ein Kaiser wie Vitellius auf diese Weise in die „Fraktion" der Schlemmer mit ihrem mondänen Credo einreihte, so hatte das natürlich Signalfunktion: Die Bestimmungen von Anti-Luxus-Gesetzen wurden durch die Autorität des kaiserlichen Vorbildes de facto aufgehoben; alle gegen den Luxus aufgerichteten Dämme brachen, wie umgekehrt der Amtsantritt des sparsamen Vespasian, des unmittelbaren Vitellius-Nachfolgers, die gegenteilige Wirkung hatte.[67]

Vitellius konnte seine Völlerei – „geradezu unanständig" nennt ein Biograph seinen Appetit (*sordida gula*[68]) – nur „durchhalten", weil er regelmäßig Brechmittel einnahm. *vomunt, ut edant; edunt, ut vomant*, „sie erbrechen sich, um zu essen; sie essen, um sich zu erbrechen" – in diese gnomische sprachliche Form hat der Luxuskritiker Seneca diese abstoßende Praxis gegossen[69] und einen späten Triumph über seine „Lieblingsgegner" errungen, weil der so missbrauchte Federkiel im allgemeinen Bewusstsein geradezu zum Symbol für römisches Schwelgen geworden ist. Zu Unrecht indes. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass diese Unsitte einiger weniger Jünger quantitativer Essrekorde sich verallgemeinern lässt. Auch das Gros der wohlhabenden Oberschicht wollte *diesen* Preis für die „Räumung" eines vollgestopften Magens nicht bezahlen[70]. Die Legende lebt – aber ohne tragfähiges historisches Fundament.

Die Schlemmerei als Kaiser war Vitellius nicht lange vergönnt. Gegen Ende seines ersten und einzigen Amtsjahres fielen immer größere Truppenteile von ihm ab. Als sich die gegnerische Armee unter Führung Vespasians Rom näherte, floh Vitellius aus dem Kaiserpalast mit nur zwei Begleitern. Dass die letzten Getreuen kurz vor seinem Tode sein Koch und sein Bäcker waren, entbehrte nicht der Konsequenz[71].

## Elagabals halbstarke Schlemmerspiele

Ziemlich genau 150 Jahre nach seinem Tode erlebte Rom in Sachen wüstester Schlemmerei einen *Vitellius redivivus*. Sein ursprünglicher Name war Varius Avitus. Als Kaiser Elagabal ist er in die Geschichte eingegangen – auch wenn er nach seiner Ermordung im Jahre 222 offiziell der *damnatio memoriae* anheimfiel; allzu sehr, befand die politische Nachwelt, habe er als wahrer Unhold das römische Kaisertum beschmutzt. Eine der widerlichsten, egoistischsten Figuren in der an abstoßenden Gestalten wahrlich nicht armen Geschichte des Principats: Diesen Stempel hat ihm vor allem der Biograph der *Historia Augusta* aufgedrückt. Er hat ihn zutiefst gehasst und hat keine Chance ausgelassen, jeglichen abträglichen Hofklatsch aufzugreifen und ihn zur baren literarischen Münze aufzuwerten. Angesichts dieser Tendenz ist mit sensationslüsternen Übertreibungen auch im Hinblick auf den Tafelluxus Elagabals zu rechnen. Freilich wissen wir nicht, wo die Grenze zwischen wahr und unwahr verläuft. Bei aller gebotenen Skepsis wird man indes doch als sicher annehmen dürfen, *dass* Elagabal, wenn man es freundlich formulieren will, ein Schlemmer von hohen Gnaden gewesen ist.

### Das rotierende Gastmahl – Stationen-Essen mit Elagabal

*Er veranstaltete auch ein Gastmahl in der Weise, dass jeder seiner Freunde je einen Gang zu liefern hatte. Obwohl nun der eine auf dem Kapitol wohnte, ein anderer auf dem Palatin, ein dritter auf dem „Damm“, ein vierter auf dem Caelius, ein fünfter jenseits des Tibers und so weiter, so mussten gleichwohl der Reihe nach in den betreffenden Stadthäusern die einzelnen Gänge aufgetragen und die Wohnungen der Beteiligten aufgesucht werden. So reichte zur Erledigung eines einzigen Gastmahls kaum ein ganzer Tag, da man zwischen den einzelnen Gängen auch badete und sich mit Frauen vergnügte.*

Historia Augusta, Elagabal 30, 4f.

Seine Vorbilder hießen nicht umsonst Vitellius und Apicius, der eine als Kaiser, der andere als Privatmann[72]. Mit diesen legendären Feinschmeckern trat er in Wettstreit: „Sein einziger Lebensinhalt bestand im Aufspüren neuer Genüsse.“[73] Kamelfersen und Kämme von lebenden Hähnen, Pfauen- und Nachtigallenzungen – das waren zwar exquisite Speisen, doch nichts wirklich Neues[74]. Anders verhielt es sich mit seiner eigenen kulinarischen Kreation. Man könnte sie Gehacktes aus Meeresfrüchten nennen: „Hackfisch“ aus Austern, Hummern und Meereszwiebeln[75].

Auf der Suche nach Neuartigem entdeckte Elagabal eine sehr individuelle Form der „Trennkost“. Zeitweise ernährte er sich einen Tag lang nur von ein und demselben Nahrungsmittel – wobei dieses „Basislebensmittel“ stets dem oberen Segment entstammte. Mal lebte er ausschließlich von Fasanenfleisch, mal gab es nur Gerichte aus Hühnerfleisch, dann aus Schweinefleisch und am vierten Tage wurde nur Fisch serviert. Danach legte er einen Gemüsetag ein, gefolgt von einem Obsttag, einem Tag mit Milchprodukten und schließlich einem ausschließlich „süßen“ Tag. Mit gesundheitlichen Erwägungen hatte das Ganze freilich nichts zu tun; es ging ihm lediglich um das Ausgefallene, Spektakuläre[76].

Ab und zu war der Kaiser als Koch oder Konditor kreativ und ließ sich gern bei dieser Arbeit porträtieren. Auch seine Gäste bezog er in kulinarische Kreativitäts-Spielchen ein. Sie erhielten mitunter förmliche Aufgaben – so etwa, neue Tunken als Speisewürze zu erfinden. Wer damit des Kaisers Geschmack traf, wurde fürstlich belohnt; wer ihn verfehlte, musste so lange sein eigenes Rezept „genießen“, bis er ein besseres ersonnen hatte[77].

Kosten waren durchaus ein Thema. Elagabal hörte es gern, wenn für die aufgetragenen Speisen ein zu hoher Wert angegeben wurde. Das wirke auf seine Gäste wie ein Appetizer, meinte er. Unter 100 000 Sesterze soll eine von ihm in Auftrag gegebene Hauptmahlzeit nie gekostet haben, wurde kolportiert. Gelegentlich habe der Gesamtaufwand für ein einziges Gastmahl bei drei Millionen gelegen[78]. Man darf vermuten, dass der Palast selbst diese Summen in die Öffentlichkeit lancierte; nichts deutet jedenfalls darauf hin, dass Elagabal aus seinen opulenten Schlemmereien einen Hehl gemacht hätte. Vielmehr demonstrierte er seine Verschwendung geradezu plakativ, wenn er Ochsengespanne losschickte, um Fische aus seinen Fischteichen kommen zu lassen[79].

Noch ungenierter bediente er seine Verschwendungsallüren bei Bewirtungen größerer Gesellschaften. Zehn Tage hintereinander

ließ er je 30 Wildschweineuter auftischen, wobei die Garnierung aus Erbsen mit Goldstücken, Linsen mit Edelsteinen namens „Katzenaugen", Bohnen mit Bernstein und Reis mit Perlen bestand. Pfeffer auf Fischgerichte und Trüffel? Das war nun wirklich keine Kunst – der kaiserliche Meisterkoch ließ ihn „einfach" durch weiße Perlen ersetzen[80].

Für seine Palastbediensteten war ihm nichts zu teuer. Seinen Domestiken ließ Elagabal Riesenschüsseln hinstellen, die mit Eingeweiden von Meerbarben, Flamingo- und Drosselhirnen, Rebhuhneiern sowie Köpfen von Papageien, Fasanen und Pfauen bis an den Rand gefüllt waren. Ob diese kaiserliche Generosität bei den Empfängern auf kulinarische Gegenliebe stieß, ist nicht überliefert. Seine Hunde werden freilich nichts dagegen gehabt haben, mit Gänseleber gefüttert zu werden. Ebenso wenig dürften seine Pferde die aus der syrischen Heimat des Kaisers nach Rom gebrachten Edeltrauben verschmäht haben, die er ihnen in die Krippen schütten ließ. Als Löwenfutter schließlich fielen ihm Papageien und Fasanen ein[81].

### Eintopf spezial

*Verdrießlich ist es bereits, dass Speisen einzeln erscheinen: zu Eintopf werden zusammengezwungen die verschiedenen Geschmacksrichtungen. Bei Tisch geschieht, was im Magen vor sich gehen müsste ... „Einheitlich sei, was man einzeln vorzulegen pflegt, mit einer Soße übergossen; keinen Unterschied darf es geben: Austern, Seeigel, Muscheln, Meerbarben müssen vermengt und zusammengekocht serviert werden." – nicht wäre eine schlimmere Mischung Gekotztes.*

Seneca, Epistulae morales 95, 27f. (Ü: M. Rosenbach)

Elagabal, das zeigen diese Auszüge aus seiner Schlemmer-Biographie, passt wunderbar in das Klischee von „den" verrückten römischen Kaisern, die die Grenze zur Perversion oft genug überschritten haben. Selbst wenn man – auch arge – Übertreibungen in Rechnung stellt, ist das Image Elagabals in dieser Hinsicht kaum zu retten. Er darf allerdings aus heutiger Sicht auf mildernde Umstände hoffen: Als er die Kaiserwürde übernahm, war er gerade einmal 15 Jahre alt. Und er blieb zeit seines Lebens „ein weibergegängelter Knabe, nie ein Mann", wie ihn ein moderner Biograph forsch charakterisiert[82], dessen Größenwahnsinn und Maßlosigkeit angesichts seines Alters und seiner Fremdbestimmung vor allem durch seine Mutter nicht wirklich verwundern können. Drei Jahre, neun Monate und vier Tage hatte der junge Mann Zeit und Gelegenheit, sich das halbstarke Mütchen als Kaiser zu kühlen. Am 11. März 222 wurde er 18-jährig von seinen Soldaten erschlagen und in den Tiber geworfen[83].

### Perlen zu Wein – Tafelluxus als Weg in den Ruin

*Es ist bekannt, dass (der Sohn des Schauspielers Aesopos) immer wieder Vögel, die sich durch ihren Gesang auszeichneten, zu ungeheuren Preisen kaufte und sie anstelle von Feigenschnepfen auftischte und dass er kostbarste Perlen in Essig auflöste und in seine Getränke mischte. Ihn trieb der Wunsch, sein riesiges väterliches Vermögen so wie eine beschwerliche Last möglichst schnell loszuwerden. Diejenigen, die dem Beispiel des jungen Mannes folgten, streckten ihre Hände noch weiter aus: Kein Laster endet nämlich dort, wo es beginnt. Von da an wurden Fische von den Küsten des Weltmeeres herbeigeschafft, wurde das Geld für die Küche ausgegeben, und das Vergnügen an Essen und Trinken verband sich mit dem Verschleudern des eigenen Vermögens.*

Valerius Maximus, Facta et dicta memorabilia IX 1, 2
(Ü: U. Blanck-Sangemeister)

## Wenn das Haus vor Silber lacht ...

Erlesene kulinarische Köstlichkeiten auf Tonschalen? Aufwendige Gastmähler in bescheidenem Ambiente? Das passte nach Auffassung der repräsentationsbewussten römischen Oberschicht nicht zusammen. Also ließ sie sich solche Stilbrüche nicht zuschulden kommen, sondern praktizierte einen gewissermaßen ganzheitlichen Tafelluxus, bei dem edlem Geschirr besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde.

Waren das noch Zeiten gewesen, als ein verdienstvoller Politiker wie Publius Cornelius Rufinus im Jahre 275 v. Chr. wegen Besitzes von gerade einmal zehn Pfund (3,27 kg) Tafelsilber von den Censoren gerügt und aus dem Senat geworfen wurde! Oder als ausländische Gesandte einen amtierenden Konsul beim Frühstück mit irdenem Geschirr antrafen und der das ihm



*Der Silberschatz von Boscoreale. Die meisten der aufwendig verzierten Objekte wurden beim Gastmahl benutzt; einige wie z.B. der Teller mit der Büste „Africas" waren reine Schaustücke, 1. Jh. v. Chr.*

überreichte Silbergeschirr brüsk zurückwies![84] Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. kam das niemandem mehr in den Sinn. Im Gegenteil. Römische Aristokraten entwickelten geradezu eine Faszination für silbernes Tischgeschirr. Sie brachten es in großen Mengen als Beutestücke von ihren Feldzügen im hellenistischen Osten nach Italien, und mit der Eroberung Spaniens standen auch die Erträge aus den reichen Silberminen der Iberischen Halbinsel den römischen Silberschmieden und ihren anspruchsvollen Kunden zur Verfügung.

Die kriminelle Variante der Beschaffung verkörperten korrupte, skrupellose Statthalter vom Schlage eines C. Verres, der seine sizilischen Gastgeber auch um ihren silbernen Hausrat „erleichterte". Wohin Verres auch kam, er fand Gefallen an prachtvoll ziselierten Gefäßen und nahm sie möglichst umgehend in seine Obhut – in einem Falle riss er großzügigerweise nur die Figurinen ab, die eine Silberschüssel zierten, und ließ das Gefäß selbst beim Gastgeber zurück[85]. Ciceros seitenlange Berichte über die Beutezüge des Verres in vornehmen Haushalten der sizilischen Oberschicht sind nicht nur ein abwechslungsreiches kriminalgeschichtliches Lehrstück in dreister Habgier, sondern auch ein eindrucksvolles kulturgeschichtliches Dokument: Sie zeigen, wie versessen die „feine" römische Gesellschaft damals auf edel gearbeitetes Tafelsilber war[86].

In der Kaiserzeit war Silbergeschirr der übliche Standard bei den Betuchten. Schüsseln mit einem Gewicht von 100 Pfund Silber (= 32,7 kg) waren keine Seltenheit mehr; schon im 1. Jahrhundert v. Chr. soll es davon mehr als 150 Exemplare gegeben haben[87]. Auch wenn solche schweren Kolossalteile nicht gerade handlich waren, ging der Trend zu noch mehr Quantität. Trimalchio rühmt sich, eine 200 Pfund schwere Schüssel zu besitzen. Das war, glaubt man dem Älteren Plinius, noch lange kein Rekord, denn es gab eine Reihe von Männern, die stolze Eigentümer von 250-Pfund-Schüsseln waren. Dem ehemaligen Sklaven Drusillanus Rotundus blieb es vorbehalten, diesen „Wert" um das Doppelte zu überbieten: Er ließ in einer nur dafür errichteten Werkstatt eine 500 Pfund schwere Silberschüssel mit einem Gewicht von über 150 kg herstellen[88].

In solchen Riesenschüsseln wurde nichts serviert; sie waren reine Ausstellungsstücke, die zusammen mit anderem kostbarem Hausrat im Speisezimmer aufgestellt waren – oft genug mit Angabe des Gewichts! Es gab für diese musealen Repräsentationsstücke eigens aufgestellte wertvolle Tische (*abaci*), die keine Funktion außer der Zurschaustellung kostbaren Hausrats hatten[89].

*ridet argento domus*, „es lacht das Haus vor Silber" – diese horazische Formulierung[90] galt indes nicht nur für unfunktionales Protz-Geschirr, sondern auch und erst recht für Gebrauchstafelsilber, bei dem es mehr auf Qualität als auf Quantität und Gewicht ankam. Qualität: Das bedeutet eine sorgfältige Ziselierung der Silbergefäße, bei der unterschiedliche Dekore in das Metall getrieben wurden, aber auch die seit dem 2. Jahrhundert vorherrschende Relieftechnik mit stark variierten Darstellungen aus dem Alltag, der Mythologie und der Tierwelt oder auch mit Pflanzendekor – Luxusartikel mit künstlerischem Anspruch, die hohe ästhetische Bedürfnisse ebenso erfüllten wie Repräsentationsabsichten. Gleichzeitig stellte Silbergeschirr eine Kapitalanlage dar, die vergleichsweise handlich war und bei Bedarf leicht transportiert und in Notsituationen auch rasch vergraben werden konnte.

## Silberschätze aus der Provinz

Auf diese Praxis, den kostbaren Hausrat in Krisenzeiten in Sicherheit zu bringen, gehen einige Aufsehen erregende „Schatzfunde" auch und gerade im gallisch-germanischen Raum zurück. Die jeweils aus zahlreichen edlen Stücken bestehenden Hortfunde dokumentieren, wie aufgeschlossen auch die romanisierte Elite in den Provinzen des Römischen Reiches dem Tafelluxus gegenübergestanden hat. Einer der spektakulärsten Funde war der Silberschatz von Hildesheim. Er besteht aus 74 prächtigen Stücken



Etwas größer (48,3 x 38,1 cm) ist ein vergleichbares Stück aus dem Silberschatz von Corbridge (Northumberland). Bis auf einen schmalen Rand nimmt die Szene die gesamte Fläche ein, in der fünf Gottheiten dargestellt sind. Drei von ihnen, Artemis, Athena und Apollo, sind eindeutig identifizierbar, für die anderen beiden Gestalten liegen unterschiedliche Interpretationen vor. Bei diesen großen Silberteilen ist ebenso wie bei vielen kleinen das Bemühen erkennbar, die silbernen Statussymbole zusätzlich durch mythologische Motive aufzuwerten. Denn die signalisieren Bildung. Die Kultiviertheit des Dekors enthebt solche Stücke damit dem unschönen Verdacht, als bloße Demonstrationsobjekte von Wohlstand benutzt zu werden.

*Vergoldetes Silbertablett mit mythologischer Darstellung im Zentrum: Ariadne, Dionysos und ein Silen. Prunkstück des Silberfundes von Kaiseraugst, Mitte 4. Jh.*

römischen Tafelsilbers, darunter ein Tafelservice für drei Personen mit Tellern und Näpfen sowie Gefäßen zum Anrichten und Auftragen der Speisen, z.B. einer Eierschale für zwölf Eier, Prunkschalen mit getriebenen Relieffiguren und einem großen Mischkrug mit Verzierungen, die an die Pflanzenornamente der Ara Pacis (siehe Abbildung auf Seite 96) erinnern. Ein Teil der Stücke stammt aus römischer, ein anderer Teil aus gallischer Produktion. Und zwar schon aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, also schon kurz nach der Romanisierung des germanischen Raums: hier wollte eine Persönlichkeit aus dem provinzialen Establishment, vielleicht auch ein hoher Militär oder Verwaltungsbeamter unbedingt mit der Luxusentfaltung in der Hauptstadt Schritt halten und sich nicht „provinziell" abhängen lassen.

Etwa drei Jahrhunderte jünger sind die 64 Stücke des Silberschatzes von Kaiseraugst (bei Basel): Platten, Schüsseln, Trinkbecher, Delikatessenstäbchen, Teller und Tabletts. Unter ihnen ragen die achteckige Achillesplatte und das Ariadnetablett besonders hervor. Die Achillesplatte zeigt Szenen aus der Jugendgeschichte des Helden, das zum Teil vergoldete Ariadnetablett hat seinen Namen nach der zentralen mythologischen Szene erhalten, in der Ariadne, Dionysos und ein Silen in Niellodekor dargestellt sind.

Bei der Niello-Technik wird in das Innere eines vorher eingravierten Motivs eine heiße Paste gefüllt, die beim Erkalten schwarz wird und dadurch dem Glanz des polierten Silbers reizvoll kontrastiert. Das Tablett misst 41,5 x 35 cm und ist knapp 2,8 kg schwer.

### Wert-Vorstellungen – Das Silberservice von Augst

*Das Tafelservice des Kaiseraugster Silberschatzes umfasst 64 Objekte mit einem Gesamtgewicht von ursprünglich etwa 35 kg. Chemische Analysen ergeben, dass es sich praktisch um reines Silber handelt: Im Durchschnitt bestehen die Objekte zu 97% aus Silber, mit kleinen Beimischungen von rund 2% Kupfer, 0,7% Gold und 0,3 % Blei. Zu ihrer Zeit entsprach diese Silbermenge etwa 10 000 Denaren (Silbermünzen), die dem Wert von 40 Tonnen Getreide oder dem Jahressold von 140 Soldaten entsprachen.*

A. Kaufmann-Heinimann/A. R. Furger, Der Silberschatz von Kaiseraugst, Augst 1984, 13

## Grundstoffe des Tafelluxus

Der mit 118 Teilen größte „Silberschatz" ist im „Hause des Menander" in Pompeji gefunden worden. Das Tafelsilber war, weil das Haus gerade renoviert wurde, im Wirtschaftstrakt in einem Keller deponiert. Die wertvollen Stücke waren sorgfältig in Tücher eingeschlagen und in einer Kiste verstaut worden. Das Familiensilber der Poppaei Sabini, die das Haus bewohnten, war gewissermaßen allmählich gewachsen; die Stücke stammen aus unterschiedlichen Zeiten und waren zum Teil repariert worden – ebenso wie andere Gebrauchsspuren klare Indizien dafür, dass das prächtige Ess- und Trinkgeschirr auch tatsächlich benutzt worden ist. Wie ein mit

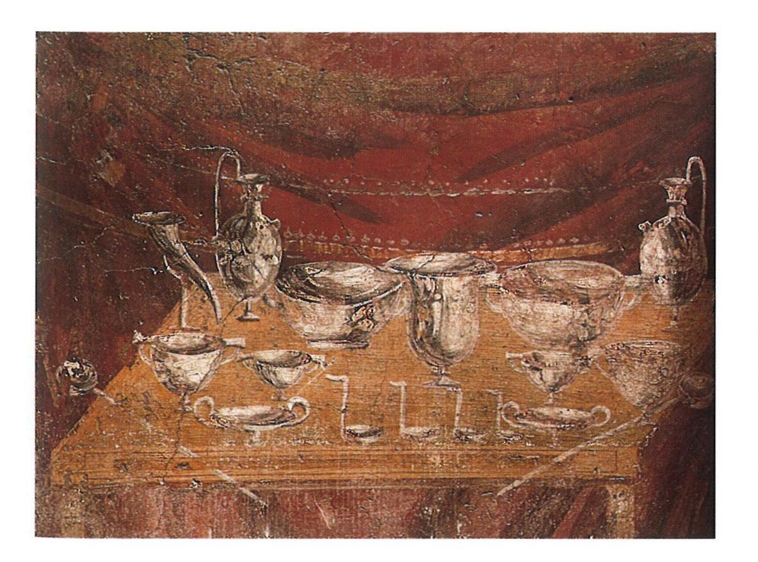
Tafelsilber gedeckter Tisch ausgesehen hat, zeigt eine wunderschöne Malerei aus dem Grab des C. Vestorius Priscus in Pompeji.

In manchen Häusern gab es Sklaven, deren einzige Aufgabe in der Verwaltung des Silbergeschirrs (*argentum escarium et potorium*[91]) bestand. Im kaiserlichen Haushalt war das selbstverständlich; die einschlägigen Fachkräfte führten den Titel *ad argentum*, *ab argento* oder *supra argentum*[92]. Ob Elagabal mit einem einzigen Verantwortlichen für Haushaltssilber ausgekommen ist, darf man bezweifeln. Denn der schrieb Tafelluxus-Geschichte nicht nur mit seinen Schlemmer-Menüs, sondern auch mit den entsprechenden Tafel-Accessoires. 100 Pfund schwere Silbergefäße mit Reliefdarstellungen von teilweise unzüchtigem Charakter ließ er eigens für sich entwerfen. Zugleich dehnte er den silbernen Hausrat auf die Küche aus: Silberne Pfannen und Warmhaltebecken aus Silber („Selbstkocher" mit zwei Platten übereinander) führte er als erster ein. Und damit die Speisenden keinen weniger edlen Untergrund hatten als die Speisen, ließ er auch Essliegen aus gediegenem Silber fertigen[93].

Silber- und Goldbecher gehörten zum Inventar jedes wohlhabenden Haushalts. Doch waren sie in Sachen Prachtentfaltung, selbst wenn sie üppig verziert waren und ein Vermögen gekostet hatten, nur zweite Wahl. Den ersten Rang beanspruchten hier Prunkgefäße aus Edelstein und kunstvoll geschliffenem Glas.

Ein eigenes Kapitel gilt einer weiteren „Zutat" für prachtvolle Diners: den edlen Düften, Essenzen, Salben und Aromen, die an der Tafel und über die Speisenden versprengt wurden – für Kritiker ein „Grundstoff des Luxus" (*materia luxus*[94]), für die Genießer der olfaktorische Ausdruck von Kultiviertheit und Lebensfreude[95].

*Silberservice mit Schüsseln, Flaschen, Schöpfkellen und Trinkhörnern auf Ständern. Grabmalerei aus Pompeji, 1. Jh.*



## Wenn die Rose regiert …

Oft in einem Atemzug mit Salben werden Kränze genannt[96]. Sie dienten als Dekoration des Gastmahls bzw. regelmäßiger als die des sich anschließenden Trinkgelages (*comissatio*). Die Sitte stammte aus Griechenland und wurde seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. von vornehmen Römern allmählich übernommen. Kränze bei Tageslicht in der Öffentlichkeit zu tragen galt als außerordentlich anstößig[97]; *coronae convivales* gehörten dorthin, wo der Begriff sie „verortete": zum *convivium* als einer Sphäre der Lebensfreude, Ungezwungenheit, Ausgelassenheit und eingeschränkten Verpflichtung, die Würde zu wahren.

Die Kränze wurden aus Efeu, Eppich und Myrte geflochten. Man trug sie auf dem Kopf – und hoffte, dass sie auch vor den unerwünschten Folgen reichlichen Weingenusses schützten[98]. Aus den ursprünglich reinen Laubkränzen entwickelte sich schnell eine Mischform, indem man auch Blüten von Veilchen, Lilien und vor allem Rosen mit einband. Im Winter behalf man sich zunächst mit künstlichen Kränzen aus dünnen, buntgefärbten Hornplättchen oder aus bunter, in Wohlgerüchen getränkter Seide[99].

Schon das erschien manch Altvorderem als unnötiger Luxus. Erst recht fiel die „Mode" unter dieses Verdikt, in der kalten Jahreszeit aus Ägypten Rosen zu importieren – „naturwidrig", poltert Seneca[100] – bzw. mit Hilfe von Treibhäusern auch im Winter Rosen und Lilien in Italien zu ziehen[101]. Für die „Blumenindustrie" in Pompeji und anderen Orten Kampaniens bedeutete das eine lukrative Ausweitung ihrer Kapazitäten, für prestigebewusste Gastgeber von Trinkgelagen die Gelegenheit, sich als spendable Kranzspender zu profilieren. Denn die Bereitstellung von *coronae* gehörte zu den Pflichten des Hausherrn.

Freilich boten sich hier ungeahnte Möglichkeiten einer viel üppigeren Ausgestaltung des Trink-Ambientes durch Blumendekorationen im weiteren Sinne. *cum rosa regnat*, „wenn die Rose regiert" – diese poetische Umschreibung für ein *convivium* mit anschließender *comissatio*[102] ließ sich besonders sinnfällig in die Praxis umsetzen, wenn Tische, Sofas und mitunter sogar der Fußboden des Speisezimmers von Rosenblüten übersät waren[103]. Freunde Neros gaben mehr als vier Millionen Sesterze allein für den Blumenschmuck aus, wenn sich der Kaiser zum Besuch ansagte[104]. Andere Reiche ließen sich Kissen und Decken mit Veilchen- und Rosenblättern füllen







*Rekonstruktion von Symposiumskränzen aus Myrte, Rosen sowie Efeu und Veilchen*

oder legten sich wie Kaiser Aelius mit ihren Mätressen in ein mit Rosenblättern gefülltes Bett unter eine Decke von Lilien. Derselbe Aelius soll sogar Spezialanfertigungen von Speisesofas in Auftrag gegeben haben, die aus gepressten Rosen und Lilien bestanden[105]. Angesichts dieses Blumenluxus mutet es geradezu rührend bescheiden an, wenn der neureiche Trimalchio in seinem Bestreben, den üblichen Kranzschmuck zu übertrumpfen, seinen Gästen kleine Kränze um Schienbeine und Knöchel winden lässt.[106]

### Rosen und Elfenbein – oder: Wo das Menschsein beginnt

*(Neros) Speisezimmer hatten Decken aus beweglichen, durchlöcherten Elfenbeinplatten, so dass man von oben herab über die Gäste Blumen oder Parfüme sprengen konnte … Als dieser Palast fertig gestellt war, sagte Nero, um seine Zufriedenheit auszudrücken, bei der Einweihung nur: jetzt endlich könne er anfangen, wie ein Mensch zu wohnen.*

Sueton, Nero 31, 2 (Ü: A. Lambert)

## Repräsentatives Speisen im Freien

Nicht jeder konnte erst dann als richtiger Mensch wohnen und speisen, wenn er wie Nero mit seiner Domus Aurea einen riesigen Palast mit mehreren Triclinien sein eigen nannte. Etwas bescheidener ging es in den herrschaftlichen Häusern schon zu – wobei „bescheidener" keineswegs der Komparativ zu „bescheiden" ist. Auf die Gestaltung des Speisesaals (*triclinium*) wurde großer Wert gelegt. Er war ja der Repräsentationsraum schlechthin. Häufig waren daher die Möbel Prestigeobjekte, die der Hausherr für viel Geld erworben und deutlich sichtbar, ja unübersehbar im Triclinium aufgestellt hatte. Aber auch die Ausstattung des Speiseraums sollte Wohlstand widerspiegeln: Wertvolle Teppiche und Kandelaber schmückten das Triclinium ebenso wie Mosaikfußböden und erlesene Wandmalereien. Manchmal spannten sich gewölbte Decken über dem Triclinium; anderswo gliederten Säulen die Wände.

Wenn die Hitze im Sommer ins Haus zog und die Luft im normalen Speisesaal heiß und stickig war, begab sich die Tafelrunde ins Sommertriclinium. Solche überdachten Speisesäle im Garten mit gemauerten Klinen sind in einer Reihe vornehmer pompejanischer Villen ans Licht gekommen. Der Blick der Speisenden fiel auf Blumen und Bäume, Wasserspiele plätscherten, und auf kleinen Teichen oder kanalartigen Wasserläufen schwammen Tabletts oder „Tische" mit Speisen, die vom Wasser angenehm kühl gehalten wurden. „Vorgericht und schwere Schüsseln werden auf den Rand gestellt", erläutert Plinius das auf einem seiner Landgüter praktizierte Verfahren, „leichtere schwimmen auf Schiffchen und künstlichen Vögeln umher."[107] In den Apsiden standen Statuen und Mosaik verkleidete oder marmorne Nymphäen, aus denen unablässig Wasser sprudelte. Gelegentlich lagen die Sommertriclinien auch, von laubenartigen Pergolen beschattet, inmitten üppiger Gärten.

Die Wände der Triclinien waren häufig mit farbenfrohen Fresken geschmückt. Einige der schönsten pompejanischen Wandmalereien finden sich in Speisesälen, so etwa die prächtigen

mythologischen Darstellungen im Vettier-Haus und im Haus des Jason oder die ornamentalen Motive im Haus des Epheben, die oben in zierliche Figuren aus vergoldetem Stuck auslaufen. Darstellungen kultivierter Naturlandschaften zierten die Wände der Triclinien ebenso wie Malereien von Obst, Gemüse und anderen Lebensmitteln. Etwas Besonderes hatte sich ein gewisser M. Epidius Hymenaeus einfallen lassen: Er ließ drei Distichen mit Ratschlägen für anständiges Verhalten beim Tafeln auf die Wände seines Sommertricliniums malen – was ihm in der Moderne prompt den Beinamen *Il Moralista*, „der Moralprediger", eingetragen hat:

*Abluat unda pedes, puer et detergeat udos;*
*mappa torum velet, lintea nostra cave!*
Wasser wasche die Füße ab,
ein Diener mache sie trocken;
die Serviette bedecke das Polster,
Hände weg von unseren Tischtüchern!

*Lascivos voltus et blandos aufer ocellos*
*coniuge ab alterius, sit tibi in ore pudor!*
Lüsterne Miene und begehrliche Blicke wende
von der Frau eines anderen ab; züchtig sei
deine Rede!

*(Insanas) lites odiosaque iurgia differ,*
*si potes, aut gressus ad tua tecta refer!*
Unbeherrschten Streit und hasserfülltes
Gezänk schiebe auf,
wenn du kannst, oder lenke deine Schritte
zu deinem Haus zurück![108]

## Tafelunterhaltung

Ein anderes Freskenmotiv spiegelt eine weitere luxuriöse „Zutat" zu einem repräsentativen Gastmahl: Putten mit Musikinstrumenten wie Flöte, Kithara oder Tympanon sind in der Wandmalerei die Stellvertreter der Musiker aus dem wirklichen Leben, die bei Banketten aufspielten. Ebenso wie den Tafelluxus an sich führte man die Übernahme dieses *Graecus mos* („griechischen Brauches") auf das Epochenjahr 187 v. Chr. zurück, als mit der Rückkehr des Heeres des Cn. Manlius vom griechischen Kriegsschauplatz erstmals auch „Zither- und Harfenspielerinnen bei den Mahlzeiten auftraten"[109].

Mit dem altrömischen Verständnis von *gravitas* („Würde") vertrug sich diese Neuerung zwar nicht so recht, doch gewann diese Form der Unterhaltung bei Tisch immer mehr Freunde – mochte man „offiziell" auch dabei bleiben, dass das Gespräch der Tafelnden die beste Würze des Mahles sei[110]. Als Animateure bei Tisch traten Lyra- und Gesangssolisten, bisweilen sogar Chöre und Kammerorchester auf[111].

Andere Gastgeber engagierten Vorleser, Schauspieler und Schauspielerinnen. Je prominenter die Künstler waren, um so mehr verwischten sich die Grenzen zwischen Auftragskräften und Gästen. Die bekannte Mimin Cytheris jedenfalls, mit der Cicero einmal zusammen auf einer sehr vergnüglichen Gesellschaft war, scheint dort eher als „Stargast" eingeladen gewesen zu sein – was sittenstrenge Römer freilich die Augenbrauen hochziehen ließ („also bei einem solchen Gelage findet man den berühmten Cicero!", kommentiert der berühmte Cicero selbstironisch[112]).



*Europa reitet auf dem Stier. Mythologische Freskenszene aus dem Triclinium im Haus des Jason; Pompeji, 1. Jh.*

Weniger gefragt waren solistische Darbietungen der Gastgeber; poetische Ergüsse reicher Dilettanten waren der Schrecken aller Gäste. Man musste es sich gut überlegen, ob ein üppiges Diner einen für dieses Leiden entschädigte ...[113]

Bei vielen *convivia* ging es volkstümlicher zu. Statt Vergil oder Terenz, Homer oder Menander wandte sich die Aufmerksamkeit der Tafelnden – genauer gesagt: zwischen den einzelnen Gängen – Darbietungen von Possenreißern, Clowns,

Gauklern und Transvestiten zu. Am ganz unteren Ende der Skala von Tafelunterhaltungen rangierten aus heutiger Sicht Auftritte zwergwüchsiger „Narren" oder dressierter Affen[114]. Ein beliebter Höhepunkt zu vorgerückter Stunde waren die Darbietungen schöner Andalusierinnen aus Gades (Cadiz), die beim Klang von Kastagnetten „ihre üppigen Hüften lüstern in geübtem Zittern schwingen ließen"[115]. Ihnen war der Beifall der Tafelrunde sicher – „Reize für schlaffe Begierde" nennt Juvenal die verführerischen Tänze der *Gaditanae*, um mit leicht sozialkritischem Unterton hinzuzufügen: „Sie erregen wie scharfe Nesseln *den Reichen*" (*acres divitis urticae*)[116].

*Putten als Kitharaspielerin und Tänzerin; Malerei aus einem Garten-triclinium in Pompeji, 1. Jh.*



## Geschenk-Tombola als Abschluss des Gastmahls

Am Ende eines opulenten *convivium* konnte der Gastgeber seine Großzügigkeit gewissermaßen noch einmal zusammenfassen und seine Spendierfreudigkeit geradezu durch einen fassbaren, dauerhaften Beleg in Erinnerung halten. Die Rede ist von *apophoreta*, Gastgeschenken, die im Unterschied zum heutigen Usus vom Hausherrn an seine Gäste verteilt wurden. An den Saturnalien waren solche Beschenkungen üblich, ansonsten waren sie eher die Ausnahme.

Das Überreichen der Geschenke vollzog sich je nach Temperament und Geschmack des Gastgebers beiläufig und diskret oder es wurde als Lotterie-Show inszeniert, bei der die Reaktion der Gäste ein wichtiger Teil der Inszenierung war. Trimalchio zelebriert seine Großzügigkeit selbstverständlich, indem alle Anwesenden ein Los ziehen müssen und ein Sklave die Gewinne laut vorliest. Dass es sich bei seinen *apophoreta* eher um scheinbar ingeniöse, tatsächlich aber billige Scherzartikel handelt, mit denen der Gastgeber seine Gäste auch in diesem Akt des Diner-Spektakels ungeniert vorführt[117], erstaunt angesichts seiner sonst demonstrierten Generosität. Üblicherweise hatten die *apophoreta* schon ihren Wert als Gegenstände des täglichen oder sogar des luxuriösen Bedarfs. Kleopatra schenkte ihren Gästen das goldene Tafelgeschirr, ein Pferd für den Heimweg und einen Negersklaven als Fackelträger[118].

Gastgeber, die es etwas preiswerter haben wollten, konnten bei Martial fündig werden: In seinem 14. Buch hat der Epigrammatiker eine reiche Auswahl in Frage kommender Geschenke in dichterischer Weise aufgelistet – 221 Geschenkideen in jeweils einem Zweizeiler. Die Palette reicht von Kleidungsstücken über Möbel, Werkzeuge, Lebensmittel, Haustiere, Nachttöpfe, Schmuck und Musikinstrumente bis zu Sklaven. Als Hauptpreis in einer *apophoreta*-Tombola mochte manchem Teilnehmer eines opulenten Gastmahls ein unfreier Koch erscheinen. Die Verlängerung des Banketts mit anderen Mitteln? So einfach sei das nicht, mahnt Martial; das Risiko liege in der kulinarischen Sozialisation dieses menschlichen Geschenkartikels:

*„Kunst allein ist nicht genug für einen Koch; dass sein Gaumen der eines Sklaven sei,*
*will ich nicht: Ein Koch habe den Geschmack seines Herrn."*[119]

Die Kritiker des Tafelluxus gar hätten den Gewinn eines Kochs geradezu als Danaer-Geschenk angesehen. Denn für sie stand fest, dass der schlechte Gesundheitszustand der Luxus-„Jünger" auf deren „unnatürliche" Völlerei zurückgehe. Blasser Teint, geschwollene Augen, zitternde Hände, dicker Bauch, Kraftlosigkeit, Konzentrationsmangel und „die Freude am Laster" (*iucundum nefas*) – das alles seien Folgen einer ungehemmten Schlemmerei im Essen und Trinken[120]. In unnachahmlicher Weise bringt Seneca die gesundheitlichen Kosten für ausgedehnte Tafelfreuden auf den Punkt: „Du brauchst dich nicht zu wundern, dass es unzählige Krankheiten gibt – zähle nur die Köche!"[121]



# „FISCHTEICHBESITZER!" – SNOBISMUS IN LÄNDLICHER IDYLLE

Cicero konnte es nicht fassen. Da brach in Rom die (republikanische) Welt zusammen – und die Spitzen der politischen Klasse, die Repräsentanten und Nutznießer des „Systems", fürchteten allenfalls um ihre Fischteiche![1] In seinem in dieser Zeit – wir schreiben das Jahr 60 v. Chr., in dem sich das Erste Triumvirat anbahnt – mehrfach wiederholten *piscinarii*, „Fischteichbesitzer!"[2] mischen sich Spott und Verachtung. Das konnte doch nicht wahr sein, dass „unsere führende Männer sich im siebenten Himmel wähnen, wenn in ihren Teichen die Goldfische aus der Hand fressen, und sich um nichts anderes kümmern"![3] Aber es *war* so, mochten sich die alten Recken Roms ob dieser Torheit und Pflichtvergessenheit ihrer Nachfahren auch im Grabe umdrehen: Noch Jahrhunderte später bestätigt Macrobius kopfschüttelnd die Fischzucht als *illius saeculi delicias*, „luxuriöse Liebhaberei der damaligen Zeit"[4]. Bevor die Fischzucht zum Hobby reicher Aristokraten auf ihren idyllischen Landsitzen am Meer wurde, stand sie im Dienste kommerzieller Interessen. Nach griechischem Vorbild legten auch Römer künstliche Fischteiche an.

### Meerbarben als Hobby? – O tempora, o mores!

*Wenn Manius Curius wieder lebendig würde oder einer der Männer, in deren Landhaus oder Stadtwohnung kein Glanz und kein Schmuck vorhanden waren außer ihnen selbst, und sähe, wie einer, der die höchsten Auszeichnungen des Volkes besitzt, Meerbarben mit ihren Bärtchen aus seinem Fischteich zieht und befühlt und sich seiner zahmen Muränen rühmt: Hielte er diesen Menschen nicht für einen Sklaven, und zwar so, dass er ihm nicht einmal in seiner Dienerschaft irgendeine wichtige Aufgabe zutraute?*

Cicero, Paradoxa Stoicorum 38 (Ü: R. Nickel)

Der Begriff, dessen sprachliche Nachfahren in den romanischen Sprachen heute mit Sommerfreuden assoziiert werden – *piscina*, *piscine* bezeichnet ja „Schwimmbecken", neudeutsch *pool* genannt -, ist im Lateinischen zum ersten Mal im frühen 2. Jahrhundert v. Chr. erwähnt. In seiner Komödie *Truculentus* („Der Polterer") vergleicht Plautus das Ködern eines Liebhabers durch ein hübsches Mädchen mit dem Werfen eines Netzes in einen Fischteich, das Zuziehen der Schlinge und das Sicherstellen der Beute[5]. Das „Angeln" geschieht in einer *piscina*, einem Becken für *pisces* („Fische"). Die Zuschauer verstanden offenbar den Begriff – ein Indiz für das Vorhandensein solcher Zuchtbecken zur Zeit des Plautus.

## Gewerbliche Fischzucht – „Das soll Fisch sein?"

Verwunderlich ist das nicht. Denn so langsam kam die vornehme römische Welt auf den Geschmack. Moralisten späterer Zeiten hätten erläutert: auf den Geschmack „künstlicher" Genüsse. Sie hätten argumentiert, dass die Natur in Seen und Meer genügend Fisch „bereitstelle". Aber so einfach lagen die Dinge nicht. Zum einen wurde im Spätherbst die Seefahrt für mehrere Monate im gesamten Mittelmeergebiet weitgehend eingestellt, und auch die Fischer wagten sich kaum auf das offene Meer hinaus. Und zum zweiten wuchs die Neigung zahlungskräftiger Konsumenten, selbst zu bestimmen, welche Sorte Fisch am liebsten gegessen und damit auch gefangen werden sollte. *piscinae* – oder *vivaria piscium* („Fischzuchtteiche") – waren da ein willkommenes Planungselement gegenüber der herkömmlichen „Zufallsfischerei". Die ersten Anlagen dürften Nischenproduktionen im Umland großer Städte gewesen sein.

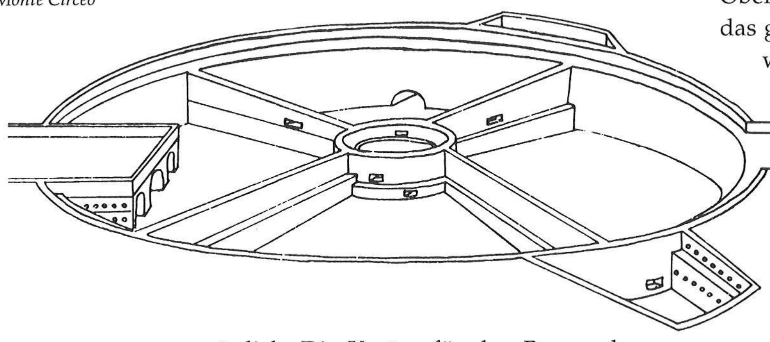
Zunächst beschränkte sich die gewerbliche Fischzucht auf Süßwasserfische. Zunehmend gelang es aber auch, einige Meeresfischarten in *piscinae* oder sogar in den Binnenseen nördlich von Rom anzusiedeln. Für die Gaumen echter Gourmets war das freilich allenfalls zweite Wahl. Sie stießen sich an dem faderen Geschmack der „unnatürlich" gehaltenen Fische und machten keinen Hehl daraus, was sie von solchen „Ersatzprodukten" hielten. Am drastischsten verlieh ein gewisser Marcius Philippus seinem Abscheu darüber Ausdruck, indem er eine „scheinbare" Seebarbe bei einem Gastmahl ausspuckte und den Gastgeber auf diese Weise als wenig kultiviert bloßstellte: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht zuerst geglaubt habe, ich äße einen *Fisch*!"[6] Tatsächlich aber, so die Logik seines unhöflichen Auftretens, sei solch ein „Dreck" kein wirklicher Fisch! Philippus sprach indes all den Snobs aus der Seele, die sich solche kulinarischen Beleidigungen verbaten. Sie tönten geradezu herum, dass es ihnen völlig egal sei, ob sie „einen Fischteich voll solcher (Süßwasser-)Barsche oder voller Frösche hätten" – eine Arroganz, die den Agrarschriftsteller Columella zu deftigen Charakterisierungen dieser etwas großmäuligen Herren greifen lässt: *nebulones ac minthones* nennt er sie, „Windbeutel und Scheißkerle"[7].

Was diese Luxus-Gaumen als Zumutung empfanden, wussten weniger anspruchsvolle durchaus noch als Delikatesse zu schätzen. Denn auch und gerade im 1. Jahrhundert v. Chr. waren mit Zuchtfischerei im Süßwasser gute Geschäfte zu machen. Sie seien keineswegs *sine fructu*, „ohne Ertrag", stellt Varro fest – um freilich sofort hinzuzufügen, dass sich diese Aussage nur auf „plebejische" Verhältnisse beziehe[8]. Plebs ist hier interessanterweise in Abgrenzung zu den „superreichen" *nobiles* gebraucht. Der Begriff bezeichnet eine keineswegs unvermögende Schicht von Wohlhabenden. Die „normale" *plebs*, das einfache Volk, konnte von solchen Genüssen nur träumen; für sie war Zuchtfisch in der Regel ebenso unerschwinglich wie Fleisch.

## Deliciae – Fischzucht als exklusives Hobby

Wie aber war das Bedürfnis der wahrhaft Vornehmen nach wohlschmeckendem maritimem Frischfisch zu jeder Jahreszeit zu befriedigen? Männer wie Quintus Hortensius, Lucius Licinius Lucullus, Lucius Licinius Murena und Lucius Sergius Orata wussten Rat. Sie alle gehörten zur Fraktion der „unkorrumpierbaren" Feinschmecker, und das ließen sie sich etwas kosten: Sie begannen in Kampanien *piscinae* neuer Art anzulegen. Ihre dort am Meer gelegenen Villen erhielten Fischteiche, in die Meerwasser einströmen konnte. Vielleicht war L. Sergius Orata mit seiner ausgesprochen lukrativen Austernzucht im Brackwasser des Lucriner Sees der Initiator der neuen Bewegung, die *piscium vivaria* mit Meerwasser-Zufluss als *dernier cri* der *luxuriosi* schuf. Allerdings verfolgte Orata durchaus handfeste wirtschaftliche Interessen; seine Austernbänke legte er *nec gulae causa, sed avaritiae* an, überliefert Plinius: „nicht dem eigenen Gaumengenuss zuliebe, sondern aus Profitgier."[9]

Das erwies sich bei den aufwendigen Fischteichen, die ins Meer hinein gemauert wurden oder durch Kanäle ständigen Wasseraustausch mit dem Meer hatten, in der Regel als unmöglich. Die Kosten für den Bau und den Unterhalt dieser Anlagen innerhalb einer pompösen *villa maritima* waren zu hoch, als dass sie betriebswirtschaftlich rentabel hätten arbeiten können – auch wenn man nicht wie der legendäre Feinschmecker Lucullus einen ganzen Bergrücken durchstechen ließ, um die Meeresfluten in seine Fischteiche einzuleiten[10].



*Rekonstruktionszeichnung des Fischbeckens in der Villa des Lucullus am Monte Circeo*

Ein C. Lucilius Hirrus erlöste durch den Verkauf von Gebäuden rund um seine Fischteiche zwar 12 000 Sesterze, doch wurde diese respektable Einnahme von den Kosten für das Fischfutter in seiner Muränenzucht vollständig „aufgefressen"[11]. Berühmt wurde er durch diese Zucht ohne Frage, aber nicht reich. So erging es auch anderen, die freilich von Haus aus so gut gestellt waren, dass sie die Vermögenseinbußen gern in Kauf nahmen, erst recht, wenn ein aus ihrer Sicht nobilitierendes Cognomen sie für die materiellen Verluste entschädigte …

### Bezwinger-Namen, Abteilung „Fische"

*Denn damals schon erfreuten sich die Kostbarkeiten der Küche großer Beliebtheit, als man die Fischteiche ans Meer verlegte, und ihre größten Liebhaber wie Sergius Orata und Licinius Muraena waren ebenso stolz auf ihre Namen von eingefangenen Fischen* wie einst ein Numantinus und Isauricus auf die Namen der von ihnen besiegten Völker.*

** Orata = aurata, „Goldforelle"; Muraena, „die Muräne"; allerdings trug diesen Beinamen schon der Vater des hier Genannten.*

Columella, De re rustica VIII 16, 5

Angesichts der kommerziellen Ausweglosigkeit von Meerwasser-*piscinae* in Villen-Komplexen lag es nahe, aus der Not eine Tugend zu machen und diese Fischzucht als ebenso edlen wie kostspieligen Teil einer mondänen Oberschicht-Villeggiatur zu definieren. Eben das geschah. Fischzucht in Meerwasser-Becken wurde zum exklusiven Hobby einer fragwürdigen „Elite" von *piscinarii*, die der Spott und das Kopfschütteln eines Cicero und anderer Standesgenossen kalt ließen. *Sie* wussten, was sie an ihrer Liebhaberei hatten, und sie hegten und pflegten dieses Statussymbol auf offensive, manche Zeitgenosse sogar provokant anmutende Weise.

## Ein Herz für Fische

Den fischigen Lieblingen durfte es an nichts fehlen. Eine Zumutung für sie, meinten manche *piscinarii*, wenn sie sich mit anderen Arten dasselbe Bassin teilen mussten! Also wurden viele Fischteiche in einzelne Becken unterteilt, die jeweils einer Fischsorte vorbehalten waren. Diese Form „artgerechter" Haltung vergleicht Varro mit der Palette eines Malers, der in ähnlicher Weise seine Farben auseinander halte[12].

Nicht auszudenken, dass den Zuchtfischen ab und an ein etwas zu knapp bemessenes Nahrungsangebot zur Verfügung stand! Quintus



*Fischbecken der Villa des Tiberius bei Sperlonga*

Hortensius, einer der berühmtesten Redner seiner Zeit und führender Vertreter der Fischteichbesitzer-Fraktion, hatte vorgesorgt: Er hielt sich mehrere Fischer, die ausschließlich damit betraut waren, Futter für seine Seebarben zu liefern. Konnten sie bei zu stürmischem Meer nicht auslaufen, ließ er gekauften Salzfisch in die Zuchtbecken werfen.

Auch in puncto Gesundheitsfürsorge verhielt sich Hortensius „vorbildlich“: „Um kranke Fische sorgte er sich nicht weniger als um Sklaven, denen es weniger gut ging“, berichtet Varro, ja, „er kümmerte sich weniger darum, dass ein kranker Sklave kein kaltes Wasser, als dass seine Fische frisches Wasser tranken.“

Und seinem *piscinarius*-Kollegen Marius Lucullus warf er vor, zu sorglos mit der Gesundheit seiner Fische umzugehen. Die Fluteinlässe in dessen Teichen seien schlecht konstruiert, so dass die Fische wegen des stehenden Wassers an sumpffieberverseuchten Standorten lebten[13]. Angesichts solcher „Sorgen“ kann man Ciceros *piscinarii*-Verdikt durchaus nachvollziehen.

Der archäologische Befund bestätigt die literarischen Quellen, was den Aufwand des *piscina*-Baus angeht, vollauf. An der Küste des Tyrrhenischen Meeres sind zahlreiche Ruinen von Fisch- und Muschelzuchtanlagen erhalten; Schwerpunkte stellen die Küstenabschnitte bei Civitavecchia und im kampanischen Raum dar. In ihrer technischen Ausführung wurden die Anlagen den jeweiligen morphologischen Gegebenheiten der Küste angepasst. An steilen Felsküsten legte man die Becken in Stollen an; sie lagen dort unter einer in den Fels gehauenen Überdachung. An Flachküsten dagegen wurden die Teiche unter freiem Himmel gebaut; je nach Fischsorte wählte man einen felsigen oder sandigen Untergrund. Die Anlagen bestanden vielfach aus einem System mehrerer Becken von unterschiedlicher Größe, die miteinander durch Kanäle verbunden waren. Der Wasserstrom innerhalb der Kanäle wurde mittels Schleusen und Schieber geregelt. Gitter oder perforierte Platten sorgten dafür, dass die Fische nicht aus dem ihnen zugewiesenen Becken hinausschwimmen konnten. Die meisten *piscinae* lagen direkt am bzw. im Meer. Gelegentlich aber waren sie bis zu einigen Hundert Metern vom Meer entfernt und wurden durch Kanäle mit Frischwasser versorgt[14].

## Publicity-trächtige Allüren

Gerade angesichts der häufig beträchtlichen Größe der *piscinae* ist wohl davon auszugehen, dass sie zumindest teilweise auch wirtschaftlichen Zwecken dienten. Freilich niemals ausschließlich: Gerade die bewusst gestaltete Einbeziehung in das architektonische Ensemble einer Villen-Anlage beweist den Charakter solcher *piscinae* auch als *deliciae*, „Liebhaberei“[15]. Die ästhetische Dimension war den Bauherren mindestens ebenso wichtig wie die ökonomische. Auf reine Funktionalität schauten die wenigsten Eigentümer – zumindest unter denen, die Cicero in die Gruppe der *piscinarii* einordnet.

Der „harte Kern“ dieser Liebhaber-„Fraktion“ aber lehnte jede Kommerzialisierung[16] ihrer Fischzucht mehr oder weniger empört ab. Anlässlich der Volksspeisungen, die Caesar nach seinem Triumph im Jahr 45 v. Chr. ausrichtete, schickte C. Hirrius zwar mehrere Tausend Muränen aus seinen Fischteichen nach Rom – aber nur als „Schaustücke“. Nach dem Ende der Feierlichkeiten kehrten die Fische unversehrt in ihre Teiche zurück[17].

Varro weiß aus eigener Anschauung zu berichten, dass in der Villa des Hortensius Quintus bei Bauli zwar oft genug Fisch serviert wurde, wenn er dort zu Gast war – aber nicht aus dessen mit hohen Kosten gebauten Fischteichen, sondern vom Fischmarkt in Puteoli. Wie auch bei anderen *piscinarii* wagte kein Koch, die eigenen Fische seines Herrn kulinarisch zu verarbeiten[18].

Die Zuneigung zu ihren „Lieblingen“ zeitigte bei einigen *piscinarii* Auswüchse, die nüchterne Zeitgenossen an deren Zurechnungsfähigkeit zweifeln lassen konnten. Man darf dabei freilich nicht jenes Moment ostentativer Luxus-Darstellung mit snobistischen Allüren



*Die „Lieblinge" im Bild: Mosaik mit Meeresfauna aus Pompeji, 1. Jh.*

übersehen, das diese Menschen sehr überlegt zu ihren Übertreibungen und „Verrücktheiten" anspornte. Auf diese Weise brachte man sich ins Gespräch, reicherte den im Prominenten-Kurort Baiae ohnehin blühenden Klatsch zusätzlich an und exaltierte sich gewissermaßen. Exaltiertes Verhalten bedeutet ja etymologisch nichts anderes als eine auf Überhöhung (*ex; altus*) angelegte Attitüde. Man wird sichtbarer, gewinnt stärkere Konturen – auch wenn die Art dieser Konturen in den Augen von Kritikern fragwürdig erscheinen mag.

Historiker und Schriftsteller sind in der Regel dankbar für solches Verhalten, das die Normalität übersteigt, und überliefern solche „Schmankerln" in ihren Werken. Aber auch schon die Zeitgenossen – und auf deren Beachtung zielte die zur Schau gestellte „Anomalität" natürlich in erster Linie – bringen solchen Paradiesvögeln größtes Interesse entgegen und erliegen der Faszination des Außergewöhnlichen, gleichgültig, ob sie sich wie die Moralisten kräftig – und beredt! – darüber ärgern oder ob sie es als attraktiv empfinden.

## Vom „richtigen" Umgang mit fischigen „Lieblingen"

Zur Attraktion im wahrsten Sinne wurde die Lieblingsmuräne einer gewissen Antonia. Die ungewöhnliche Beziehung zwischen Antonia und ihrer Muräne sprach sich im kampanischen Feriengebiet rasch herum und lockte Besucher zur Villa des Antonia-Gatten Drusus nach Bauli. Sie alle wollten die Ohrringe sehen, mit denen die Dame den Fisch geschmückt hatte[19].

Ein Einzelfall? Keineswegs. Lucius Licinius Crassus, Censor im Jahre 92 v. Chr., legte seiner Lieblingsmuräne ebenfalls Ohrringe und noch dazu mit Edelsteinen besetzte Halsbänder an.

Der Fisch erwiderte die Zuneigung, indem er, sobald Crassus ihn rief, heranschwamm und sich aus der Hand füttern ließ.

Da war es nur folgerichtig, dass Crassus sich beim Tode der Muräne in Schmerz verzehrte, das Tier beweinte und Trauerkleidung anlegte, „als trauerte er um seine Tochter“. Als Cn. Domitius Ahenobarbus, sein ehemaliger Censor-Kollege, ihn kritisierte: „Du Tor, du hast eine tote Muräne beweint!“, soll Crassus schlagfertig erwidert haben: „Ich habe ein Tier beweint, du aber hast drei Frauen begraben, ohne eine einzige Träne zu vergießen.“[20] Im Übrigen stand Crassus mit seiner Trauer nicht allein. Auch der Redner Hortensius vergoss bittere Tränen, als seine Lieblingsmuräne gestorben war[21].

Zu Lebzeiten waren diese Fische so zahm gewesen, dass sie sich von ihren Besitzern füttern und streicheln ließen. Sie sollen sogar der Reihe nach herangeschwommen sein, sobald sie von ihrem Gebieter beim Namen gerufen wurden[22]. Die Tradition spätrepublikanischer Fischteichbesitzer, Muränen gewissermaßen als Haustiere zu halten, setzten einige Kaiser fort, während das Interesse an diesem Hobby bei vermögenden Privatleuten in der Kaiserzeit eher zurückgegangen zu sein scheint. Die „große Zeit“ der *piscinarii* war das 1. Jahrhundert v. Chr. Zu den Fischliebhabern auf dem Kaiserthron gehörte auch Domitian. Jedermann war gut beraten, die Finger von dessen Lieblingen zu lassen und sie nicht gar versehentlich zu angeln. Außer Futter durfte man den Fischen des Kaisers nur eines zukommen lassen: Verehrung.

### Des Kaisers heilige Fische

*Halt dich fern von Baiaes See, ich mahne,*
*Fischer, dass du nicht schuldbeladen fortgehst!*
*Heilige Fische nur gibt's in diesen Wassern,*
*die, vertraut mit dem Herrn, die Hand ihm lecken,*
*die gewalt'ger als alles andere auf Erden.*
*Ja, sie haben auch Namen, und ein jeder*
*kommt heran auf die Stimme seines Herrn.*
*Aus der Tiefe hier zog an schwankendem Rohre*
*einst ein Libyer frevelnd seine Beute.*
*Plötzlich schwand ihm das Augenlicht, erblindet*
*konnt' er, den er fing, den Fisch nicht sehen.*
*Bettelnd sitzt er seitdem am See von Baiae*
*und verwünscht den verruchten Angelhaken.*
*Drum, so lange du kannst, geh ohne Schuld fort!*
*Wirf nur Nahrung, die harmlos, in das Wasser,*
*und verehre die vornehm feinen Fische!*

Martial IV 30 (Ü: R. Helm)

Dass man „Fisch-Luxus“ im Übrigen auch anders demonstrieren und praktizieren konnte, als aufwendige Fischteiche nur zur Repräsentation und zum Vergnügen anzulegen, stellten andere unter Beweis – auch sie durch und durch Snobs, aber Pragmatiker dabei. So etwa jener etwas verschrobene Petrijünger, der sich sein Schlafzimmer so anlegen ließ, dass er vom Bett aus in seinem Fischteich angeln konnte[23].



# HERRSCHAFTLICHE PALÄSTE UND PARKS – VOM „WETTSTREIT UM DIE PRÄCHTIGSTE VILLA"

Mit Sozialneid waren im politischen Alltagsgeschäft Roms kaum Punkte zu machen. Solange die Plebs keinen Hunger litt, kamen demagogische Argumentationsmuster, die die unübersehbare materielle Ausprägung der Klassenunterschiede nutzen wollten – hie das notleidende Volk, dort die verschwenderisch lebenden Aristokraten – nicht an. Die ärmere Bevölkerung stellte das gesellschaftliche System nicht grundsätzlich in Frage. Im Jahre 67 v. Chr. versuchte es der Volkstribun Gabinius trotzdem. Sein Ziel war es, dem amtierenden Oberbefehlshaber im Mithridatischen Krieg, Lucius Lucullus, das Kommando entziehen und es auf Pompejus übertragen zu lassen. Als „Feindbild", um Sozialneid zu schüren, war Lucullus ein dankbares Ziel. Er war „bekennender Jünger" einer *luxuria*, die er sich während seiner aktiven militärischen Zeit vor allem in Form von Prachtbauten leistete[1]. Eben da setzte die Neidkampagne an, mit der Gabinius ihn in Misskredit zu bringen versuchte: Auf Volksversammlungen hielt er ein großes Bild hoch, auf dem eine Villa des Lucullus gemalt war. Begleitend zu diesem optischen Reiz beschrieb er den

Bauluxus des Anwesens anschaulich bis in Details. Die Botschaft war eindeutig: Mit Hilfe der üppigen Beute vom asiatischen Kriegsschauplatz lebe der Feldherr in Saus und Braus, aber den Krieg abzuschließen sei er nicht in der Lage – nicht zuletzt, weil Luxusbauten seine Aufmerksamkeit stärker beanspruchten als effiziente militärische Planung und kriegerische Durchsetzungsfähigkeit.

Ob Gabinius die Römer mit dieser Schmutzattacke nachhaltig beeindrucken konnte, wissen wir nicht. Eher waren es aber wohl andere Gründe, die tatsächlich zur Ablösung des Lucullus im Oberkommando gegen Mithridates führten. Als unredliche, unter die Gürtellinie zielende Argumentation decouvriert sich der „Luxus-Angriff" des Volkstribunen zum einen dadurch, dass selbstverständlich auch sein Kandidat Pompejus über prächtigen Villenbesitz verfügte. Zum zweiten war Gabinius, wie sich allerdings erst später herausstellen sollte, am wenigsten legitimiert, mit dem erhobenen moralischen Zeigefinger auf einen „Luxus-Baulöwen" wie Lucullus zu zeigen. Nur ein Jahrzehnt später schleudert Cicero dem selbst ernannten Luxuskritiker Gabinius seine Heuchelei entgegen: „Vor aller Augen baut er eine so riesige Villa, dass dagegen das Haus als eine Hütte erscheint, das er einst in seinen Volksversammlungen auf einem Bild vorzeigte ..."[2]

## Ruinöse Bauwut

Tatsächlich taten alle Angehörigen der Oberschicht gut daran, möglichst nicht die Bauwut anderer und ihre ruinöse Verschwendungssucht in Sachen Luxusdomizile anzuprangern. Denn sie alle saßen in einem luxuriösen Glashaus, aus dem heraus mit Steinen zu werfen mindestens befremdlich anmuten musste. Seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. gab es einen regelrechten Wettlauf um „die größte und prächtigste Villa", bei dem die Bezugspunkte ausgerechnet die luxuriösesten von allen waren, jene des Metellus und des Lucullus[3]. Die Konkurrenz wurde dadurch beflügelt, dass zunehmend auch Leute nichtaristokratischer Herkunft, die es zu Reichtum gebracht hatten, in den Wettbewerb um dieses Statussymbol eintraten und damit die „klassischen" *nobiles* in Zugzwang brachten. Die Pracht seiner Villa in Tusculum begründete Lucullus damit, er könne sich doch nicht von Nachbarn übertreffen lassen, die einem niedrigeren Stand angehörten[4]. Einen besonders prominenten Politiker zum Nachbarn zu haben erhöhte nicht nur das gesellschaftliche Prestige, sondern auch den Wert der Immobilie[5].

Die Eigendynamik des Konkurrenzkampfes ließ manch einen den finanziellen Überblick verlieren. Cretonius, macht sich Juvenal über einen notorischen *aedificator* („Berufsbauer") lustig, lasse bald am Strand von Caieta eine Villa erbauen, bald auf den luftigen Höhen von Tibur (Tivoli), dann wieder eine auf den Hügeln von Praeneste, und mit dem von weit her geholten Marmor übertrifft er den Glanz mancher Tempel. Das alles reißt ein tiefes Loch in sein Vermögen. Gleichwohl bleibt noch eine Menge zum Leben übrig – bis sein Sohn in die Fußstapfen des Vaters tritt und den Rest durchbringt, weil er „modernere Villen aus noch besserem Marmor erbaut"[6].

Was hier in satirischer Überspitzung in einer völligen Insolvenz endet, mochte sich in der Wirklichkeit „nur" als erheblicher Substanzverlust ererbter Vermögen durch ungehemmte Repräsentationslust im Villen-Bau darstellen. In der Tendenz aber wird der Spott des Satirikers durch zahlreiche Quellen bestätigt, und zwar nicht nur literarische, sondern auch archäologische: Dank ihrer Größe haben sich bemerkenswerte Überreste zahlreicher Villen erhalten.

### Bauwettstreit zwischen Ochse und Frosch

*Beim vierten Meilenstein hat Torquatus eine Prachtvilla;*
*beim vierten kaufte sich Otacilius ein kleines Landgut.*
*Torquatus errichtete glänzende Thermen von buntem Marmor;*
*einen Badekessel machte sich Otacilius.*
*Einen Lorbeerhain legte Torquatus auf seinem Land an;*
*hundert Kastanien pflanzte Otacilius an.*
*Als Torquatus Consul war, ist jener Bürgermeister seines Distrikts gewesen:*
*für nicht geringer hielt er sich in seinem hohen Amt.*
*Wie einmal ein gewaltiger Ochs den winzigen Frosch zum Platzen brachte,*
*genauso, glaub' ich, wird Torquatus Otacilius zum Platz bringen.*

Martial, Epigramme X 79 (Ü: P. Barié)



*Landschaftsbeherrschende Porticus-Villa mit Park. Fresko aus der Casa de Menandro; Pompeji, 1. Jh.*

## Kritik an Luxusdomizilen – kommt oft aus denselben

Die Anfänge dieses Trends zur Repräsentationsarchitektur reichen bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. zurück. Schon damals hebt der Alte Cato hervor, *seine* Villen seien stets schmucklos und schlicht gewesen – offensichtlich im Unterschied zu denen mancher seiner Standesgenossen[7]. Ein Jahrzehnt später wird er deutlicher, indem er ausdrücklich gegen mit kostspieligem Citrusholz, Elfenbein und punischen Marmorböden ausgestattete Landhäuser polemisiert[8].

Drei Generationen danach preist Cicero, selbst Eigentümer mehrerer eleganter Landsitze, die bewundernswerte Zurückhaltung der Vorfahren, die sich in ihren privaten Ausgaben – gerade auch ihren Wohnungen – größte Bescheidenheit auferlegt hätten, und stellt geradezu programmatisch fest, das römische Volk hasse private Verschwendung, zumal beim Wohnen und Bauen[9].

Ähnliche Töne hören wir wiederum 100 Jahre später von Seneca. Er rühmt Scipio Africanus, der sich noch mit einer bescheidenen Villa mit schlichtem Bad zufrieden gegeben und nichts von „Lebensart" habe verstehen wollen (*nesciit vivere*)[10]. Und erneut meldet sich da jemand zu Wort, zu dessen märchenhaftem 300-Millionen-Vermögen auch zahlreiche Villen gehörten.

Nicht anders Sallust, einer der schärfsten Kritiker des Bauluxus in der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Dem Abenteurer Catilina, einem Möchtegern-Sozialrevolutionär, legt er bittere Worte gegen die unablässige, durch Kauf, Abriss und Wiederaufbau geprägte „Sucht" nach Luxus-Sanierung von Stadtpalästen und gewaltigem Bauaufwand für prachtvolle Feriendomizile der Oberschicht in den Mund – offensichtlich entspricht das seiner eigenen Auffassung, nimmt er doch an der Ausdehnung von Stadthäusern und Landvillen Anstoß, „die groß wie Städte erbaut sind"[11]. Vergessen schei-

nen über dieser Klage indes die berühmten *horti Sallustiani*, ein riesengroßer Park- und Gebäudekomplex auf dem Pincio in Rom, den er mit Beute- und Erpressungsgeldern aus seiner Zeit als Statthalter in Africa finanziert hatte.

Es ist schon paradox. Die vehementeste Kritik an Luxusdomizilen kommt aus den Reihen derer, die Herren über eben solche prachtvollen Villen waren. Manch eine Seite moralisierender Luxuskritik mag just in der komfortablen Zurückgezogenheit und verwöhnenden Beschaulichkeit einer *villa suburbana* oder *pseudourbana* niedergeschrieben worden sein – eine Form der Doppelmoral, die zwar eine erhebliche Kluft zwischen Theorie und Praxis offenbart, aber doch immer noch das wohlige Gefühl intellektueller Reflektiertheit vermittelt[12]. Man gab sich einem Luxus hin, den man als übertriebenes, der „Sitte der Vorväter" zuwider laufendes Repräsentationsbedürfnis durchschaut hatte. Für diese Erkenntnis konnte man sich ja schon ein bisschen belohnen – mit Luxus zum Beispiel.

Manche Kritik dürfte freilich wenig mehr als gemeinplatz-, ja reflexartige Spiegelung moralinsaurer Geschichtsschreibung oder popularphilosophischer „Selbstverständlichkeiten" gewesen sein. Die im Sumpf des Sittenverfalls gefangene böse, egoistische Jetzt-Zeit mit einer guten, an Werten und Idealen der Gemeinschaft orientierten, leuchtenden Vergangenheit zu kontrastieren war eine große Versuchung für jeden gebildeten Römer. Die Rhetorikschulen trugen das ihre zur Perpetuierung moralischer Phrasen und Topoi bei. Und deshalb sind wir gut beraten, viele dieser Klagen nicht allzu ernst zu nehmen. Sie beruhen auf einer Form von Bigotterie, die den rhetorischen Tribut an ihre Rückwärtsgewandtheit entrichtet, ohne sich in der tatsächlichen Lebensgestaltung von den übermächtigen Schatten der Vorfahren und der Moralphilosophen allzu stark im Genuss der schönen Dinge des Lebens beirren zu lassen.

Die Kritik am Villenluxus aus den eigenen Reihen zeigt eine Ambivalenz eines Teils der Oberschicht, die sich aus einem nur scheinbar widersprüchlichen Sachverhalt ergab: Die Vorzüge der Villeggiatur, d.h. eines kultiviertopulenten Lebens in einem Palast auf dem Lande – nur um diese luxuriöse Wohnform wird es im Folgenden gehen –, stellten aus ihrer Perspektive gerade das Kritikwürdige dar. Beide Perspektiven aber vermochte der gebildete, reflektierte Angehörige der Oberschicht einzunehmen. Oder besser: Von beiden aus hatte er denken gelernt, beide gehörten gleichzeitig zu seiner Mentalität, ohne dass er sich mühsam zu einem Perspektivwechsel zwingen musste – daher die Widersprüchlichkeit, das Hin- und Hergerissensein zwischen „Einsicht" und „Gefühl".

## Ländliche Leuchttürme urbaner Kultiviertheit

Das grundsätzlich Angenehme – und aus traditionsverhafteter Sicht Tadelnswerte – zeigt sich in der komplizierten Bezeichnung, die der Architekturschriftsteller Vitruv für herrschaftliche Paläste auf dem Lande verwendet. Er spricht von *villae pseudourbanae*[13]. Traditionell verstand man unter einer *villa* einen Gutshof. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. wurden bei einigen Höfen *villa rustica* und *villa urbana* als zwei Teile des Gebäudekomplexes unterschieden, zum einen die „ländlichen" Wirtschaftsgebäude, zum anderen die „städtischen" Wohntrakte. In dieser Differenzierung ist schon eine Tendenz zur Verselbstständigung der *villa urbana* angelegt, die sich in den folgenden Jahrzehnten in landschaftlich attraktiven Regionen Italiens immer stärker durchsetzte.

Die Agrarproduktion, ursprünglich *das* Anliegen eines *villa*-Betriebs, wurde in manchen Villen der Reichen zur Nebensache. Sie näherten sich immer stärker städtischer Lebenskultur und Ausstattung an und entwickelten sich zu Feriendomizilen, die sich von ihren landwirtschaftlichen Ursprüngen vollständig gelöst hatten. Das einzige, was daran noch erinnerte, war ihre Lage auf dem Lande. Vitruvs Begriff „pseudostädtisches Landhaus" trifft das recht gut. Ironischer- oder konsequenterweise hat dann der *städtische* Charakter Pate für das deutsche Lehnwort „Villa" gestanden. Im Deutschen versteht man darunter zwar auch ein besonders vornehmes, aufwendig gebautes herrschaftliches Haus – aber eben eines in der Stadt. Für den Römer lagen dagegen alle *villae* auf dem Lande; dort allerdings waren die edlen unter ihnen strahlende Leuchttürme städtischer Zivilisation.

Eben das war den Traditionalisten ein Dorn im Auge. Eine Perversion des „Naturzustands", schimpften sie. Anstatt Erträge zu erwirtschaften, verursachten *diese* Landbesitze nur Kosten. Reine *voluptariae possessiones*[14] seien das, „Lustbesitzungen", zu deren Finanzierung andere, weniger attraktiv gelegene Landgüter herangezogen wurden[15]. Betriebswirtschaftliche Berechnungen, die die Erträge an die Kosten koppelten? Kein Gedanke daran! Das wirtschaftliche

Denken der Vorfahren, so die bittere Schlussfolgerung Varros, wurde als Kriterium für die Bauweise einer *villa* durch *luxuria* abgelöst, „Verschwendungssucht"[16]. *villae pseudourbanae* dienten gewissermaßen dem Geldausgeben, nicht dem Geldverdienen. Hier wurde mit vollen Händen ausgegeben, was anderswo mit Arbeit und Schweiß verdient wurde. Nicht Obstgalerien waren die Zierde dieser „Gutshöfe", sondern Bildergalerien. Und wenn sie ein ländliches Bankett ausrichten wollten, mussten manche Luxusvillen-Besitzer „die Agrarerzeugnisse in großen Wagenladungen aus der Hauptstadt importieren" lassen[17].

## Betriebswirtschaft contra Villeggiatur

Wenn agrarische Produktion überhaupt noch im Blick reicher Villenbesitzer lag, so konzentrierte sie sich auf spezielle Sparten, die man als *pastio villatica* bezeichnete, „Hoftierhaltung". Darunter verstand man Wildgehege, Geflügelhaltung, Fischteiche und Vogelhäuser, in denen Drosseln und Krammetsvögel gezüchtet wurden. Die *pastio villatica* als Nischenproduktion des oberen Preissegments konnte durchaus lukrativ sein, wenn man sie betriebswirtschaftlich konsequent durchplante. Dann stand bei guten Produktions- und Distributionsbedingungen in der Nähe einer größeren Stadt durchaus ein *bolus*, „satter Gewinn", zu erwarten[18]. Nicht aber, wenn sich die *pastio villatica* mehr als Liebhaberei oder Hobby des Gutsbesitzers darstellte und erheblich höhere Investitionskosten verschlang, als sie an Gewinn abwarf.

Staub, Schmutz und Schweiß – was die römische Tradition idealisierend und romantisierend mit Bauernleben verband (ein *sordidum opus*, „schmutzige Arbeit", galt als *Lob* für die Ursprünglichkeit, die Einfachheit und den Fleiß „alter Römerart"[19], als hätten aristokratische Großgrundbesitzer je selbst zu Hacke und Rechen gegriffen!) –, das konnte und durfte kein Bestandteil der Villeggiatur sein. Im Gegenteil. Villen wurden, wenn sie ursprünglich überhaupt eine Nähe zur Landwirtschaft gehabt hatten, so (um-)gebaut und ausgestattet, dass das „Unfeine", im negativen Sinn „Bäurisch-Rustikale" völlig verdrängt wurde. Die Umgebung blieb ländlich, friedlich, beschaulich – als Gegenpol zur lärmenden, hektischen, „vermassten" Großstadt; aber auf Komfort, architektonische Repräsentationswirkung und bauliche Extravaganz brauchte man nicht zu verzichten.

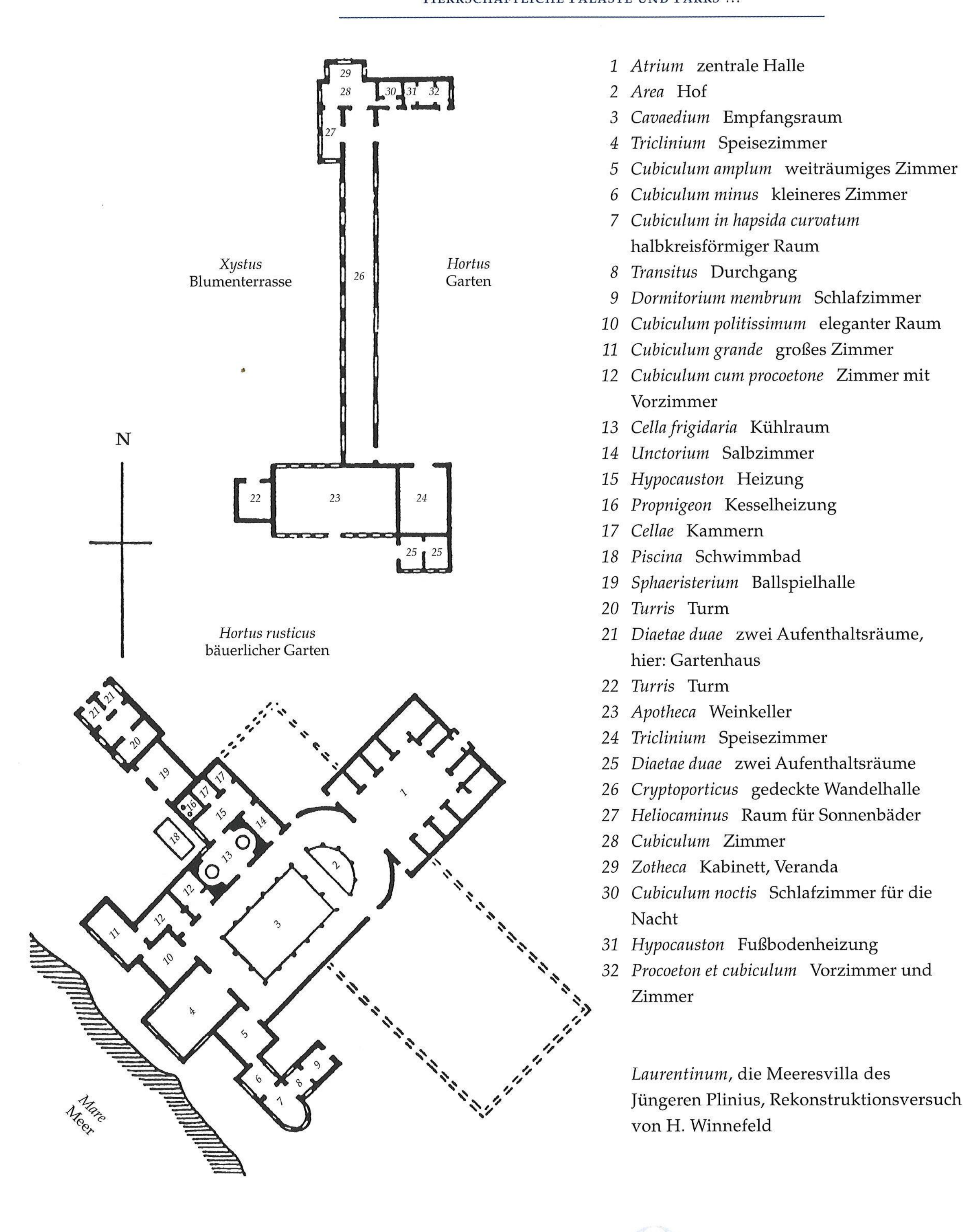
## Ein luxuriöses Refugium für alle Jahreszeiten

Das lässt die berühmte Beschreibung seines *Laurentinum* anschaulich werden, die der Jüngere Plinius seiner Meeresvilla „gewidmet" hat:

„Links von diesem Speiseraum, ein wenig zurücktretend, ist ein geräumiges Wohnzimmer, daran anschließend ein zweites kleineres, das durch das eine Fenster die Morgensonne hereinlässt, mit dem anderen das Abendrot festhält. Auf dieser Seite schaut man auch auf das Meer zu seinen Füßen, zwar aus größerer Entfernung, dafür aber ungestörter. Dies Wohnzimmer bildet mit dem vorspringenden Speiseraum einen Winkel, der die direkten Sonnenstrahlen wie in einem Brennspiegel auffängt. Dies ist der Winteraufenthalt, dies auch der Turnplatz für meine Leute; hier schweigen alle Winde außer denen, die Regenwolken heraufführen und den heiteren Himmel beziehen, ehe sie dem Aufenthalt dort ein Ende machen. An diesen Winkel grenzt ein Zimmer in Form einer Apsis, das mit allen seinen Fenstern dem Lauf der Sonne folgt. In seine Wand ist ein Schrank, eine Art Bücherregal eingelassen, das Bücher enthält, die nicht oberflächlicher Lektüre, sondern ernstem Studium dienen sollen. Diesem Zimmer ist eine Schlafkammer angegliedert, durch einen Korridor von ihm getrennt, der, unterkellert und mit Heizraum versehen, die zuströmende Heißluft wohl temperiert hierhin und dorthin verteilt und weiterleitet. Die übrigen Räume dieses Traktes sind der Benutzung durch die Sklaven und Freigelassenen vorbehalten, meist so sauber gehalten, dass man dort Gäste empfangen könnte.

Auf der anderen Seite ist ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, sodann ein großes Schlaf- und ein kleines Speisezimmer, wie man will, das im hellen Glanz der Sonne und des Meeres strahlt; dahinter ein Gemach mit einem Vorzimmer, dank seiner Höhe für den Sommer, dank seiner geschützten Lage für den Winter geeignet; es ist nämlich allen Winden entzogen. Mit diesem Gemach ist ein weiteres, ebenfalls mit Vorzimmer, durch eine gemeinsame Wand verbunden.

Es folgt das weite, geräumige Kaltwasserbad, aus dessen einander gegenüber liegenden Wänden zwei Becken im Bogen herausspringen, völlig ausreichend, wenn man bedenkt, dass das Meer in der Nähe ist. Anschließend das Salbzimmer, die Zentralheizung, der Heizraum für das Bad, dann zwei Kabinen, eher geschmackvoll als luxuriös eingerichtet; damit verbunden




*Laurentinum*, die Meeresvilla des Jüngeren Plinius, Rekonstruktionsversuch von H. Winnefeld

ein herrliches Warmbad, aus dem man beim Baden aufs Meer blickt; nicht weit davon ein Ballspielplatz, der im Hochsommer erst Sonne erhält, wenn der Tag schon zur Neige geht. Hier erhebt sich ein Turmbau, mit zwei Zimmern im Erdgeschoss und ebenso vielen im Obergeschoss; außerdem birgt er ein Speisezimmer mit Ausblick auf das weite Meer, den langgestreckten Strand und reizende Landhäuser."[20]

## 8 Eine Oase griechischer Bildung

Das *Laurentinum* des Plinius ist in mancher Hinsicht Spiegel verallgemeinerbarer Luxusbau-„Grundsätze": Bauherren und Architekten achteten darauf, dass Sommer-Speisezimmer nach Osten blickten, damit sie kühl blieben. Winter-Triclinien dagegen wurden zur wärmeren

Westseite hin angelegt[21]. Garten-Triclinien unter schattigen Laubgängen mit plätschernden Springbrunnen luden im Hochsommer zu ausgiebigem Speisen und Pokulieren ein. Fußbodenheizungen wärmten die zentralen Räume im Winter. Viele Villen hatten eigene Thermen, die Bade- und Saunafreuden auch in privater Zurückgezogenheit ermöglichten. Sportplätze, Palästren oder Gymnasien genannt, gehörten selbstverständlich zur Standardausstattung einer noblen Villa.

Warum selbstverständlich? Nicht weil die körperliche Ertüchtigung unbedingt programmatischer Bestandteil des Villeggiatur-*otium* gewesen wäre, des Ruhe- und Freizeitideals auf dem Lande als Gegensatz zu den vielen, die wichtigen Herren in ihrem normalen städtischen Ambiente fordernden *negotia* („Tätigkeiten", „Verpflichtungen", „Geschäften"). Sondern weil allein schon die Begriffe zu dem gräzisierenden Konzept passten, das in der gesamten Villenanlage dominierte, ja untrennbar zu dieser Lebensform gehörte.

Die – ursprünglich landwirtschaftlich geprägte – Villa wurde im 1. Jahrhundert v. Chr. gewissermaßen „bildungsmäßig überhöht"[22]. Inmitten einer kulturell unterbelichteten Umgebung formulierte und demonstrierte sie einen Bildungsanspruch, der dem städtischen in keiner Weise nachstand. Die Villa wurde zu einer Stätte der Bildung stilisiert, die griechische Kunst und Literatur repräsentierte – und damit natürlich den hohen Bildungsstandard des Besitzers widerspiegeln sollte. Bibliotheken waren nicht nur deshalb ein Statussymbol. Bücher waren auch wegen der hohen Herstellungskosten ein wertvoller Besitz; jedes Exemplar musste ja vom Kopisten abgeschrieben werden. Ein großer Buchbestand signalisierte deshalb auch Prosperität.

Villen verfügten in der Regel über große Bibliotheksräume, die an sich schon ihre Wirkung hinsichtlich der einen wie der anderen Statussymbolik entfalteten. Dass dort Bestände von mehreren Tausend Bänden üblich gewesen sein müssen, zeigt der spektakuläre Fund aus der



*Tafeln mit mythologischem „background": Mosaik mit Darstellung Neptuns und seiner Gattin Amphitrite, eingefügt in die gemalte Gartenlandschaft eines Sommertricliniums; Herculaneum, 1. Jh.*

Villa dei Papiri in Pompeji. Dort stießen Ausgräber am 19. Oktober 1752 auf einen relativ kleinen Raum von etwa 2,65 x 3,20 m Größe, dessen Wände von verkohlten Regalen gesäumt waren. Auf den Brettern stapelten sich Papyrusrollen, deren Entrollung zu großen Teilen gelang. Es waren im Ganzen rund 1 800 Rollen, die sich als Spezialbibliothek mit dem Schwerpunkt epikureische Philosophie identifizieren ließ. Das wissenschaftlich-literarische Interesse des Eigentümers hatte also den Werken Epikurs und seiner Nachfolger gegolten. Dagegen wird man in anderen Villen sowohl mit größeren Bibliotheksräumen als auch mit einer breiter gefächerten – und deshalb umfangreicheren – Sammlung von Buchrollen zu rechnen haben. Dass griechische Autoren darin überwogen, darf man annehmen. Der Regelfall dürfte eine Unterteilung der Bibliothek in griechische und lateinische Werke gewesen sein – so wie es im Haus des neureichen Trimalchio der Fall war, der sich des Besitzes zweier Bibliotheken rühmt[23].

Bei ihm darf man sicher davon ausgehen, dass er sie allein zu Repräsentationszwecken besaß. Das war bei manch anderen Villen-Besitzern nicht anders. Aber es gab auch jene Angehörigen der Oberschicht, für die sich der Aufenthalt in ihrer Villa – oder besser: in einer ihrer Villen – mit einer sehr intensiven Nutzung der Bibliothek verband. Von Cicero wissen wir, dass er gelegentlich auch auf die Bestände benachbarter Villenbesitzer zurückgriff: „Als ich auf meinem Tusculanum weilte und aus der Bibliothek des jungen Lucullus einige Bücher benutzen wollte, begab ich mich in dessen Landhaus, um sie mir wie üblich selbst zu holen. Dort traf ich Cato, von dessen Anwesenheit ich nichts gewusst hatte. Er saß in der Bibliothek, ringsum von zahlreichen Schriften der Stoiker umgeben."[24]

*Ein Epikureer als Hausherr? - Rekonstruktion der Villa dei Papiri; Pompeji*



Cicero und der Jüngere Cato treffen sich in der Bibliothek einer Villa des Lucullus – das klingt so stilisiert, dass man es fast nicht glauben mag. Andererseits gibt es ja keinen Grund dafür zu meinen, dass die Privatbibliotheken samt und sonders nur kulturelle Renommier-Accessoires ländlicher Wohnpaläste gewesen wären. Sicher hatten nicht alle Eigentümer eine innere Beziehung zu ihren dort versammelten literarischen Schätzen, andere dagegen – wie Cicero oder der Jüngere Plinius – benötigten sie geradezu wie die Luft zum Atmen. Und wenn Cicero manche Villa als (fiktives) *setting* für seine philosophischen und rhetorischen Dialog-Abhandlungen wählt, so hatte das natürlich Vorbilder in der Alltagsrealität der Villeggiatur. Prominente Politiker und Intellektuelle trafen sich im luxuriös-rustikalen Ambiente der Villen in kleineren oder größeren Zirkeln, tauschten sich aus und ließen sich bei diesen Gesprächen auch von einer kulturell ambitionierten Atmosphäre inspirieren, zu der die Bibliotheken beitrugen.

## Statuenpracht in Klein-Hellas – Luxus oder Eleganz?

Noch größeren Anteil daran hatten freilich die zahllosen Kunstwerke, die die Prachtvillen schmückten. Es gab keinen Raum, keinen Säulengang, keinen Spazierweg in der weitläufigen Parkanlage, der nicht von Skulpturen geziert worden wäre. Skulpturen der unterschiedlichsten Art: Statuen von Göttern und Musen, Standbilder von Dichtern, Philosophen und Feldherren, von Haus- und Jagdtieren, Kindern, Schauspielern und Athleten; Büsten von Ahnen des Hausherrn und Kaiserporträts. Ein Statuenprunk, der jeden Villenbewohner und -besucher unwillkürlich in Mythos und Geschichte eintauchen ließ, ohne dass er sich – dank der alltäglichen Motive – darin verlor und sich in einer museal anmutenden Atmosphäre hätte unwohl fühlen müssen. Da sie tagtäglich auf Schritt und Tritt stattfand, war die Begegnung mit diesen Kunstwerken ein kontinuierliches Bildungserlebnis ohne Schwellenangst und ohne Distanz. Man lebte mit diesen griechischen Kunstwerken gewissermaßen auf Du und Du und genoss diese griechische Kultiviertheit und Bildung aus-



*Darstellung des griechischen Komödiendichters Menander. In der Hand hält er eine Buchrolle. Casa del Menandro; Pompeji, 1. Jh.*

strahlende Umgebung sehr. Die Villa wurde gewissermaßen als „Klein-Griechenland" inszeniert[25]. Sie war als Bildungslandschaft konzipiert, in der der Luxus sich als Ausweis von Eleganz und *humanitas* feierte.

Deutet man diese *ornamenta* nur als Ausdruck oberflächlicher Selbstdarstellung, in der sich Bildungs- und Kunstanspruch mit Zurschaustellung von Reichtum paarten, so macht man es sich zu einfach. Gewiss war das Anhäufen von Kunstwerken auch eine Modeerscheinung in der Konkurrenz der Reichen untereinander, gewiss wurden die üppigen Kunstsammlungen sehr bewusst als Statussymbol eingesetzt[26], und gewiss gab es unter den Sammlern nicht wenige Banausen, aber selbst die konnten sich auf Dauer nicht dem kultivierenden, formenden Einfluss ihrer oft einfach zusammengekauften und -geraubten Kunstschätze völlig entziehen. Und das wollten sie auch gar nicht: Die Villeggiatur ermöglichte ihnen eine Sublimierung ihres Luxusstrebens, die sich die vornehmen Herren in ihrem von vielen Verpflichtungen eingeengten Stadtleben so

nicht erlauben konnten. Die Villa war der Ort einer Freizeit, in der man sich privat „gehen lassen" konnte. *Graia licentia*, „griechische Ausgelassenheit", „Ungebundenheit à la grecque", nennt der Dichter Statius[27] diese Form eines periodischen Rückzuges in eine von Konventionen und Zwängen freie Umgebung. Ein Stück weit der sozialen Kontrolle entronnen, kann man sich in seiner Villa „ausleben" – so ungehemmt wie die zu „Exzessen" der Sinnenlust neigenden Griechen, aber eben auch so kultiviert und elegant wie sie. Kein Wunder, dass man sich hier wohl fühlt und in Bezug auf diese Villen von *voluptariae possessiones* spricht, „genussreichen Besitzungen" – Landgütern, deren Ertrag in *voluptas*, „Genuss", „Vergnügen", „Lust", besteht[28].

Der unbeschwerte Lebensstil der Villeggiatur ermöglichte auch den Verzicht auf formale Kleidung. Der Wegfall des Togazwangs (*necessitas togae*) wurde als wichtiges Element von Freiheit und Freizeit empfunden[29]. In dieser Umgebung standen nicht Pflichterfüllung und mehr oder weniger steifer Comment im Vordergrund, sondern *relaxatio animi*, „geistige (und allgemeine) Erholung", ein Sich-Treiben-Lassen, bei dem sonst auf ihre Würde bedachte Persönlichkeiten „auf geradezu unglaubliche Weise wieder zu Kindern werden" konnten[30].

Andererseits legte man größten Wert darauf, sich selbst und seinen Gästen zu demonstrieren, wer man war. So weit ging die *licentia* des Landlebens keineswegs, dass man sich nach ländlicher Ursprünglichkeit, Schlichtheit und Genügsamkeit gesehnt hätte. Das genaue Gegenteil war der Fall. Der Blick auf die Kunstsammlungen zeigt das sehr deutlich. Die Ausschmückung der Villa mit griechischen Kunstwerken war ein Muss. Sich davon freizumachen wäre einer gesellschaftlichen Selbstächtung gleichgekommen. Wahlfreiheit bestand lediglich darin, *wie* dieser Ausstattungsluxus realisiert wurde – ob als relativ planloses Anhäufen von Kunstschätzen oder als wohl überlegte, einem künstlerischen oder ideologischen Programm verpflichtete Sammlung. So entstanden in manchen Villen mythologische Landschaften, in denen Ensembles von Statuen thematisch aufeinander bezogen waren oder in Beziehung zum Standort gesetzt wurden.

## Eine odysseische Landschaft – Bildprogramm mit Anspruch

Das war beispielsweise in der riesigen Villa des Tiberius bei Sperlonga der Fall. Das großartigste, mittlerweile überzeugend rekonstruierte Kunstwerk war dort eine kolossale Figurengruppe, die die Blendung des Polyphem durch Odysseus darstellte. Sie war in einer natürlichen Grotte aufgestellt, die nur wenige Meter, durch Fischbecken und eine Tricliniumsinsel getrennt, vom Meer entfernt lag. In einer Nebengrotte zeigte eine weitere Statuengruppe das Skylla-Abenteuer, das Odysseus und seine Gefährten zu bestehen hatten: den Kampf gegen das „Menschen raubende" Klippen-Untier. Insgesamt bestand das Programm aus vier Odysseus-Szenen.

Warum diese odysseische Landschaft? Weil man eine Strecke der Irrfahrt des „großen Dulders" und einige seiner Abenteuer an der latinisch-kampanischen Küste lokalisierte. Mythos und Geschichte der Landschaft wurden in den Statuengruppen der Villa lebendig – und zwar in einer wunderbaren Verbindung von Landschaft, Kunst und Vergangenheit.



*Figur aus der Statuengruppe, die das Skylla-Abenteuer des Odysseus und seiner Gefährten darstellte; Villa des Tiberius bei Sperlonga, 1. Jh.*



*Figurengruppe mit Amazone, Hermes und Krieger vom Canopus der Villa Hadriana, Tivoli*

Auf ähnliche Weise wurden anderswo andere Bildprogramme im doppelten Sinne des Wortes plastisch realisiert und künstlerische Konzeptionen umgesetzt, die sich – auch weil oft nur ein Teil der Kunstwerke erhalten ist –, nicht mehr zur Gänze rekonstruieren lassen. So deutet zwar beim Bildprogramm des Canopus genannten Wasserbeckens in der Villa Hadriana bei Tivoli einiges auf einen ägyptisierenden Kontext hin. Die einzelnen Statuen, z.B. Krieger, Amazonen und der Gott Hermes, lassen sich aber aus heutiger Sicht keinem klar erkennbaren Sinnzusammenhang zuordnen.

Im Übrigen brauchte der Auftraggeber ja kein Programm zu verfolgen, das schon auf den ersten Blick durchschaubar war. Je voraussetzungsreicher der Bildungshintergrund war, um die Konzeption zu „entschlüsseln", um so anspruchsvoller und prestigeträchtiger wirkte seine „mythologische" Luxusentfaltung – und um so anregender für den Gedankenaustausch beim Gastmahl.

### Gelage mit Bildungsauftrag

*Man betrachtete diese Inszenierung in möglichst lebensechter Ausführung (Bemalung) und Umgebung beim abendlichen Gelage mit Fackelschein und Meeresrauschen. Der Anreiz zum Nacherzählen ist durchaus vorhanden. Trotzdem handelt es sich nicht einfach um eine Illustration, denn die Verteilung der Szenen erfolgte nicht nach dem Prinzip der Abrollung ... Ein abstrahierendes Erfassen des Zyklus setzt demnach schon die Aufstellung voraus: Im Geiste muss der Betrachter die vorgeführten Szenen auseinander ziehen und in die entsprechende Reihenfolge bringen ... Ob die geplante Abstrahierung allerdings so weit ging, dass an Odysseus exemplifizierte Phänomene dolor, virtus, pietas und calliditas* [Schmerz, Mut, Pflichtgefühl, Schläue] *das entscheidende Konzept waren, bleibe dahingestellt.*

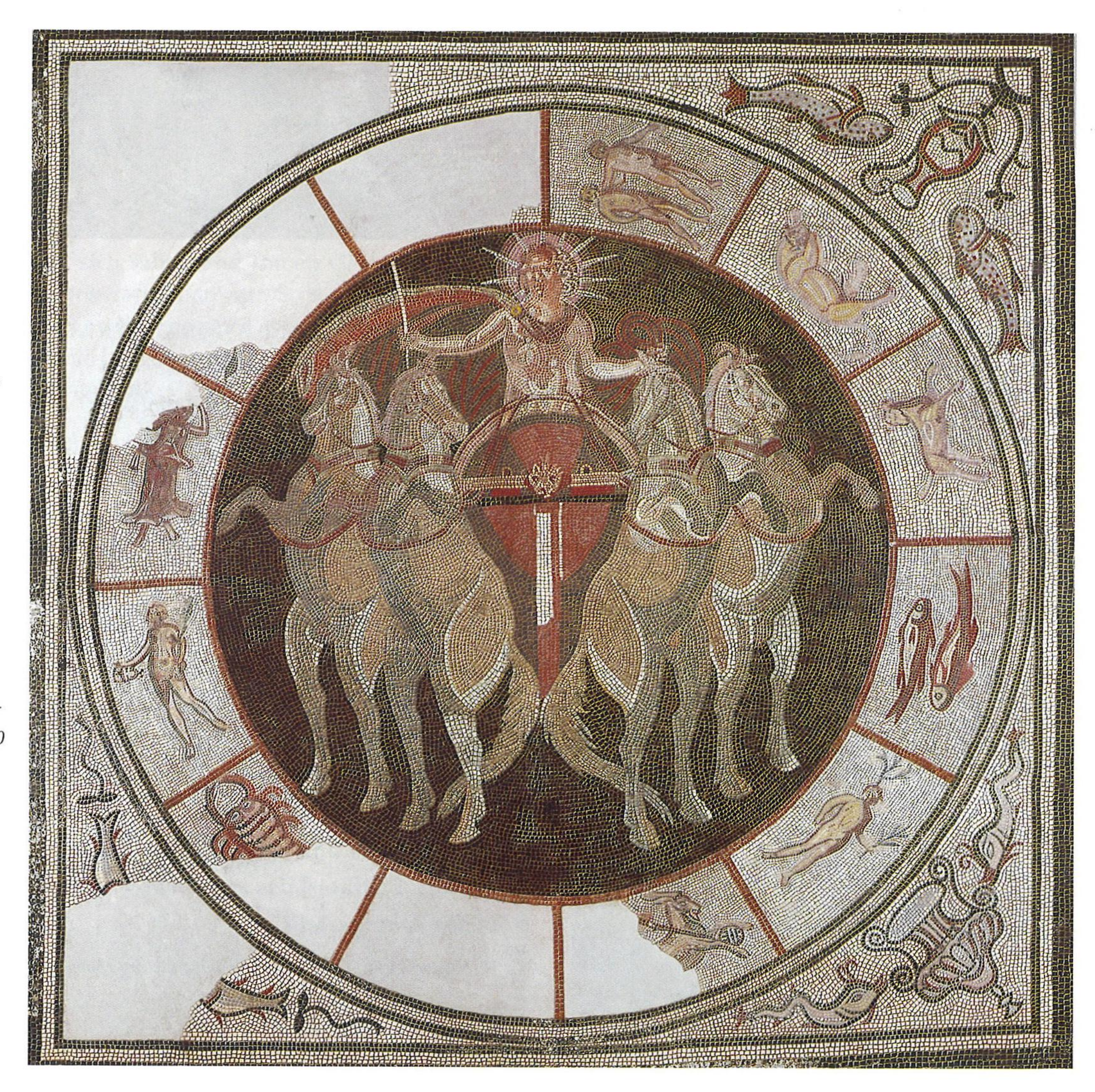
R. Neudecker, *Die Skulpturenausstattung römischer Villen in Italien*, Mainz 1988, 43

## „Es wetteifern in bunter Pracht die Steine ..."

Skulpturenschmuck war nur eine Form prachtvoller Ausgestaltung der Villa. Mosaikfußböden, Wandmalereien, kostbarer Hausrat und luxuriöse Baumaterialien trugen ihren Teil zur Ausschmückung bei. Säulen aus Marmor waren fast eine Selbstverständlichkeit; und wenn man bedenkt, dass Porticus (Säulenhallen) unabdingbarer repräsentativer Teil der Villenarchitektur waren, erschließt sich einem sofort, welche Möglichkeiten der Prunkentfaltung sich hier auftaten. Dabei war es schon kostspielig genug, Marmor aus dem nächstgelegenen Steinbruch zum Bauplatz zu transportieren. Manchen Villenbesitzern genügte diese „Schlicht"-Version indes nicht. Sie zogen es vor, wie im Bereich der öffentlichen Repräsentationsarchitektur auch auf farbige Marmorsorten aus dem gesamten Imperium zurückzugreifen.

Farbiger Marmor galt als der Gipfel des Bauluxus. Im 1. Jahrhundert v. Chr. wagten nur wenige, sich über das ungeschriebene Gesetz hinwegzusetzen, dass diese Art der Luxusentfaltung auf den öffentlichen Raum beschränkt bleiben solle[31]. In der frühen Kaiserzeit wurden einige Bauherren mutiger. In den Privatthermen des Etruscus war grüner Marmor vom Taygetos-Gebirge verbaut, „und es wetteifern in bunter Pracht die Steine, die der Phryger und der Libyer aus größerer Tiefe schnitten"[32]. In der Villa des Manilius Vopiscus in Tibur stritten polychrome Marmorverkleidungen mit vergoldeten Balken um die Gunst des Betrachters als attraktivste Augenweide[33]. Mit einer noch verschwenderischeren Fülle von Marmorsorten aus dem griechischen und kleinasiatischen Raum prunkte die Villa des Pollius Felix bei Sorrent[34].

Ausgrabungen bestätigen im Wesentlichen das Bild, das Seneca polemisch vom Ausstattungsluxus malt: „Arm und verächtlich kommt



*„Bildungsauftrag" auch an der Peripherie des Römischen Reiches: der Sonnengott Sol mit seinem Viergespann, umgeben von den Tierkreiszeichen; Mosaik aus einer villa rustica in Münster-Sarmsheim, um 260*

sich der Villenbesitzer vor, wenn die Wände nicht von großen, kostbaren Spiegeln erglänzen, wenn nicht Marmor aus Alexandria mit numidischem Marmor abwechselt …, wenn die Decke nicht von Glas verhüllt wird, wenn nicht weißer Marmor aus Thasos, einst bei dem einen oder anderen Tempel ein seltener Anblick, unsere Badebecken umfasst …, wenn nicht silberne Hähne das Wasser einströmen lassen.“[35]

Auch wenn die einschlägigen Berechnungen durch eine Reihe von Unsicherheitsfaktoren und Variablen nur Annäherungswerte ergeben, sagt die finanzielle Größenordnung doch einiges aus: Eine komplett gearbeitete Säule dürfte einschließlich der Transportkosten rund 230 Denare gekostet haben[36]. Das war etwas weniger als das Jahreseinkommen eines Lohnarbeiters, der in Ciceros Zeit auf einen Tagesverdienst von einem Denar kam, ohne dass er freilich jeden Tag eine Beschäftigung fand[37].

Mehr als ein Schlaglicht auf die ungeheuren Gesamtkosten wirft diese Einzelheit nicht. Den Preis für eine komplette Säulenhalle beziffert Juvenal auf mehr als 600 000 Sesterze. Ob die Angabe satirisch übertrieben ist, lässt sich nicht sagen, da er die Abmessungen der Porticus nicht nennt[38]. Als „Phantasiepreis“ wird man die 600 000 aber nicht abtun können.

Säulenhallen bilden, was die Stellung dieses Ausgabepostens in der Gesamtkalkulation angeht, eine Art Nahtstelle zwischen dem baulichen Aufwand und der repräsentativen Ausgestaltung eines Luxusdomizils. Zum einen waren sie ja Teil der architektonischen Gesamtkonzeption – zumal dort, wo eine Anlage als Porticusvilla mit einer entsprechend langen, meist zu beiden Seiten abgewinkelten Säulenfront als Fassade gestaltet war. Zum anderen gehörten mindestens Kannelur und Kapitell der Säulen zu den dekorativen Elementen; Kunst am Bau, wenn man so will.

## „Grenzenlos ausgedehnte Landpaläste …“

Hinsichtlich der Größe einer Villa ist zu betonen, dass es keinerlei Standardmaße gab. Entscheidend waren die entsprechenden Wünsche des Bauherrn und sein Geldbeutel. Je höher der gesellschaftliche Rang des Eigentümers war, um so größeren Erwartungen sah er sich ausgesetzt. Manch einer dürfte, ob er es sich zugab oder nicht, unter dem Konkurrenzdruck gelitten haben, der als Folge megalomaner Bauwut vieler Aristokraten auf ihm lastete.

### Wo Bescheidenheit keine Zier ist …

*Für hochstehende Personen, die, weil sie Ehrenstellen und Staatsämter bekleiden, den Bürgern gegenüber Verpflichtungen erfüllen müssen, müssen fürstlich hohe Vorhallen, sehr weiträumige Atrien und Peristyle gebaut werden, Gartenanlagen und geräumige Spazierwege, die der Würde angemessen angelegt sind; außerdem Bibliotheken, Räume für Gemäldesammlungen und basilikaähnliche Hallen, die in ähnlicher Weise prunkvoll ausgestattet sind wie die staatlichen Gebäude, weil in den Häusern dieser Männer öfter politische Beratungen abgehalten und Urteile und Entscheidungen in privaten Angelegenheiten gefällt werden … Nach diesen Grundsätzen wird man aber nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande bauen.*

Vitruv, *De architectura* VI 5, 2f. (Ü: C. Fensterbusch)

Große Villenanlagen umfassten mehrere Dutzend Zimmer sowie Parks (*horti*) von etlichen tausend Quadratmetern Fläche. In die Gärten waren Nebengebäude wie Pavillons, Thermen, Türme mit Speise- und Schlafzimmern sowie Sportstätten eingebettet. Am Meer gelegene Villen verfügten über Bootshäuser und Anlegeplätze, die häufig in Molenform dem Meer „abgerungen“ waren. Schattige Kryptoportiken von bis zu 200 m Länge luden zu Spaziergängen auch an heißen Tagen ein; von Büschen, Beeten und Statuen gesäumte *ambulationes* boten sich als Spazierwege bei mildem Wetter an.

Das alles zeigt, dass Kaiser Tiberius kaum übertrieb, wenn er von *villarum infinita spatia* als Ausdruck der „Luxussucht“ seiner Zeit sprach, von „grenzenlos ausgedehnten Landpalästen“[39]. Und es erklärt auch die enorme Preissteigerung der Villa des Marius bei Misenum, die Cornelia, die Mutter der Gracchen, im 2. Jahrhundert v. Chr. noch für 75 000 Denare erworben hatte. Als Lucullus sie ein Jahrhundert später übernahm, war ihr Wert durch Umbauten, Renovierungen und Verschönerungen auf 2,5 Millionen Denare angestiegen[40].

Dagegen wirken die Schätzpreise, die Cicero für seine Villen in Tusculum und Formiae nennt, geradezu wie *peanuts*: 500 000 Sesterze die eine, 250 000 die andere. Freilich lagen diese Besitzungen in einer nicht ganz so populären Feriengegend der Oberschicht wie Kampanien;

außerdem macht Cicero sehr deutlich, dass es sich bei diesen Schätzpreisen um von vielen Leuten als nachgerade skandalös empfundene Unterbewertungen handelt – es ging damals um die Wiedergutmachung des ihm durch seine Exilierung entstandenen Vermögensschadens[41].

Bescheidene Summen waren im Spiel, als Cicero für seinen Bruder Quintus ein Landgut suchte. In Arpinum erwarb er eines für 101 000 Sesterze – und zwar als agrarisch genutzten *fundus*. Um diesen Landbesitz zu einer Villa auszubauen, müsse er ihm auf jeden Fall „einen Fischteich, einen Springbrunnen, eine Palästra und ein Wäldchen hinzufügen", empfiehlt er Quintus. Dann werde er Eigentümer einer *villa mirifica suavitate* sein, „eines überaus lieblichen Landsitzes"[42]. Mit der üblichen Villenpracht konnte dieses Landgut allerdings nicht Schritt halten. Mag Arpinum als Geburtsort Ciceros bei Altphilologen hoch im Kurs stehen – für die feine römische Gesellschaft galt es nicht als standesgemäßer *playground*.

## Wo die Natur zum Villenbau einlud

Die für prächtige Villen bevorzugten Gegenden waren zum einen Kampanien, insbesondere der Golf von Neapel, von Cicero als *crater ille delicatus*, „allseits bekannter Wonnekessel", gefeiert[43] mit der berühmt-berüchtigten *regio Baiana* im Zentrum. Über diese exquisite Urlaubsregion der römischen High Society informiert das Kapitel „Badelust in Baiae – Das *wellness*-Dorado der Oberschicht". Viele der hier angelegten Paläste waren an der Küste oder auf Inseln gebaute *villae maritimae*, „am Meer gelegene Villen". Beliebt waren auch die Küstenstreifen nördlich und südlich der Tibermündung. Auch landeinwärts war der Tiberlauf von prächtigen Villen flankiert. „Er allein", stellt der Ältere Plinius fest, „wird von mehr Villen umsäumt und betrachtet als die übrigen Ströme in allen Ländern"[44].

*Porticus-Villa am Meer; Fresko aus Stabiae, 1. Jh.*

Das mochte für das 1. Jahrhundert n. Chr. vielleicht noch gelten, später dagegen holten andere Regionen des Reiches stark auf. Im 4. Jahrhundert jedenfalls gab es eine derart blühende Villenkultur an den Hängen der Mosel, dass Ausonius kein anderer Vergleich zu passen schien als der mit Baiae[45]. Die archäologischen Überreste bestätigen das Bild, auch wenn nicht jede Villenanlage im Trierer Raum so großartig war wie die durch ihre wunderbaren Gladiatoren-Mosaiken bekannte Villa von Nennig.

Auch landschaftlich ansprechende Seeufer wurden mit Villen zugebaut, um unter Berufung auf Seneca keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen. Bekannt ist die wunderschön gelegene Villa Catulls am Gardasee (mit einer Grundfläche von 180 x 105 m!). Der Jüngere Plinius besaß neben den durch seine ausführlichen Beschreibungen herausragenden Villen u.a. zwei weitere in Comum. Der heutige Lago di Como, von den Römern Lararius genannt, war damals wie heute ein überaus anziehendes Fleckchen Erde. Entsprechend attraktiv wirkte es auf römische Villen-Bauer.

„Was macht Comum?", fragt Plinius seinen Briefpartner Caninius, „dein und mein Lieblingsaufenthalt (*deliciae*)?" – und ruft dann Einzelheiten der Villa seines Freundes in Erinnerung, die noch heute Lust auf einen Besuch des derart kultivierten Lago oder gar den Erwerb eines Feriendomizils an seinem Ufer machen. „Was macht die stets frühlingshafte Säulenhalle? Die Schatten spendende Platane? Der grün schimmernde, kristallklare Wassergraben? Der angrenzende See mit seinen guten Diensten? Die weiche und doch feste Spazierpromenade? Das Bad, das heller Sonnenschein innen wie außen umstrahlt? Die Speisesäle, die einen für große Festlichkeiten, die anderen für kleine Gesellschaften? Die Wohn- und Schlafräume? Halten sie dich fest und teilen sich abwechselnd in deinen Besitz? ... Wenn sie dich festhalten, bist du glücklich und reich!"[46]

Die Lage am Wasser – am Meer, an Flüssen und Seen – war der eine bevorzugte Standort für Villen. Der zweite waren die im Sommer kühleren Hügelgebiete vor allem im Umland der Hauptstadt. Südöstlich von Rom lagen, von der Großstadt aus schnell zu erreichen, die Albaner Berge mit Orten wie Tusculum und Lanu-

vium. Wo der Papst seine Sommerresidenz hat, bauten auch schon vor 2 000 Jahren reiche Römer luxuriöse Domizile. Die größte dieser Villen war die des Kaisers Domitian. Sie liegt sinnigerweise fast zur Gänze auf dem Gelände des päpstlichen Sommersitzes in Castelgandolfo. Die Kryptoporticus, die der Kaiser dort als Unterbau einer Aussichtsterrasse hoch über dem Albaner See erbauen ließ, war bei einer Breite von knapp 8 m Respekt einflößende 350 m lang[47].

### Kritik am „Landschaftsverbrauch"

*Ich sage euch: Wie lange, und es wird keinen See mehr geben, über den nicht die Giebel eurer Landhäuser ragen? Keinen Fluss, dessen Ufer eure Bauten nicht säumen? Wo immer warmer Quellen Adern sprudeln, dort werden neue Herbergen der Genusssucht entstehen. Wo immer sich die Küste zu einer Bucht krümmt, werdet ihr unverzüglich Fundamente eines Baus legen und, nicht zufrieden mit einem Boden, wenn ihr ihn nicht mit eigener Hand geschaffen habt, das Meer hineinleiten. Mögen an allen Orten eure Dächer weithin leuchten, hier auf Bergen errichtet für einen weiten Ausblick auf Länder und Meer, dort aus der Ebene zur Höhe von Bergen aufgetürmt, obwohl ihr viel baut, obwohl riesig, seid ihr trotzdem jeder ein Körper, und zwar ein kümmerlicher.*

Seneca, Epistulae 89, 21 (Ü: M. Rosenbach)

Wegen ihrer erhöhten Lage geschätzt war auch die Gegend um Tibur (Tivoli) und Praeneste (Palestrina). Dort besaß der Dichter Horaz ein Landgut, sein geliebtes Sabinum im Licenzatal. Es war kein reiner Repräsentationslandsitz, sondern wurde auch landwirtschaftlich genutzt. Auch wenn sich Horaz sehr bescheiden gibt[48], war das Sabinum sicher kein ärmliches, sondern ein durchaus komfortables Domizil. Mit den eleganten Villen der Superreichen und deren Ausstattungsluxus aber konnte und wollte Horaz nicht konkurrieren. Das Sabinum definiert sich teilweise durch das Fehlen typischer Luxuselemente: Weder gebe es dort „Kassettendecken in Elfenbein und Gold" noch graublaues Marmorgebälk auf Säulen aus gelbem numidischem Marmor, weder Torpfeiler aus rötlichem phrygischem Marmor noch ein hohes Säulenatrium[49].

*Solche* Villen kannte die Region allerdings auch, und auf dem Wege von Rom zum Sabinum kam Horaz an manchen von ihnen vorbei – auch schon 200 Jahre, bevor Hadrian mit seiner riesigen Palastanlage neue Maßstäbe setzte, der noch heute viel bestaunten und als Anschauungsobjekt für römischen Villenluxus gut geeigneten (wenngleich atypisch großen) Villa Hadriana.

## „Welch wunderbare Aussicht!" Vom prospekthaften Sehen

Es gab ein Zauberwort, das bei der Wahl der Lage eines Villen-Neubaus den Ausschlag gab. Dieses Zauberwort hieß *prospectus*, „Ausblick". Schon die frühen Luxusvillen lagen alle auf Hügeln, von denen herab sie auf die Landschaft schauten, ja sie beherrschten. Blickziele waren Hügel und Ebenen, Flüsse, Seen und Meer, andere Villen oder Blickfänge innerhalb der eigenen Villenanlage. Das ästhetische Potential der umgebenden Landschaft wird über den Ausblick wahrgenommen. Dabei ist nicht das möglichst weite Panorama entscheidend, sondern ein bestimmter Ausschnitt der Natur, der durch Fenster oder Türen vorgegeben ist. Architekt und Bauherr legen gewissermaßen Blickachsen über architektonische Elemente fest.

Es gibt kaum eine Villenbeschreibung, die nicht die einschlägigen Ausblicke rühmen würde. *o praeclarum prospectum*, „welch wunderbare Aussicht!", preist Cicero die Villa des Hortensius in Bauli[50]. Und Plinius wird nicht müde, die wunderschönen Ausblicke aus seinen Villen zu feiern – gleichgültig, ob es „der Ausblick vom Speiseraum auf drei Meere" ist, der Blick vom Schwimmbad aufs Meer, der Ausblick von einem anderen Triclinium auf die Landschaft („nicht weniger reizvoll als aufs Meer"), auf Wiesen und bebautes Land, auf eine Säulenhalle, auf die Reitbahn, die Weingärten und die Berge dahinter, auf einen Springbrunnen oder ein kleines Lusthaus im Park[51] – stets wird der Blick auf einen gefälligen Ausschnitt der Landschaft oder ein Element kultivierter Villenarchitektur gelenkt.

Der Fernblick, das genussvolle *pro-spicere*, ist integraler Bestandteil der Villeggiatur. Dafür opfert man selbst alten Baumbestand gern[52]; dafür legt man sich mit dem Nachbarn an und klagt seinen Anspruch auf unverbaubaren Blick gerichtlich ein[53]. Und andererseits erhält der Kaiser Beifall dafür, dass er den Blick auf Flüsse, Berge und Meer nicht durch seine eigenen Bauaktivitäten monopolisiere[54]. Das Schönste an der *villa suburbana* des Iulius Martialis ist ihre Lage über der Stadt mit dem Blick *auf* die Stadt. Und nicht nur auf „die

sieben beherrschenden Hügel Roms", sondern auch „die Albaner- und Tuscerberge und alle kühlen Orte in der Umgebung der Stadt" sowie den Verkehr auf den nördlichen Ausfallstraßen – man sieht ihn, aber man hört ihn nicht! –, ein Refugium fernab der Hektik und des Getöses der Kapitale, aber mit allen Blicken, nach denen das Herz begehrt …[55]

Im Ideal des prospekthaften Sehens verwirklicht sich der Augenmensch der römischen Kaiserzeit, sofern seine finanzielle Lage ihm das ermöglicht. Das Schauen ist ihm wichtig – nicht so sehr das freie Schweifenlassen des Blicks in die Umgebung, sondern das auf bestimmte Blickachsen konzentrierte Nach-vorn- und Hinab-Schauen. *prospicere* und *prospectus* haben eine Menge mit dem Wunsch nach Beherrschung der Natur zu tun. Durch architektonische Gestaltung werden Ausblicke geschaffen, die sie „überschaubar", „unterlegen" und damit beherrschbar machen. Villenarchitektur ist Ausdruck imperialen Selbstverständnisses. Der reiche Mensch okkupiert zu seinem Privatgenuss Standorte, von denen aus das Umland durch Blicke beherrscht wird. Natur- und Landschaftsästhetik werden in den Dienst eines visuellen *imperium* gestellt, ohne dass dies als dem Naturgenuss abträglich empfunden wird. Das ist Luxus, den nur Reichtum ermöglicht.

Seneca fühlte sich angesichts der erhöhten Lage der Villen von Baiae mit dem weit darunter liegenden Land und Meer an militärische Parallelen erinnert – auch im Krieg kommt es darauf an, aus höherer Position möglichst den Überblick zu behalten – daher, so die Seneca-typische Zuspitzung, handle es sich eher um „Lager" (*castra*) als um Villen[56]. In der gleichen militärischen Vorstellungswelt bewegt sich Statius, wenn er die Villa als *Tyrrheni speculatrix profundi* bezeichnet, „Späherin über dem Tyrrhenischen Meer"[57].

## Traumvillen mit imperialem Anspruch

Nicht immer bot sich ein Gelände zur Bebauung mit einem Villenkomplex einschließlich Park an. Gerade die bevorzugten Hanglagen sperrten sich heftig dagegen, und auch Steilküsten kamen den ambitionierten Villenbauern nicht gerade gelegen.

Für reiche römische Bauherren war das kein Problem. Man hat oft genug im Gegenteil den Eindruck, dass sie solche Herausforderungen geradezu suchten. Die zusätzlichen Kosten waren eine lohnende Investition in Repräsentationswirkung und gesellschaftliches Prestige. Die aufwendige Zähmung der Natur durch Eingriffe des Menschen in die vorhandene Landschaft war ein Topos der Luxuskritik, „Abteilung" Villa – ohne dass er zu einem von der Realität nicht mehr gedeckten Gemeinplatz verkommen wäre. „Was soll ich noch Fälle erwähnen", erregt sich Sallust, „die nur Augenzeugen glauben können? Dass von Privatleuten ganze Berge abgetragen, ganze Meere aufgefüllt worden sind? Die scheinen mir Spott mit ihrem Reichtum getrieben zu haben, denn sie beeilten sich, ihr Vermögen … auf schändliche Weise zu verbrauchen."[58] „Den Fischen wird das Meer durch riesige Uferbauten zu eng", kritisiert Horaz[59]. Seneca fragt empört, ob es denn sein müsse, dass „die Grundmauern der Badeanlage im Meer gelegt werden" als Schutz dagegen, „dass Wellen und Sturm ihre warmen Swimmingpools schlagen."[60]

Die Antwort der „Luxus-Jünger" darauf war eindeutig: Ja, es musste sein! Wo die Natur im Wege war, wo sie sich den Plänen millionenschwerer Bauherren entgegenstellte, da bekam sie zu spüren, wer sich mit seinen Wünschen letztlich durchsetzte. Statius preist diesen Durchsetzungswillen des Pollius Felix beim Bau seiner Traumvilla in der Nähe von Sorrent mit geradezu elogialen Worten: „Bezwungen wich hier die Natur dem kultivierenden Menschen, zahm wurde sie, gelehrig zu ihr vorher unbekannten Zwecken. Ein Berg war hier, wo du jetzt eine Ebene siehst, und Wildnis waren zuvor die Gemächer, die du jetzt betrittst. Wo du jetzt hohe Haine siehst, da gab es nicht einmal Erde – gebändigt hat sie der Besitzer, und ihm, der die Felsen formte und eroberte, folgt freudig der Boden. Schau her, wie der Fels es gelernt hat, das Joch zu tragen, wie der Palast vordringt und sich der Berg auf Befehl zurückzieht."[61]

Das Wortfeld, das diese Beschreibung dominiert, heißt „beherrschen" und „sich beherrschen lassen". Da ist von *vincere* (besiegen), *domare* (bezähmen) und *expugnare* (erobern) die Rede; der Mensch befiehlt (*iubere*), die Natur muss folgerichtig nachgeben (*cedere*), zurückweichen (*recedere*) und zahm werden (*mansuescere*). Der Bau von Luxusvillen bedeutet Naturbezwingung – auch der weniger martialisch gestimmte Plinius bewundert seinen Architekten dafür, wie er die Geländeprobleme durch seine *ars* überwindet[62].

Das Land wird notfalls im Kampf erschlossen. Villenarchitektur will sich nicht in die Natur einfügen, sondern sich die Natur dienstbar

machen. Sie ist Ausfluss einer imperialen Mentalität, die Teil römischer Weltsicht ist. Die Überwindung geographischer Schwierigkeiten erweist die Überlegenheit menschlicher Technik und menschlichen Gestaltungswillens, der anderen Teilen der, christlich gesprochen, Schöpfung ihre Grenzen aufzeigen will.

Und tatsächlich aufzeigt! Denn die Klagen der Moralisten über diesen „Naturfrevel" und die Hymne des Statius auf den kühnen Bauherrn Pollius Felix finden ihre Bestätigung in der praktizierten Villenarchitektur. Gewaltige Stützmauern und Pfeilersysteme sind Teil zahlreicher Villenanlagen, künstliche Terrassen, die den begehrten *prospectus* ermöglichen, werden mit Hilfe höchst aufwendiger Substruktionen geschaffen. Hier wird das Meer künstlich in den Villenkomplex hineingeholt[63], dort werden Fundamente von Aussichtstürmen den tosenden Winden und Wellen zum Trotz im Meer versenkt[64] – so dass gewissermaßen „auf gläserner See schwimmende Villen" entstehen[65].

Für „Villen" steht im letzten Zitat der Begriff *praetoria*. In der Tat bezeichnet *praetorium* häufig einen „dem Genuss dienenden Landsitz", wie es ein juristischer Text definiert[66]. Ein aufschlussreicher, ein adäquater Begriff, der ursprünglich nur auf ein „Feldherren-Hauptquartier" angewendet wurde. Aber angesichts seines erfolgreichen Kampfes gegen die Natur und überhaupt seiner Durchsetzungsfähigkeit als Bauherr grandioser architektonischer Komplexe durfte sich der Villenbesitzer ja wirklich als Feldherr fühlen – ein Feldherr des Luxus, der es ganz nach oben geschafft hatte.

## Gartenlandschaften in Marmor

Die gleiche Haltung gegenüber der Natur zeigt sich auch in den ausgedehnten Parkanlagen der Villen. Soweit die Natur im Konzept der Bauherren und Landschaftsarchitekten „mitspielte", waren ihre Schönheiten hoch willkommen. „Die Landschaft ist wunderschön", schwärmt Plinius über sein Tusculanum (*Tusci*), das im oberen Tibertal bei der heutigen Città di Castello lag. „Stelle dir ein gewaltiges Amphitheater vor, wie nur die Natur es bilden kann! Eine weite, ausgedehnte Ebene wird von Bergen umschlossen ..."[67]

Dieser landschaftliche Gesamteindruck führt dazu, dass Plinius das Anwesen hier überhaupt zu einer Luxusvilla ausbauen lässt – ähnlich, wie anderswo ein Seeufer oder ein Vorgebirge zum Bau einer Villa einladen. Bei der Feinplanung des Parks (*horti*) bleibt aber nichts dem natürlichen

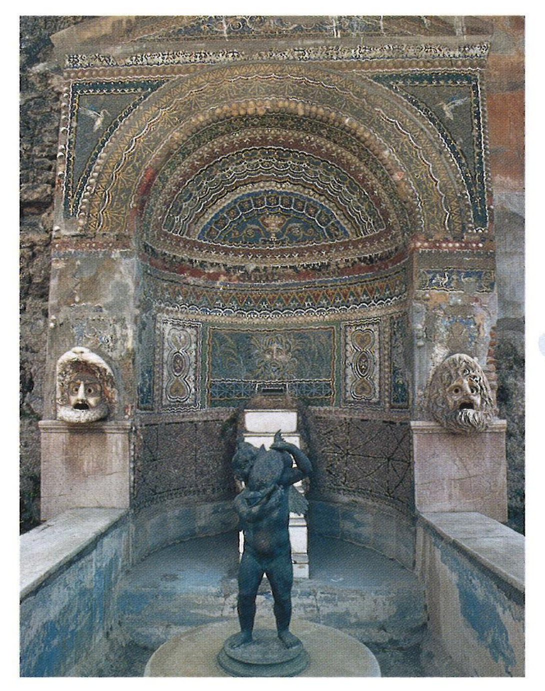


*Kunst und Natur: Garten mit Hermen und Brunnen. Wandmalerei aus der Casa del Bracciale d'Oro; Pompeji, 1. Jh.*

Zufall überlassen. Hier wird die Natur nach Kräften modifiziert und korrigiert; römische Kritiker hätten hinzugefügt: und manipuliert. Freilich ist jeder gestalterische Eingriff in den gewachsenen Bestand eine gärtnerische Selbstverständlichkeit. Entscheidend sind die Intensität, mit der er geschieht, und eine Mentalität, die man als Respekt vor der Natur bezeichnen könnte.

Dieser Respekt war in der römischen Kaiserzeit gering. In der Balance zwischen Kultur und Natur entschieden sich die Römer eindeutig zugunsten ihrer Gestaltungshoheit. Das lässt schon die Üppigkeit erkennen, mit der Kunstwerke die Gartenlandschaft besiedelten und sie wie die Villa selbst zu einem Bildungsraum umformten. Wege und Beete wurden flankiert von Götterstatuen – sowohl denen des Olymp als auch denen der zweiten Garnitur wie Nymphen, Flussgötter und des Hirtengotts Pan.

Am häufigsten war Venus vertreten. Als auch für die Fruchtbarkeit zuständige Göttin galt sie traditionell als Hüterin des Gartens[68]. In den Parks der Villen stand sie vermutlich meist als Kopie eines berühmten Werks des athenischen Bildhauers Alkamenes, der *Aphrodite en kepois*, „Aphrodite in den Gärten"[69]. Großer Beliebtheit erfreute sich auch Bacchus, der gemeinsam mit seiner trunkenen Entourage, Mänaden und Satyrn, dargestellt wurde. Dionysische Motive mochte man als Hommage an den Wein interpretieren, der bei abendlichen Gelagen in den lauschigen Gartentriclinien floss, oder aber, wenn man es „vornehmer" liebte, als



*Mosaiknische mit Wasserspeier und zwei tragischen Masken, im Vordergrund ein Wasserbecken mit (ergänzter) Statue. Casa della Fontana Grande; Pompeji, 1. Jh.*

Symbole des Theaterspiels und anderer musischer Darbietungen, die gelegentlich als *open-air*-Unterhaltung angeboten wurden. Auf Musikbegleitung beim Tafeln in Gartenpavillons oder auf gemauerten, von üppig bewachsenen Pergolen und freskengeschmückten Wänden umrahmten Speisesofas im Freien weisen Skulpturen von Musikinstrumenten hin.

Statuen von Athleten und Epheben fanden sich vor allem in den „sportlichen" Bezirken der Parks, den Gymnasien und Palästren. Sockel mit Büsten von Philosophen und Schriftstellern, Politikern, Kaisern oder Idealporträts umgaben Teiche oder schmückten Zierbrunnen – ein Gestaltungselement, das man auch in den Provinzen gerne aufnahm: Um das Wasserbecken der Villa von Welschbillig gruppierten sich wahrscheinlich an die 100 Hermen; 68 von ihnen sind jedenfalls, zum Teil fragmentarisch, erhalten[70].

Altäre und Tische aus Marmor, kostbare Brunneneinfassungen, kleine plattenartige Marmorreliefs, die die Wände zwischen Säulen schmückten (*oscilla*), und Sonnenuhren komplettierten die kulturelle Überformung der Gärten ebenso wie Fresken, die auf wettergeschützte Wände aufgetragen wurden. Den besten Anschauungsunterricht für diesen Gartenschmuck liefern im Übrigen nicht die Villenanlagen selbst. Aufgrund ihres schleichenden Verfallsprozesses sind ihre Skulpturen zu sehr großen Teilen zerstört und geraubt worden oder oft genug im Kalkofen gelandet. Anders in den Vesuvstädten. Ihr plötzlicher Untergang schützte auch die Kunstwerke in den Gärten. Ihrer grundsätzlichen „Mode-Linie" waren die Bürger der einigermaßen wohlhabenden Mittelschicht Pompejis und seiner Nachbarstädte auch hinsichtlich ihrer Gärten gefolgt: Sie hatten sich den Geschmack der Oberschicht zum Vorbild genommen und ihre Wohn- und Gartenkultur an die der exklusiven Welt der Luxusvillen angepasst[71].

## Kultur und Natur als Konzept der Villeggiatur

Die Öffnung des Hauses zur Landschaft und die Einbeziehung der Gärten in den Wohnbereich – diese „Entdeckung" der Villeggiatur hatten sie in ihre kleine Welt übernommen und umgesetzt, indem sie Miniaturvillen innerhalb der Stadt erbauten. Das Format war ein ganz anderes, die Grundideen aber waren dieselben. Und deshalb sind viele pompejanische Häuser mit ihrer Architektur, ihrer Innenausstattung und ihren Gärten Abbilder der großen Villen. Manches an



*Gartenwand mit marmornem Brunnenbecken. Casa di Venere; Pompeji, 1. Jh.*

diesen Abbildern kommt uns schon recht luxuriös vor. Wahrer Luxus indes war etwas ganz anderes. Landschaftsfresken mit See- und Landvillen sowie Darstellungen reich ausgestatteter Gärten mit Statuen und Brunnen waren als Sujets pompejanischer Wandmalerei auch in relativ bescheidenen Wohnhäusern populär – „große Bilder für kleine Träume" (P. Zanker).

Die Parks der Villen waren weitläufig: Porticen, Promenaden (*xysti*) und Fahrwege (*gestationes*) dienten als Kommunikationsachsen, die auch zur optischen und ästhetischen Orientierung genutzt wurden. Blickachsen verbanden Gebäude und Natur miteinander. Aussichtspunkte waren in dieses Bezugsgeflecht kunstvoll eingeplant; auch zum Park hin und vom Park aus kam den durch architektonische oder gartengestalterische Elemente gelenkten *prospectus* („Aussichten") größte Bedeutung zu. Spring- und Laufbrunnen, Nymphäen und Wasserspiele, Schwimmbecken, Wasserläufe und Teiche lockerten die Parkanlagen auf und vermittelten den Eindruck eines Überflusses an Wasser – in mediterranem Klima ein Symbol des Wohlergehens und der Prosperität.

War der Villa eine *pastio villatica* „angegliedert", so waren auch die Wildgehege, Fischbecken und Großvolieren nach Möglichkeit in die ästhetisch überlegte Gestaltung des Parkgeländes einbezogen. Bei größeren, bewaldeten Wildparks (*paradeisoi*) war es nicht so einfach, Gästen diese „Integration" begreifbar werden zu lassen. Dem Redner Quintus Hortensius gelang das einst auf eindrucksvolle Weise. Er ließ mitten in einem 50 Morgen großen, mit Mauern umfriedeten Tiergehege einen erhöhten Platz anlegen, auf den bei gutem Wetter die Essgruppe für ein „Picknick" des Hausherrn mit seinen Gästen gestellt wurde. Die Tiere, Wildschweine und Rehe, hatte er „trainieren" lassen, zu einer bestimmten Zeit auf einen Hornstoß hin zur Fütterung zu erscheinen. Waren nun die Gäste mit von der Partie, so ließ Hortensius seinen „Orpheus" herbeirufen. Der Unterschied zu dessen mythologischem Vorbild war gering. Der Orpheus des Hortensius vertauschte nur die Lyra gegen ein Horn – voilà, in großen Scharen fühlten sich die Tiere von ihm angezogen. „Ein schönes Schauspiel!", wie selbst „wilde" Tiere sich in die Inszenierung des Villenbesitzers einfügten[72].

## Vegetationsplastiken gegen pflanzliche luxuria

Nicht viel anders erging es den botanischen „Mitspielern" im ästhetischen Konzert der römischen Villeggiatur. Blumenbeete, Grünflächen, Haine, frei stehende „Schatten-Bäume" und Hecken wurden als pflanzliche Schmuckstücke in das Ensemble aller *ornamenta* integriert. Viele Villenbesitzer zogen symmetrische Pflanzarrangements vor – sie gaben dem Park (ebenso wie das künstlerisch ambitionierte Beschneiden von Hecken und Bäumen sowie das kunstvolle Begrünen von Mauern, Säulengängen und Pergolen) das gewünschte signorile Gepräge. Die lenkende Hand, der Wille des Herrn über Villa und Park, war die Instanz, die über Wachstum und Kappung von Wachstum entschied.

### Opus urbanissimum – Wie man die Natur verfeinert

*Hier und da liegt eine kleine Rasenfläche dazwischen, dann wieder Buchsbaum allein, zu tausenderlei Gestalten geschnitten, manchmal zu Buchstaben, die bald den Namen des Herrn, bald den des Kunstgärtners nennen; abwechselnd erheben sich kleine Pyramiden und fügen sich Obstbäume ein: inmitten städtischer Verfeinerung unversehens gewissermaßen die Nachahmung unverfälschten Landlebens. Der Mittelraum wird auf beiden Seiten durch ziemlich niedrig gehaltene Platanen geziert. Dahinter hier und da glatter, geschmeidiger Akanthus, dann wieder Figuren und Namen.*

Plinius der Jüngere, Epistulae V 6, 34ff.

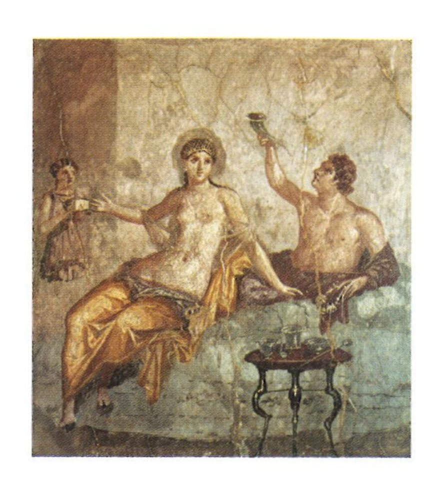
Es ist kein Zufall, dass mit der Ausbreitung der Villeggiatur ein neuer Beruf entstand: der des *topiarius*, „Kunstgärtners". Ihm oblag die gartenbauliche Umsetzung des Konzepts, das der Villenbesitzer verfolgte. Weil er die Zwischenräume in den Säulengängen so schön begrünt hatte, dass es aussah, als „betrieben die Statuen im Philosophenmantel eine Kunstgärtnerei und böten Efeu zum Verkauf an", erhält Ciceros *topiarius* ein dickes Lob[73].

Zu den anspruchsvollsten Aufgaben des Kunstgärtners gehörte die „Produktion" von *nemora tonsilia*, „beschnittenen Hainen". Dahinter verbarg sich natürlich nicht das normale Zurückschneiden oder Auslichten der Gehölze, sondern eine zielgerichtete Formgebung. Was der Ältere Plinius noch als „unglückselige Perversion" (*infelicitas*) und „Abtreibung an Bäumen" (*arborum abortus*) verurteilt hatte[74], erschien seinem Neffen als wirkungsvoller ästhetischer Kunstgriff, der bei entsprechend gestutztem Buchsbaum und bei Zypressen anschauliche Vegetationsplastiken entstehen ließ: Tiergestalten und Buchstaben, Gruppenbilder und geometrische Formen[75] – und manchmal sogar ganze Flotten oder Jagd-Gesellschaften[76].

War das eine Dressur der Natur, um die Überlegenheit des Menschen zu demonstrieren und zugleich durch die in jeder Hinsicht aufwendige Gestaltung und Pflege des Parks den Wohlstand des Besitzers unter Beweis zu stellen? Die Absicht, jene menschliche *luxuria* zu feiern, die man den Pflanzen gerade untersagte (*luxuria* ist im botanischen Kontext das „üppige, geile Wachstum")? Sicherlich spielte all das eine wichtige Rolle, gewiss war der Wille zur Selbstdarstellung das Fundament der Villeggiatur. Was man anderen bewies, bewies man gleichzeitig auch sich selbst. Und zugleich genoss man den Lebensstil der Villa, zu dem, das sollte bei aller Ideologiekritik nicht vergessen werden, auch der kultivierte Raum einer Bildungslandschaft gehörte. *Di modo in posterum hoc mihi gaudium, hanc gloriam loco servent!*, ruft der Jüngere Plinius emphatisch aus. Und seine begeisterten und begeisternden Villenbriefe[77] zeigen, dass er es ehrlich meint: „Mögen die Götter mir diese Freude und dem Ort diesen Ruhm bewahren!"[78]

Eine ganz andere Erklärung, wie es zur Ausbildung der luxuriösen römischen Villeggiatur gekommen ist, gibt der Agrarschriftsteller Columella. Für ihn beginnt die „verderbliche" Abkehr von der rein agrarisch betriebenen *villa* mit der Anspruchsmentalität und Faulheit der Ehefrauen von Großagrariern, die sich für die traditionelle Woll- und Tucharbeit römischer Matronen zu fein gedünkt hätten. Ihre „wahnsinnigen Ansprüche" und ihre hemmungslose Neigung zur Verschleuderung von Geld hätten sie auf dem Lande nicht erfüllen können. Schon ein Aufenthalt von wenigen Tagen auf dem Landgut sei ihnen als „widerlichste Pflicht" erschienen[79].

Was wäre danach den treu sorgenden Ehemännern, sollte Varros gewagte These zutreffen, anderes übrig geblieben, als durch eine grundlegende Veredelung ihrer Landsitze den Damen das rustikale Leben etwas schmackhafter zu machen? Aber vielleicht greift dieser Erklärungsansatz doch *etwas* zu kurz ...



# BADELUST IN BAIAE – DAS WELLNESS-DORADO DER OBERSCHICHT

Der junge Mann stammte aus gutem Hause. Und er galt als politisches Talent. Als er indes einen mächtigen politischen Gegner anklagte, sah er sich jäh selbst mit einem Prozess überzogen. Die Gegenseite klagte Marcus Caelius *de vi* an, „wegen Gewaltverbrechen". Offensichtlich eine inszenierte Anklage, die nur als Entlastungsangriff diente. Da sie so gut wie keine Beweise oder Indizien für ein konkretes Verbrechen vorlegen konnten, stürzten sich die Ankläger auf allgemeine Verdächtigungen und persönliche Verunglimpfungen. Ihr Ziel war es, Caelius wegen seines vermeintlich unmoralischen Lebenswandels bloßzustellen. Dieses Vorgehen, in politisch motivierten Prozessen schmutzige Wäsche zu waschen, um die Integrität des Gegners in Zweifel zu ziehen, war durchaus üblich. Selbst der, der Caelius in diesem Prozess des Jahres 56 v. Chr. verteidigte, wusste sich, wenn er die Anklage vertrat, dieser Strategie sehr wohl zu bedienen: Caelius hatte den berühmten Cicero als Verteidiger engagiert. Seine Verteidigungsrede ist uns erhalten geblieben – und damit auch ein plastisches Sittengemälde der ausgehenden Republik.

Wovon sprechen die Ankläger dauernd, um Caelius in Verruf zu bringen? „Sie reden von Liebesabenteuern, Aufenthalten in Baiae, Strandfesten, Gastmählern, feuchtfröhlichen Partys, von Gesang, Musik und Bootsfahrten."[1] Die Liste der Vorwürfe ist lang, aber nicht wirklich abwechslungsreich. Denn obwohl die Aufenthalte in Baiae in der Mitte stehen, bezieht sich alles andere doch auf eben diesen Ort. Mit ihm assoziierte man jenes Wohlleben, für dessen konkrete Ausformungen die anderen Begriffe stehen. Baiae – das hieß Lebensfreude und -genuss, Geselligkeit in froher, ausgelassener Runde, amouröse Abenteuer und „Freizeit pur", wie man heute zu sagen pflegt. Das alles freilich in äußerst exklusivem Rahmen – und darauf zielte die Polemik der Ankläger. In Baiae warf man mit dem Geld nur so um sich, man lebte in Saus und Braus, ungeniert und hemmungslos – jedenfalls gemessen an altrömischen Tugenden wie Sparsamkeit und Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und Zurückhaltung, Würde und Anstand.

Unvorstellbar für Moralisten, dass Inkarnationen dieser römischen Tugenden wie Marcus Cato auch nur einen Fuß in diese Stadt gesetzt hätten![2] Gleichwohl, als wirklich scharfe Waffe im Rufmord-Kampf gegen politische Gegner war „Baiae" nur sehr begrenzt einsetzbar. Das zeigt die achselzuckende Replik Ciceros auf den Vorwurf seines Erzfeindes Clodius, der ihn ein paar Jahre zuvor durch Hinweis auf einen Baiae-Aufenthalt in Misskredit zu bringen versucht hatte. „Stimmt zwar nicht, aber wenn schon!", lässt Cicero die Vorhaltungen des „Zierbengels" (*pulchellus puer*) an sich gewissermaßen abtropfen[3] – und erwirbt einige Jahre später sogar ein eigenes Gut in Baiae. Einzige Konzession an den etwas anrüchigen Leumund des Badeortes ist die Tatsache, dass er diese Sommerresidenz nicht als Baianum, sondern als Cumanum bezeichnet[4]. Das war formal in Ordnung, da Baiae nie eine eigene Gemeinde bildete, sondern stets zu Cumae gehört hat. Im Übrigen, betont Cicero ab und zu, könne man auch in Baiae nicht nur seinem Vergnügen nachgehen, sondern sich auch mit ernsthaften Dingen beschäftigen oder sich an seinen Bücherschätzen delektieren …[5]

Hätte man sich mit Ferienaufenthalten in Baiae wirklich eine ernsthafte Blöße gegeben, wäre Cicero bei seinem Immobilienerwerb sicher viel vorsichtiger gewesen. Gewiss, Baiae war die Chiffre für ein tendenziell unsolides Wohlleben, aber vor tatsächlichen Rufschädigungen schützte gerade der Grund, warum auch Cicero sich dort eine Villa zulegte: Das Nobelbad war so „in", dass alle mitmachten, ja geradezu mitmachen mussten. Unter den Villenbesitzern in Baiae fanden sich die klingendsten Namen der politischen Prominenz der ausgehenden Republik. Und so drohte eher derjenige ins gesellschaftliche Abseits zu geraten, der dort über kein eigenes Domizil verfügte.

## Eine mächtige Campania-Fraktion

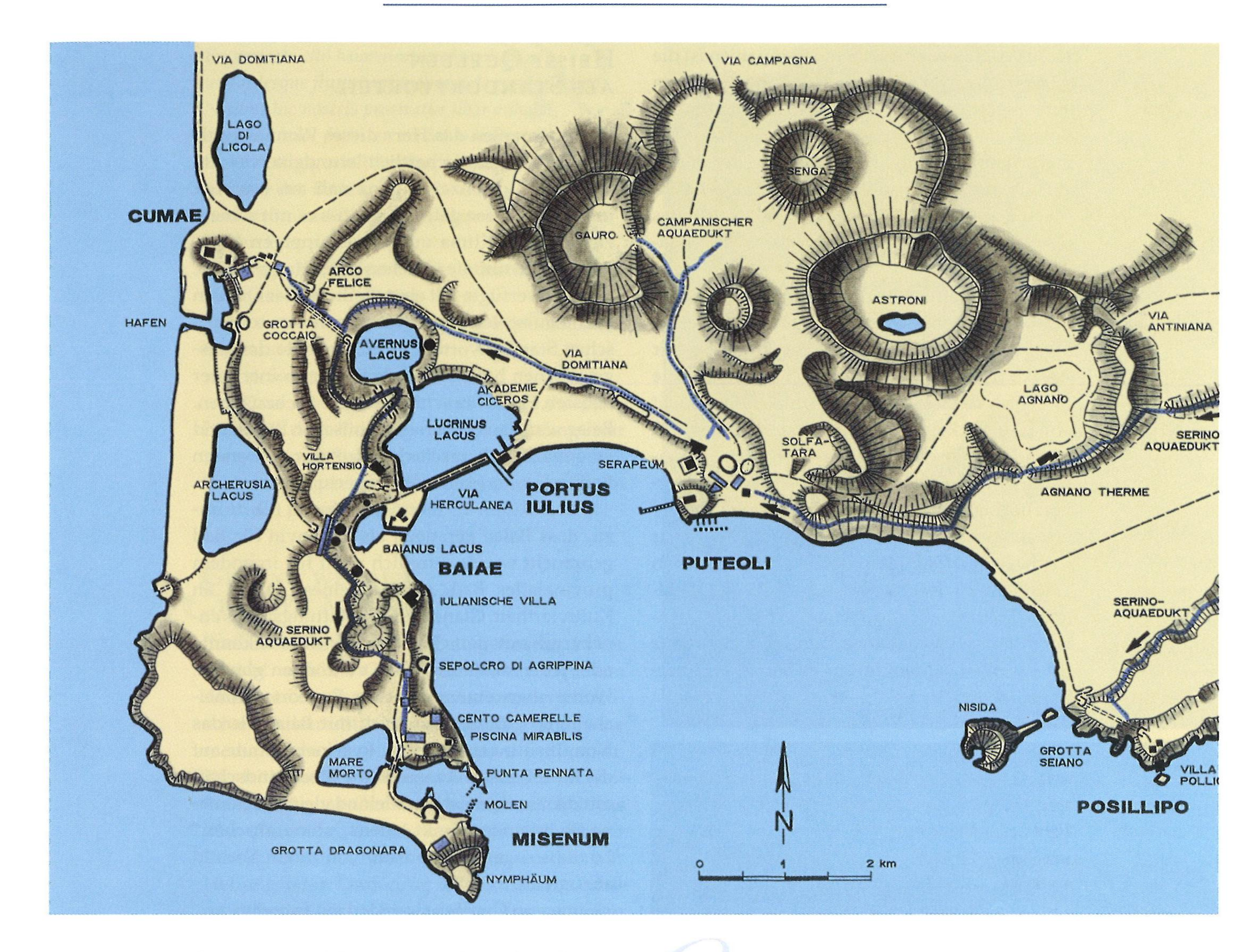
Gegenseitige Besuche und Einladungen in die mit Besitzerstolz vorgezeigten prächtigen Villen waren fester Bestandteil des Badelebens der High-Society. Kein Zweifel, dass bei diesen Höflichkeitsbesuchen und Soireen auch ausgiebig über Politik gesprochen wurde! Verabredungen und „Kungeleien", Polit-Klatsch und Intrigen waren selbstverständlicher Teil einer mondänen Villeggiatur, die sich die politische Klasse in Baiae gönnte[6]. Auch im Urlaub waren die führenden Männer Roms nicht außer Dienst – erst recht nicht, wenn im Frühling und Frühsommer ganze Scharen von Politikern zur „Kur" nach Baiae strömten.

### Politischer small talk in Baiae

*Als Cicero voll Stolz auf seine Leistungen (aus Sizilien) nach Rom zurückreiste, hatte er, wie er erzählt, ein amüsantes Erlebnis. In Kampanien habe er einen vornehmen Mann getroffen, den er für seinen Freund hielt, und ihn gefragt, wie die Römer über seine Leistungen sprächen und über ihn dächten. Denn er glaubte, er habe die ganze Stadt mit seinem Namen und dem Ruhm seiner Taten erfüllt. Sein Gesprächspartner aber habe gesagt: „Wo bist du denn in letzter Zeit gewesen, Cicero?" Daraufhin sei ihm aller Mut entfallen, da der Bericht über ihn in der Stadt offenbar wie in ein unendliches Meer gefallen sei und nichts Merkliches zu seinem Ruhme beigetragen habe.*

Plutarch, Cicero 6, 3f. nach Cicero, pro Plancio 65f.

Die Liste der bekannten Villenbesitzer ist lang. Sie umfasst mit Marius und Sulla, Pompejus, Crassus und Caesar die erste Garnitur der Staatsmänner der späten Republik. Und weder verbrachten sie alle dort wie der gichtkranke Marius ihren politischen Ruhestand[7] noch waren ihre hoch auf den Hügeln thronenden Paläste „Burgen" der Abgeschiedenheit, wie




*„Freizeitlandschaft" mit Meer und Seen: der Golf von Baiae*

Seneca es zur Ehrenrettung dieser berühmten Kurgäste darstellen möchte. Ihre angeblichen *castra* waren weder gegen die Verlockungen des Badelebens immun[8] noch schirmten sie ihre Eigentümer vor Besuchern ab. Im Gegenteil! Der gesellige Verkehr zählte natürlich (!) zu den Attraktionen des „Badelebens", und die zweite und dritte Garnitur der römischen Politiker drängte sich verständlicherweise danach, mit einem eigenen Landhaus in Baiae Fuß zu fassen und auf diese Weise dazu zu gehören. Schon in den sechziger Jahren des 1. Jahrhunderts v. Chr. war Baiae zu einem Modebad aufgestiegen, in dem man auf Schritt und Tritt „sehr vielen sehr vornehmen" Urlaubern begegnete[9].

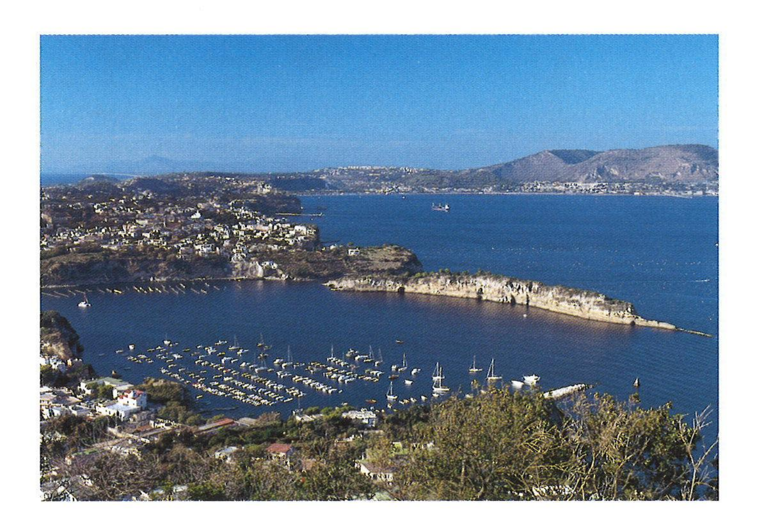
Was war das Geheimnis dieses berühmt-berüchtigten Badeortes? Was zog die gesellschaftliche Elite Roms für einige Wochen im Jahr so magisch hierher, dass man fast die gesamte Aristokratie als „Campania-Fraktion" bezeichnen könnte?

## Campania felix

Campania – schon die Erwähnung dieses Namens reichte dafür aus, dass viele Menschen leuchtende Augen bekamen. Die Küstenlandschaft südlich von Latium mit dem Golf von Neapel – im Altertum bezeichnenderweise *sinus Cumanus*, „Golf von Cumae", genannt – als Herzstück und seinem blühenden Hauptort Capua galt als klimatisch und agrarisch verwöhnte Gegend. Hier wuchsen mit dem Falerner und dem Massiker die edelsten Weine Italiens, hier gediehen auf vulkanisch fruchtbaren Böden vorzügliches Obst, Gemüse und Getreide, hier blühten die wunderschönen kampanischen Rosenfelder, die den Grundstoff für eine berühmte Parfümproduktion lieferten. Kampanien – das war die sprichwörtliche *Campania felix*, die unisono von allen Schriftstellern gerühmt wurde. Als „das schönste Fleckchen Erde auf der Welt" preist Cicero den *ager Campanus*[10]. Der Historiker

Florus gerät ins Schwärmen: „Kampanien ist die schönste Gegend nicht nur von Italien, sondern auf der ganzen Erde. Nirgendwo ist der Himmel milder; tatsächlich blühen die Blumen hier zweimal wie im Frühling. Nirgendwo ist der Boden fruchtbarer: Daher soll er ein Streitobjekt zwischen dem Gott des Weines und der Göttin des Getreides sein. Nirgendwo ist das Meer einladender …"[11]

Landschaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit verbanden sich in Kampanien zu einer Symbiose, die nach einhelliger Meinung der Antike ihresgleichen suchte[12]. Freilich konnte das, auch darin war sich die Antike einig, nicht ohne Auswirkungen auf den Charakter der dort lebenden Menschen bleiben. So wie das klimatisch raue Arkadien eher schroffe Bewohner hervorzubringen schien[13], trugen das milde Wetter und die landschaftliche Anmut Kampaniens zur „Verweichlichung" der Bevölkerung bei. Man gewöhne sich dort rasch an Überfluss und Wohlleben, Schwelgerei und Annehmlichkeiten, meinten nicht wenige Beobachter in einer ganz eigenartigen Mischung aus Faszination, Anerkennung und Sorge.



*Der „Golf von Baiae" von Misenum aus gesehen; im Vordergrund der äußere Hafen von Misenum*

Einige Monate Rast in Kampanien hätten ausgereicht, um Hannibal, den im Felde Unbezwinglichen, zu bezwingen, glaubt Cicero[14] und spielt damit auf einen Niedergang der Disziplin im karthagischen Heer inmitten all der Verlockungen Kampaniens an. Vergnügungssucht und *luxuria* – das waren in der Umwelttheorie der griechisch-römischen Ethnographie die Schattenseiten des Paradieses – eine Ambivalenz, die Cicero mit seinem berühmten Wort vom *crater ille delicatus* auf den Punkt gebracht hat, dem „allseits bekannten Wonnekessel" am Golf von Neapel[15].

## Heisse Quellen als Standortvorteil

Gewissermaßen das Herz dieses Wonnekessels war Baiae. Landschaftlich wunderschön am Meer und gleichzeitig ganz nah am Lucriner und Averner See gelegen, genoss es mit seinem einladenden Klima und seiner üppigen Vegetation nicht nur die üblichen Reize Kampaniens, sondern verfügte mit einer Reihe heißer Quellen und Fumarolen über einen weiteren touristischen Standortvorteil: Es ermöglichte den ausgesprochen badefreudigen Römern, einer ihrer liebsten Freizeitbeschäftigungen nachzugehen. Baiae war eines der ersten römischen Bäder, und es erwarb sich rasch den Ruf des führenden Badeortes im gesamten Imperium Romanum.

Sein Ruhm als mondäner Kurort führte dazu, dass Baiae geradezu als Synonym für Bad gebraucht wurde – freilich nicht für irgendein provinzielles Bad, sondern eines, das es an Kultiviertheit, Glanz und Ausstattungsluxus annähernd mit dem Vorbild aufnehmen konnte oder jedenfalls aufnehmen zu können glaubte. Wollte man einem anderen Badeort schmeicheln, so galt der Vergleich mit Baiae als das Nonplusultra eines Lobes. In seiner Hymne auf die Mosella setzt Ausonius die Mosellandschaft mit dem kampanischen Kleinod gleich, nicht ohne sie in einem Punkt – dem „unmoralischen" Luxus – sogar noch positiv von ihrem Vorbild abzugrenzen:

„Käme von Cumaes Gestaden ein fremder
Gast hierhin,
könnte er denken, dass Baiae, die Gründung
Euböas, ein kleines Ebenbild
dieser Landschaft hier geschenkt hat; mit so
großer Gepflegtheit, so großem Glanz
fasziniert sie, doch artet diese Ergötzung nicht
in Luxus aus."[16]

Wie sehr Baiae schließlich zur Chiffre für Baden in eleganter, alle Annehmlichkeiten bietender Umgebung wurde und sich damit von der Vorstellung des Ortes sogar lösen konnte, zeigen zwei Inschriften aus Afrika. Der Mosaikfußboden einer luxuriösen Villa am Ufer des Sees von Bizerta verrät uns, dass das Landgut eines gewissen Sidonius den Namen *Baiae* trug – sicherlich eine Hommage an die verschwenderisch ausgestalteten Privatthermen als Prunkstück des Anwesens[17]. Eine weitere Inschrift auf einem Mosaikfußboden eines kleinen Thermenkomplexes im tunesischen Salecta lädt zur *baiarum grata voluptas*, dem „angenehmen Vergnügen des Bades", ein:

*En perfecta cito baiaru(m) grata voluptas*
*undantesque fluunt aq(uae) saxi de rupe sub imo.*
*Nisibus hic nostris prostratus libor anhelat,*
*quisquis amat fratrum, veniat mecumq(ue) laetetur.*
Sieh! Fertig gestellt ist das angenehme Vergnügen des Bades,
und strömend fließen die Wasser von dem hohen Fels.
Niedergestreckt durch unsere Bemühungen ringt der Neid um Atem.
Wer von den Brüdern (an dem Bad) Gefallen findet, soll kommen
und sich mit mir baden.

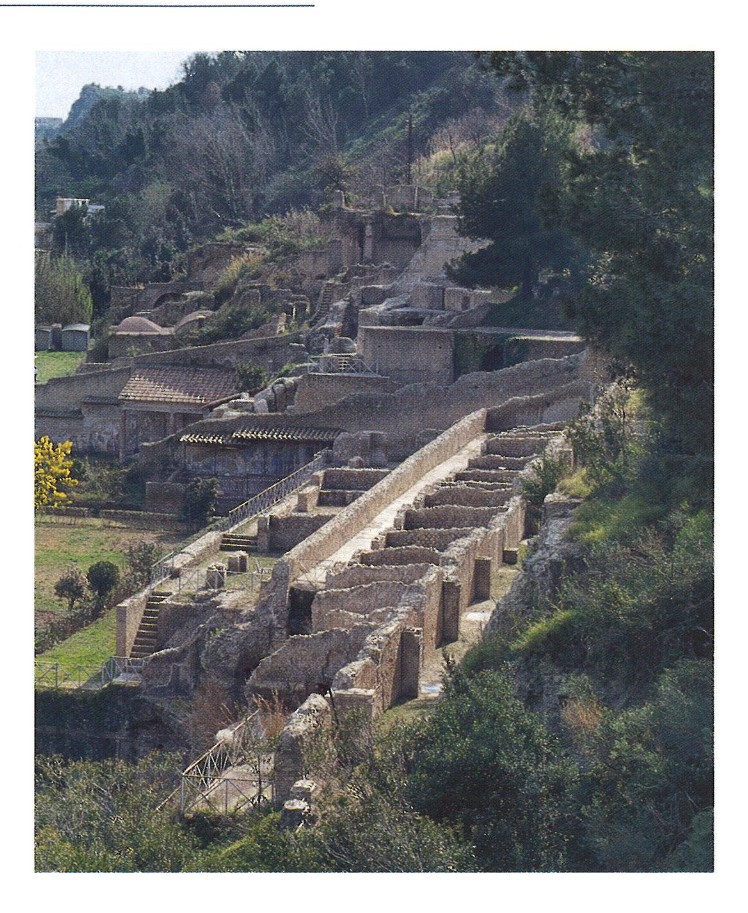
Dass die Hexameter (aus dem 5./6. Jahrhundert) dem Philologen nicht unbedingt nur „angenehmes Vergnügen" bereiten, dürfte dem Badevergnügen der Thermenbenutzer kaum Abbruch getan haben[18].

## Gesund werden „bei den Myrten"

Freilich hatte es einige Zeit gedauert, bevor „Baiae" sich als Chiffre für Baden in edlem Ambiente durchsetzte. Am Anfang der baianischen Badetradition stand offenbar eher eine medizinische als eine voluptative Indikation. Die früheste Erwähnung von Baiae, seinerzeit noch als Aquae Cumanae bezeichnet, fällt ins Jahr 176 v. Chr. Damals begab sich der schwer kranke Consul Cnaeus Cornelius dorthin zur Heilung oder Linderung seines Leidens, vermutlich der Gicht. Es war allerdings schon zu spät. Cornelius starb in der Kur, wurde nach Rom überführt und dort mit großem Gepränge beigesetzt[19].

In anderen Fällen war die Balneotherapie in Baiae offenkundig erfolgreicher. Dies um so mehr, als sich nirgendwo sonst reichere und unterschiedlicher zusammengesetzte heiße Quellen fanden als auf dem Boden Baiaes. Bei entsprechend vielen Krankheiten waren sie indiziert. Plinius führt in seiner Liste schwefel-, alaun-, salz-, natron- und erdpechhaltige Quellen auf, „wobei einige eine Mischung aus sauren und salzigen Bestandteilen darstellen und andere durch ihren Dampf nützen". Selbst im Meer dampfte es von heißen Quellen, die dem Seeboden entströmten[20].

Unmittelbar dort, wo Schwefeldämpfe aus der Erde aufstiegen, wurden vielfach Schwitzbäder (*sudatoria*) angelegt, in die sich die Patienten zur Heilung ihrer Krankheiten begaben. Die meisten dieser Sudatorien lagen an den Abhängen der Hügel. Das berühmteste hieß nach seiner Einbettung in die natürliche Vegetation *ad myrteta*, „bei den Myrtenhainen", und genoss den Ruf, auch noch „die langwierigste Krankheit aus dem Körper zu vertreiben"[21] – weshalb man es in Baiae übel nahm, dass der Dichter Horaz sich einst, dem Rat seines Arztes Antonius Musa folgend, im Unterschied zu früheren Kuraufenthalten nicht für die heißen Dämpfe „bei den Myrten" entschied, sondern sich in einem weniger bekannten Kurort kalte Duschen – noch dazu mitten im Winter! – verschreiben ließ[22].



*Terrassenanlage von Baiae mit den Grundmauern mehrerer Thermengebäude*

Ein „Verrat", der in augusteischer Zeit sicher die Ausnahme blieb! Denn in Ärztekreisen galten die trockenen heißen Natur-Schwitzbäder von Baiae und Umgebung schon als erste Adresse[23]. Und selbst wenn man der Meinung war, dass andere Orte wie Neapel ebenso gute heiße Quellen und eine ebenso gute balneotherapeutische Infrastruktur besaßen, änderte das nichts am Befund: Mit der Berühmtheit Baiaes konnte die Konkurrenz nicht mithalten. Sie verbuchte deshalb bedeutend geringere Zahlen von Badegästen[24]. Im Übrigen hielt Baiae neben den Schwefel-Fumarolen auch noch andere therapeutische Angebote bereit, darunter Fango-Packungen, Hydrotherapie mit Meerwasser sowie Psammotherapie, d.h. Überwärmung des Körpers durch Eingraben in heißen Sand[25].



*Fälschlicherweise als „Dianatempel" bezeichneter Rundbau, der zu dem ausgedehnten Thermen-Baukomplex von Baiae gehörte.*

## Thermenleben live

Zu den ganz in der Nähe von Fumarolen gebauten Spezial-Schwitzbädern, die durch Rohrleitungen ständig mit Dampf versorgt wurden[26], kamen noch große Baukomplexe, die gewissermaßen das Komplettangebot einer Thermenanlage bereithielten: Neben Warmbädern auch Becken von lauem und kaltem Wasser, Schwimmbäder und Sportanlagen. Noch die Reste dieser Themenanlagen sind beeindruckend. Es sind drei fälschlich als „Tempel" bezeichnete Rundbauten sowie eine exedraförmige Reihe einzelner Badezellen. Der gesamte Komplex erstreckte sich in Hanglage über mehrere hundert Meter. Die Kuppeln der Badehallen hatten Durchmesser zwischen 22 und 38 m; die größte von ihnen erreichte damit fast die Größe des Pantheons (43,3 m). Von ihrer Ausstattung hat sich wenig erhalten. Doch darf man sicher annehmen, dass sie der Pracht der großen römischen Thermen in nichts nachstanden. Bei allem, was wir sonst über die luxuriöse Prägung dieses Badeortes wissen, wären „bescheidene" Thermen dort als Fremdkörper, ja Makel erschienen.

Das Bade- und Kurangebot Baiaes wurde anscheinend durch weitere kleine Thermen erweitert, die zum Teil mit einem Hotelbetrieb verbunden waren. Jedenfalls ist die köstlich-realistische Beschreibung, die uns Seneca von einem typischen Thermenbetrieb hinterlassen hat, in eine Folge von Briefen integriert, in denen er über Erlebnisse auf einer Erholungsreise im Raum des *crater delicatus* berichtet. Vielleicht lag das Gasthaus, in dem er sich einquartiert hatte, auch ein paar Kilometer vom mondänen Baiae entfernt. Das Geschehen indes, das sich unter seinem Hotelzimmer abspielte, dürfte sich kaum von „echt" baianischem Thermenleben unterschieden haben:

„Von allen Seiten umdröhnt mich Lärm unterschiedlichster Art. Ich wohne nämlich direkt über einer Badeanlage. Stelle dir nun alle Arten von Geräuschen vor, die dich dazu bringen können, deine Ohren zu hassen: Hier trainieren Kraftprotze und schwingen ihre mit Blei beschwerten Hände. Während sie sich abmühen oder jedenfalls so tun, als mühten sie sich ab, höre ich Stöhnen, jedes Mal wenn sie den angehaltenen Atem wieder ausstoßen, Zischlaute und ganz gepresstes Atmen. Dort treffe ich akustisch auf einen Faulpelz, der sich mit gewöhnlichem Einsalben zufrieden gibt, und da höre ich dann das Klatschen der Hand, die auf die Schultern schlägt; je nachdem, ob sie flach oder hohl aufschlägt, ändert sich das Geräusch.

Wenn dann aber ein Ballspieler unvermutet hinzukommt und anfängt, die Bälle zu zählen, ist's um mich geschehen. Denk dir noch einen Streithammel dazu und einen ertappten Dieb und einen, der sich im Bade selbst gern singen hört, denk dir auch die noch hinzu, die mit ge-

waltigem Klatschen des aufspritzenden Wassers ins Schwimmbecken springen. Bei denen ist, wenn schon nichts anderes, dann wenigstens die Stimme echt. Stell dir aber daneben noch einen Ausrupfer von Achselhaaren vor, der unablässig seine dünne, schrille Stimme ertönen lässt, um auf sich aufmerksam zu machen, und der erst dann still ist, wenn er einen hat, dem er die Haare auszupft – wobei er dann den anderen zwingt, an seiner Stelle loszuschreien. Und dann noch die unterschiedlichsten Ausrufe der Getränkeanbieter, der Wurstverkäufer, der Zuckerbäcker und aller Betreiber von Garküchen: Jeder preist seine Ware in seiner persönlichen, auffallenden Stimmlage an!“[27]

## Austern schlürfen in extravagantem Ambiente

Die Schilderung Senecas lässt schon erahnen, dass es keineswegs nur Kranke nach Baiae zog. Im Gegenteil. Dem Gros der Kurgäste stand der Sinn weniger nach Heilung als nach Vergnügen und Unterhaltung. Gewiss, das mussten ebenso wenig wie heute Gegensätze sein, und natürlich war es auch der römischen Antike nicht verwehrt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Gleichwohl wandelte sich Baiae spätestens im 1. Jahrhundert vom Heilort zum führenden Freizeitzentrum der Oberschicht, in der das Wasser – das warme aus der Erde wie das kühlere in Meer und Seen – mehr und mehr zum Element des Vergnügens wurde. Man fuhr nach Baiae, um Spaß zu haben, um Ferien zu machen in einem in jeder Hinsicht extravaganten Rahmen. Eine Prise Dekadenz nahm man in diesem Ambiente gern in Kauf, was Moralisten in Antike und Neuzeit stets mit heftigem Stirnrunzeln quittiert haben.

Das luxuriöse Leben der in Baiae Urlaub machenden Oberschicht spielte sich sowohl in den Villen als auch im Freien ab. Die feine Gesellschaft traf sich zu Diners in den stattlichen Palästen. Ohne die Standesgenossen mit der Pracht des eigenen Anwesens, seinem Statuenschmuck, seinen zur Schau gestellten Reichtümern und gepflegten Parkanlagen beeindrucken und sich damit selbst demonstrieren zu können, dass man dazugehörte, wäre die Freude am millionenschweren Immobilienbesitz im kampanischen „Wonnekessel“ nur halb so groß gewesen.

Also lud man zu Schlemmer-Gastmählern ein, bei denen nur das Exquisiteste auf den Tisch kam – allen voran Köstlichkeiten aus der eigenen Austernproduktion. Denn *ostrearia*, Austernzuchtbecken, waren der ganze Stolz vieler Villen-Besitzer. Die Becken wurden meist unmittelbar an Seen oder am Meer angelegt. Sie hatten über vergitterte Zu- und Abflüsse ständigen Wasseraustausch und produzierten die frischeste „Ware“, die sich denken ließ. Mochten Cicero und andere Spötter über die spleenige Passion der *piscinarii* („Fischteichbesitzer“) milde herziehen[28], die Herren über die Zuchtteiche ließen sich davon nicht beirren. Sie waren mit Plinius einer Meinung, dass „den Austern der Vorrang unter den Tafelfreuden (*palma mensarum*) gebührte“[29].




*Touristen-Souvenir aus Baiae: in Populonia gefundene Glasflasche mit einem „Plan“ (siehe Umzeichnung unten) der Küste: Über ostriaria (Austernzuchtbecken) führt eine Brücke, rechts daneben das „Ufer“ (ripa) und „Pfeiler“ (pilae), daneben ein Triumphbogen mit Quadriga.*

### Wo Wasser notfalls auch moralische Flecken auswäscht

*Außer den Kranken ... strömte hierher eine bei weitem größere Zahl Gesunder, die, nur den Zweck des Vergnügens im Auge habend, mit dem Vorsatze sich zu belustigen kamen und die Sorgen und Convenienzen des Lebens hinter sich lassend, einzig dem Genusse sich hingaben, unter welcher Gestalt er immer sich darbot. Es waren gleichsam dauernde Saturnalien, die auch den Ernsteren in den Rausch des Vergnügens hinrissen; und die Thorheiten, welche in Rom zum strengen Vorwurfe gereicht haben würden, waren kaum als Flecken zu betrachten, die das nächste Bad spurlos wieder vertilgte.*

W. A. Becker / H. Göll, *Gallus oder römische Szenen aus der Zeit Augusts*, Berlin 1880, 141

Austern und Baiae – das war eine lukullisch-geographische Symbiose der Spitzenklasse. War es doch der tüchtige Geschäftsmann C. Sergius Orata, auch in anderer Hinsicht ein Trendsetter römischen Luxuslebens, der in den neunziger Jahren des 1. Jahrhunderts v. Chr. die ersten Austernzuchtbecken am Lucriner See – „im Baianischen", wie Plinius anmerkt[30] – hatte anlegen lassen. Der Aufstieg der Edel-Villeggiatur von Baiae stand damit in engem zeitlichem Zusammenhang mit der Erfindung der *ostrearia* (oder *ostrearum vivaria*). Sie blieb aber auch dann noch eine Domäne des Kurortes, als sich die Gunst der Reichen und Mächtigen von ihm allmählich abzuwenden begann – da flohen wenigstens noch die Bankrotteure aus Rom zu ihren geliebten Austernbecken in Baiae[31].

## Ein Ort, den der Luxus sich zum Feiern auserkor ...

Im Übrigen wurde zwar bei den verschwenderischen Gastmählern – von der für Baianer Villen typischen *helluatio in conviviis*, „Prasserei bei Gelagen", spricht noch Symmachus im 4. Jahrhundert[32] – alles serviert, was teuer und erlesen war, doch stammten diese Leckereien im Unterschied zu den selbst „produzierten" Austern nicht aus eigener Herstellung. Mochten die riesigen Anwesen auch als „Güter" mit repräsentativen Herrenhäusern firmieren, so dünkten sich doch viele Eigentümer zu vornehm, um ausgerechnet in Baiae ein echtes landwirtschaftliches Gut zu betreiben. Buchsbaumhecken und Lorbeerbäume, Platanen und Myrtenpflanzungen zierten die ausgedehnten Gärten – aber nirgendwo gab es eine Spur „echter, barbarischer Bewirtschaftung"; will sagen: einer agrarischen Nutzung. Die einzigen Früchte auf diesen Gütern waren die auf Wandmalereien dargestellten. Kein Wunder also, dass „du dir an Feiertagen Kohl, Eier, Hühner, Äpfel, Käse und Most in dein ausgemaltes Landhaus bringen lassen musst"[33] – und erst recht jene Delikatessen, die den Alltagsbedarf überstiegen. Als „chicen Hungersitz am Stadtrand", wo man „von einem hohen Turm nur auf Lorbeerbäume herabschaut", verspottet Martial diese Pseudo-Landgüter. Tatsächlich seien das „Stadtpaläste, die weit draußen liegen"[34].

Natürlich fanden sich Landgüter dieser Art auch anderswo. Aber in Baiae gab es sie offensichtlich in größerer Zahl. Zum exklusiven Erholungs-*playground* der Oberschicht wollten bäuerlicher Schweiß, Misthaufen, Schlamm und Staub nicht so recht passen. Anschaulicher lässt sich der Mentalitätswandel in der römischen Oberschicht kaum fassen: Der Stolz auf ihr Dasein als Großagrarier war bei manchen in Scheu oder gar Scham gegenüber „echtem" Gutsleben umgeschlagen[35]. Baiae war so gesehen die Chiffre für eine Urbanisierung des ländlichen Ambientes, die Moralisten als Perversion brandmarkten.

In puncto Raffinesse konnten es die *convivia* in den baianischen Villen gewiss mit jenen luxuriösen Gastmählern aufnehmen, die in einem eigenen Kapitel beschrieben sind (ab Seite 15). Gediegene Hausmannskost dürfte man an den üppigen Tafeln von Baiae vergebens gesucht haben. Der *genius loci* ließ das nicht zu in einem Ort, den sich „der Luxus zum Feiern auserkoren hatte"[36].

## Partys zu Lande und zu Wasser – Nachtleben in Baiae

Gefeiert wurde aber nicht nur in den Palästen und Parks, sondern auch in freier Natur. Klima und landschaftliche Schönheit luden zu Strandfesten und -partys ein. Ausgelassene Gesellschaften lagerten sich an den Ufern der Seen oder an der Küste zu Picknicks und feuchtfröhlichen Gelagen. Musik und Gesang erfüllten die Luft allerorten – vom Morgen bis zum Abend und oft genug auch noch des Nachts. Betrunkene taumelten am Gestade entlang, und manch ein müde gewordener Trinker schlief seinen Rausch am Strand aus[37].

Bunte Barken und Gondeln schaukelten auf der sanften Oberfläche des Lucriner Sees oder dem etwas bewegteren Meer. Liebespaare ließen sich in kleinen Ruderbooten treiben, größere Gesellschaften mieteten die farbenfroh angestrichenen *cumbae Baianae* und setzten dort ihre festlichen Gelage fort[38]. Auch auf den Schiffen wurde gesungen und musiziert, dass „die Seen von den Melodien der Konzerte dröhnten"[39]. Rosenkränze, die den vergnügt Tafelnden vom Kopf gerutscht waren, schwammen auf dem Wasser. Bunte Sonnenschirme schützten die Bootfahrer vor Sonnenbrand, Mücken wurden mit vergoldeten Fächern abgewehrt – die einzigen Unannehmlichkeiten, die freilich die sorglose Stimmung baianischer Urlaubstage nicht wirklich trüben konnten[40].

Im Gegenteil. Alle Aktivitäten waren von Lebensfreude und Gelöstheit erfüllt, die ab und zu – wohl nicht nur im Urteil von Moralisten – in Zügellosigkeit und Ausschweifung abdrifteten. Auf Lateinisch hieß das *licentia* – „Lizenz", um auch einmal aus sich herauszugehen und sich über die Grenzen des „Erlaubten" (*licere*) hinwegzusetzen. Das fiel um so leichter, als alle Welt geradezu selbstverständlich davon ausging, dass in Baiae andere „Gesetze" galten. Ein sozialpsychologisches Phänomen, das Seneca luzide beschreibt: „Dort nimmt sich die *licentia* jede Menge heraus, dort lässt man sich eher gehen, als wäre man dem Ort irgendeine *licentia* schuldig."[41]

Zügellosigkeit à la Baiae, die ins Verbrecherische überging, blieb freilich dem Kaiser Nero vorbehalten. Um seine verhasste und gefürchtete Mutter umzubringen, ließ er sich einen perfiden Attentatsplan einflüstern. Dass der Anschlag misslang, lag auch am regen baianischen Nachtleben. Denn man pflegte auch nach Einbruch der Dunkelheit im Schein von Fackeln rauschende Feste zu feiern – zu Wasser und zu Lande.

Unter dem Vorwand, einige Feiertage mit ihr gemeinsam zu verbringen, lockte Nero seine Mutter nach Baiae. Als ihr Schiff angelegt hatte, ging er ihr am Strand entgegen, empfing sie mit falscher Herzlichkeit und lud sie zu einem Festessen ein, das er absichtlich in die Länge zog, bis es Nacht wurde. Danach verabschiedete er Agrippina auf ein Schiff, das sie zu ihrem Quartier bringen sollte.

Die Nacht war sternenklar, das Meer unbewegt – für eine nächtliche Schifffahrt ideale Bedingungen. Aber nach wenigen Meilen passierte es: Das mit Blei beschwerte, präparierte Dach der Kabine stürzte herab. Agrippina hatte Glück. Die Seitenwände ihres Ruhelagers waren stabil genug, um nicht unter der manipulierten Last zusammenzubrechen. Anders als erwartet brach das Schiff auch nicht auseinander, wohl aber kenterte es. Agrippina gelang es, nur leicht verletzt an Land zu schwimmen unter tätiger Mithilfe von Urlaubern, die sich auf ihren Booten vergnügt hatten und den Schiffbrüchigen entgegengefahren waren. Agrippina wurde sicher in ihr Landhaus gebracht.

Die Nachricht vom Unglück ihres Schiffes verbreitete sich in Windeseile. Viele Menschen liefen an den Strand, um bei der Rettung zu helfen. Manche stürzten sich in dort vertäute Kähne, andere wateten bis zu den Knien im Wasser, um Opfer bergen zu helfen. Zahllose Fackeln tauchten den Strand in diffuses Licht. Und als es sich herumgesprochen hatte, dass Agrippina gerettet sei, formierte sich ein Fackelzug zu ihrem Haus, der erst von einem Trupp Soldaten gestoppt wurde.

Das Attentat war fehlgeschlagen. Doch bedeutete das für Agrippina nur eine kurze Überlebensfrist. Nero war fest entschlossen zum Muttermord. Noch in derselben Nacht schickte er die Häscher ins Landhaus seiner Mutter. Die Mörder umstellten ihr Bett, knüppelten auf sie ein und versetzten ihr mit Schwertern den Todesstoß. Baiae war zum Schauplatz einer grausamen Bluttat geworden[42].

## Strände, die anständigen Mädchen feindlich sind ...

Solch ein Verbrechen war allerdings die große Ausnahme in der *chronique scandaleuse* des berühmten Badeortes. Für die heutzutage populäre Klatsch-Mischung von *sex and crime* gab Baiae normalerweise nichts her. Wohl aber, wenn man sich nur an den ersten Begriff hält: Amouröse Abenteuer gehörten ebenso zum Kurbetrieb wie käuflicher Sex. Edel-Prostituierte zog es in der Saison nach Baiae. Es ist schon eine groteske Verdrehung, wenn der Dichter Properz ausgerechnet seiner in diesem Milieu verwurzelten Geliebten Cynthia rät, das „verderbte Baiae schnell wieder zu verlassen" – und damit „die Strände, die noch viele auseinander bringen werden, Strände, die anständigen Mädchen feindlich sind"[43].

„Anständige Mädchen", das wusste natürlich auch der Elegiker, mieden Baiae – erst recht, wenn sie nicht in männlicher Begleitung waren. Denn der Ruf Baiaes als regelrechtes Sündenbabel war allgemein bekannt. *amores* und *adulteria*, „Liebschaften und Ehebruch", gehören zum



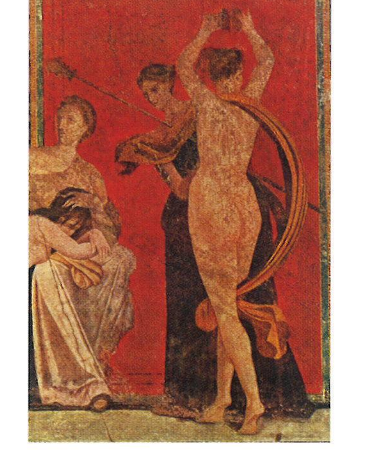
*Liebespaar auf einer Kline. Die Frau trägt ein durchsichtiges Gewand, der Mann hält ein Trinkhorn in der Rechten. Im Hintergrund eine Dienerin mit einem Kästchen. Fresko aus Herculaneum, 1. Jh.*

Standardrepertoire bei der Aufzählung der – je nach Standpunkt – Annehmlichkeiten bzw. sittlichen Verfehlungen Baiaes[44].

Zu den einschlägigen „Angeboten" gehörten Salons führender Lebedamen, in die sie ihre „Freunde" einluden. Sie boten ihre Dienste aber auch als *escort service* an, indem sie ihre Verehrer zu Bootspartien, Strandfesten und Gastmählern begleiteten. Umarmungen und Küsse, sonst in der Öffentlichkeit verpönt, waren auf den Straßen und an den Stränden Baiaes nichts Ungewöhnliches, ebenso wenig „feurige Blicke und lose Reden" der Kokotten, die um die Gunst wohlhabender Klienten buhlten[45].

Am „goldenen Strand der glücklichen Venus"[46] fanden sich freilich auch genügend Plätzchen für „echte" Liebespaare. Als „ertragreicher Jagdgrund" für Liebesuchende wird Baiae von Ovid in der „Liebeskunst" empfohlen: Hier habe sich schon mancher Badegast statt der erhofften Heilung eine Wunde von Amors Pfeil zugezogen, warnt er augenzwinkernd: „So heilsam ist das Wasser nicht, wie man ihm nachsagt!"[47] Wie – für römische Verhältnisse – ungewöhnlich locker und ungezwungen es im Verhältnis zwischen Männern und Frauen in Baiae zuging, lässt auch das satirisch überspitzte Wort Varros erahnen, dort seien nicht nur die verheirateten Frauen Gemeinbesitz, sondern alte Frauen würden auch wieder zu Mädchen[48] – ein Fragment aus seiner Satire *Baiae*, die leider nicht erhalten ist.

Die sexuelle Freizügigkeit war dem baianischen Luxus geradezu wesensimmanent. Und zwar in des Wortes doppelter Bedeutung: Einmal im übertragenen Sinne, insofern *luxuria* das Überschreiten der üblichen Schranken von Mäßigung und Normalität bezeichnet; zum anderen in dem eigentlichen Sinne der „üppigen Geilheit". Bevor wir Baiae indes auf seine Attraktivität als erotischer Lustort der feinen römischen Gesellschaft reduzieren, wollen wir ihm mit Seneca den verallgemeinernden Stempel eines *deversorium vitiorum* aufdrücken: „Herberge der Laster"[49]. Rund 200 Jahre lang hat sich die vornehme Gesellschaft Roms in dieser Herberge sehr wohl gefühlt.



# LUXUS DER AUSSCHWEIFUNG? – EROTIK UND SEXUALITÄT DER NOBLEN WELT

Milde Lüfte im Winter, eine frische Brise in der Hitze des Sommers, die Aussicht auf einen herrlichen Golf – das bietet Capri seinen Bewohnern und Besuchern. Ein Ort, der wie jede von der Natur verwöhnte Landschaft zum Bau nobler Feriendomizile einlädt, ein Traumort römischer Villeggiatur. Ein „unschuldiges Eiland" – so erscheint es in der Darstellung des Tacitus, bis der Unhold Tiberius sich hierhin zurückzieht und sich in seiner luxuriösen *Villa Iovis* allen möglichen Ausschweifungen hingibt. Statt sich den Staatsgeschäften zu widmen, genießt der Kaiser hier ein *malum otium*, „üblen Müßiggang"[1]. In der Tiberius-Biographie Suetons liest es sich ähnlich, allerdings angereichert durch pikante Details, auf die seine Leser im Unterschied zu der etwas seriöseren Klientel des Historikers Tacitus gespannt sind. Bei Sueton freilich verhält es sich mit Ursache und Wirkung anders. Mit der Übersiedlung auf die Insel brechen die Laster (*vitia*) des Tiberius aus. Sie sind zwar in ihm angelegt, aber es bedarf der freizügigen, „ungehemmten" Atmosphäre Capris – die Insel liegt mitten im kampanischen „Wonnekessel",

der für seine moralische Fragwürdigkeit bekannt ist[2] –, um ihnen zum Durchbruch zu verhelfen. Die Dämme des mühsam bewahrten Anstandes brechen, sobald der Kaiser den *secessus*, die Abgeschiedenheit des *otium*-Paradieses Capri, erlangt hat[3]. Es ist, „als schulde man Capri einen Ausbruch von *vitia*, gerade wie man dies laut Seneca Baiae schuldig ist"[4].

Die Villa des Kaisers wird zu einem Ort abstoßender, wenngleich phantasievoller Unzucht. Tiberius leidet unter Potenzschwäche, nicht aber unter sexuellem Desinteresse. Und so denkt er sich pornographisch stimulierende Situationen aus, die nur verwirklichen kann, wer Macht und Geld besitzt. Er lässt ein Geheimzimmer mit Polsterbänken bauen, in dem er Scharen von überall zusammengesuchten Mädchen und Lustknaben (*exoleti*) vor seinen Augen zum Gruppensex animiert. Zu anderen Zeiten erregt es ihn stärker, bei wollüstigem Treiben junger Leute in freier Natur zuzuschauen. Als Pane und Nymphen verkleidet, müssen sie so dem kaiserlichen Voyeur in den Parks und Wäldern seines Palastes, in Grotten und Felshöhlen zu Diensten sein[5].

Damit gibt sich Caprineus – diesen doppeldeutigen Spitznamen hat er sich durch seine Debauchen mittlerweile zugezogen, „Mann von Capri" bzw. „alter Bock" – nicht zufrieden. Er stattet seine über die ganze Villenanlage verteilten Schlafzimmer mit Bildern und Plastiken aus, „die die laszivsten Szenen darstellten". Und auch für erotische Lektüre ist gesorgt. Zahlreiche Exemplare der Schriften einer gewissen Elephantis, einer zeitgenössischen Pornographie-Publizistin, liegen zur Einsicht aus. Notfalls können seine unfreiwilligen Sexdarsteller dort nachlesen, wie man die von ihm angeordneten Stellungen ausführt[6].

Die voyeuristischen Obsessionen des Kaisers sprechen sich herum. Und so kommt ein etwas merkwürdiger Mäzen auf die Idee, ihm ein Bild des berühmten griechischen Malers Parrhasios zu vermachen, das ein höchst ungewöhnliches Motiv darstellt: Atalante erfreut Meleager durch Fellatio-Künste. Die testamentarische Verfügung hat eine bemerkenswerte Klausel. Sie sieht vor, dass Tiberius eine Million Sesterze erhalte, wenn er an dem Bild Anstoß nehme und es zurückgebe.

Eine Million als „Trennungsausgleich" – wer griffe da nicht zu? Für Tiberius ist das gleichwohl kein ernsthaftes Angebot. Er behält den mythologischen „Porno". Und lässt ihn in sein Schlafzimmer hängen[7].

## Triebtolle Römer – Ein Klischee wird bedient

Wir brechen hier in der Wiedergabe von Suetons Darstellung ab, die durchaus noch weitere Höhepunkte im Sexualleben des greisen geilen Kaisers bereithält. Es reicht – denn schon das bisher Geschilderte bedient alle Vorurteile, die sich mit „den" Caesaren oder gar „den" Römern der Kaiserzeit verbinden: So toll trieben sie es, so hemmungslos frönten sie in luxuriösem Ambiente ihren mehr oder weniger perversen Neigungen. So lieben wir „unsere" Römer, so haben wir sie in vielen Sandalenfilmen kennen und (zumindest insgeheim) schätzen gelernt – eine sündige, skrupellose, im Überfluss lebende Oberschicht, die in einer Welt von Marmor und Plüsch, wüsten Fressorgien und Saufgelagen bei gleichzeitig brutaler Ausbeutung von Sklaven und entrechteten Völkern schwülstiger Erotik und perversem Sex verfallen ist; abgesehen von ein paar tugendhaften Lichtgestalten, denen unsere Sympathie und unser Mitgefühl gilt. Denn sie leiden natürlich in und unter dieser bösen, lotterhaften Schickeriawelt ganz furchtbar.

Ein Klischeebild, das sich in satten Farben und zahllosen pikanten Details malen lässt – und sich dabei noch auf einigermaßen honorige Quellen stützen kann! Sueton ist eine von ihnen. Mit den Erotikpassagen seiner Kaiserbiographien kann man ein Kompendium füllen, das allen diesbezüglichen Erwartungen gerecht wird. Ein paar Tacitusstellen noch dazu, in denen Messalina, „die Hure auf dem Kaiserthron", porträtiert[8] oder die Verführungskünste einer Poppaea Sabina geschildert werden[9], Auszüge aus den Lebensbeschreibungen der *Historia Augusta*, die bei Marc Aurels Ehefrau Faustina („Gladiatoren-Liebchen") „fündig" werden[10] und natürlich über ihr „Lieblingsopfer" Elagabal Übelstes als „Diener seiner Lüste" zu berichten wissen[11] – und schon ergäbe sich ein sittengeschichtlicher „Spiegel", der, ist man ehrlich, zumindest kurzweilig und unterhaltsam wäre. Möglicherweise je nach Vorbildung sogar lehrreich, denn da würde einiges Ausgefallene und Kreative geboten.

Gewiss ist all das auch eine Erscheinungsform des Luxus; die lateinischen Quellen sprechen in diesem erotischen Kontext ausdrücklich von *luxuria*. Aber fügt sich durch die Addition individueller sexueller Ausschweifungsmodalitäten einzelner Kaiser wirklich ein aussagekräftiges Gesamtbild, das den Anspruch auf eine gewisse Repräsentativität hat? Repräsentativität



*Erotisches Motivrepertoire auf Terra-Sigillata-Gefäßen, einem Tafelgeschirr höherer Qualität; Umzeichnungen von A. Dierichs*

natürlich wie bei allem, was luxuriös daherkommt, in Bezug auf die Oberschicht. Verbinden sich diese Amoralitäts-Splitter zu einem Spiegel, in dem sich die feine Gesellschaft der römischen Kaiserzeit wiederfände?

## Sexskandale in einer klatschsüchtigen Stadt

Skepsis ist angebracht. Denn zum einen ist das, was man mit dem – plakativen, aber nicht völlig abwegigen – Stempel „Caesaren-Wahnsinn" zu versehen gewöhnt ist, Ausfluss einer einzigartigen Machtstellung, die megalomanem Missbrauch Tür und Tor öffnet (ohne dass er freilich *alle* römischen Kaiser erfasst hätte). Und aus solcher Singularität verallgemeinernde Rückschlüsse auf „die" Moral der Oberschicht ziehen zu wollen, das wäre doch reichlich kühn.

Zum anderen darf auch und gerade *in rebus sexualibus* nichts so heiß gegessen werden, wie es gekocht wird. Will sagen: Zwischen den prallen Berichten und der doch oft nüchterneren Wirklichkeit dürften so einige Diskrepanzen liegen. Auch wenn etwa Sueton in der Regel gut informiert war, wird er doch manchem Hofklatsch aufgesessen sein, der übertrieb und aufbauschte – und bei dem persönliche Rechnungen beglichen wurden, die nicht gerade die Objektivität des Berichteten förderten.

Rom war für seine Klatschsucht berüchtigt. In einer „so schmähversessenen Bürgerschaft" schlechtem Leumund zu entgehen beurteilt Cicero als schwer[12]. Sexuelle Verfehlungen – oder was man dafür hielt – standen im Mittelpunkt dieses Hauptstadtklatsches. Andeutungen, Verdächtigungen und vage Gerüchte über Homosexualität, Ehebruch, inzestuöse Verhältnisse und anstößige Sexualpraktiken fanden schnellste und weiteste Verbreitung. Cicero selbst beteiligt sich in seiner Korrespondenz daran, indem er Atticus beispielsweise brühwarm mitteilt, im Gepäck eines gewissen Vedius seien „fünf Miniaturporträts römischer Damen gefunden worden", und sich in Spekulationen über die betrogenen Ehemänner ergeht. Erst dann ruft er sich zur Ordnung: „Wir beide sind schon ordentliche Klatschbasen (*curiosi*) ..."[13] Was seine besondere „Freundin" Clodia angeht, wird Cicero nicht müde, sie als Inzesttriebtäterin anzuschwärzen, der man überdies „jederzeit das Bein heben könne"[14].

In solch einem Klima, in dem auch Schmutzkampagnen gegen politische Gegner im doppelten Wortsinne vorzugsweise unter die Gürtellinie zielten[15] und das Publikum daher schon eine Menge gewohnt war, muss man mit empfindlichen Verzerrungen der Wahrheit rechnen. Sie gingen zum Teil mit böswilligen Verleumdungen und beabsichtigten Rufschädigungen einher, zum Teil resultierten sie aus dem Erwartungsdruck, der auf den Schriftstellern lastete. Zur Biographie im römischen Sinne gehörten nun einmal auch Indiskretionen aus der Privatsphäre. Sie waren Teil des Spiels. Allzu farblose Porträts enttäuschten; die Versuchung war groß, kleine Flecken auf der weißen Weste des Porträtierten mit kräftigen Pinselstrichen nachzuziehen. Vermutlich war das auch dem Lesepublikum bewusst; es verstand schlüpfrige Histörchen und Sexskandale in den kaiserlichen Palästen besser einzuordnen als der moderne Leser.

**Gerüchte werden erwachsen**

*Eher behielte der Mensch ja glühende Kohlen im Munde als in der Brust ein Geheimnis ...*
*Nicht nur Verbürgtes wird kund: die weitergegebene Rede bauscht sich geschäftig und trachtet mit Fleiß, das Gehörte zu steigern.*

Petron, Fragment 28 (Ü: K. Müller/W. Ehlers)

Wie jede Sucht, so verlangte auch die Klatschsucht nach immer größeren Dosen und mehr Stoff. Kein Zweifel, dass mancher Kaiser hier ein willkommener Lieferant gewesen ist und die biographische *yellow press* der Römer mit dankbar aufgegriffenen Nachrichten versorgt hat, die im Kern durchaus zutrafen. Es geht nicht darum, sexbesessenen Herrschern einen moralischen Persilschein auszustellen, wohl aber auf die Darstellung fragwürdiger Details aus ihrem bewegten Liebesleben zu verzichten, die weder historisch gesichert noch charakteristisch für die erotische Befindlichkeit und „Situation" der Oberschicht sind. Wer gleichwohl an solchen Pikanterien Freude hat, lese sie bei Demandt nach[16].

## „Weiber trugen ihre Keuschheit zum Markte ..."

Autoren wie Sueton haben mit ihren Schilderungen den Rezeptionsprozess in Sachen elitärer Verkommenheit nachhaltig gesteuert. Für das landläufige Römerimage sind sie sicher mitverantwortlich – und eben nicht nur eine sensationslüsterne Moderne, die sich auf diese Vorform der Regenbogenpresse mit voyeuristischer Gier stürzt. Verantwortung dafür tragen aber auch jene seriöseren römischen Politiker, Historiker und Denker, die wortreich den allgemeinen Sittenverfall beklagen und als ein Symptom dieses Niedergangs die Aufhebung oder zumindest Absenkung traditioneller Schamschwellen ausmachen.

Mit dem Verlust anderer altrömischer Tugenden hätten sich auch *pudor* und *pudicitia* aus der römischen Führungsschicht verabschiedet, „Anstand" und „Sittsamkeit", stellt Sallust in seiner unnachahmlich kategorischen Weise fest[17]. Mit dem Siegeszug der *luxuria* sei auch der „Hang zur Unzucht" (*lubido stupri*) aufgekommen: „Männer ließen sich wie Weiber brauchen, Weiber trugen ihre Keuschheit zum Markte."[18] Der moralische Niedergang spiegelt sich für den Historiker des 1. Jahrhunderts v. Chr. in den Protagonisten des Bösen, das da in den Staat Einzug gehalten hat. Weit davon entfernt, seine Anti-Helden zu dämonisieren, billigt er ihnen in gewisser Weise sogar einen Opferstatus zu. Catilina ist auch da, wo seine schändliche Unzucht und zügellose sexuelle Appetenz geschildert werden, ein Kind seiner Zeit[19]. Ebenso seine Spießgesellin Sempronia: an sich eine bemerkenswerte, schöne Frau, die man – sogar Sallust! – durchaus bewundern könnte,



*Liebespaar beim Austausch von Zärtlichkeiten. Fresko aus dem Haus des Caecilius Jucundus; Pompeji, 1. Jh.*

würde sie nur nicht den emanzipatorischen Bogen so weit überspannen: „Ihr Sexualtrieb war so stark, dass sie sich häufiger Männer suchte als von ihnen begehrt wurde."[20]

Das schreibt einer, der selbst eine Menge auf dem erotischen Kerbholz hatte. Man munkelte von sexuellen Eskapaden aller Art, einschließlich homoerotischer Prostitution, und von einem Ehebruch, bei dem Sallust in flagranti ertappt, vom gehörnten Ehemann kräftig verprügelt worden und erst gegen eine hohe „Ablösesumme" freigekommen sei[21]. Mag sein, dass da vieles von politischen Gegnern mutwillig in die Welt gesetzt worden ist; Tatsache aber ist, dass Sallust im Jahre 50 v. Chr. wegen sittlicher Verfehlungen aus dem Senat geworfen wurde[22] – eine sicher nicht ausschließlich politisch motivierte Maßnahme.

Aber gut. Die Tatsache, dass ein Raucher die Gefahren des Rauchens beschwört, widerlegt seine Argumentation ja noch nicht. Gravierendere Zweifel an der Verlässlichkeit der Sittenverfalls-These ergeben sich daraus, dass sie in der antiken Geschichtsschreibung eine lange Tradition hatte und damit in den Verdacht eines historiographischen Topos gerät. Salopp ausgedrückt: ein alter Hut.

## Wo selbst Gipfel des Lasters noch wachsen ...

Schon der Alte Cato hatte zu Beginn des 2. Jahrhunderts in seinem Consulat (195 v. Chr.) und seiner Censur (184 v. Chr.) die Abkehr vom *mos maiorum* („Sitte der Väter") vehement angeprangert und sich als deren rigider Zuchtmeister

profiliert – u.a. dadurch, dass er einen Standesgenossen aus dem Senat ausschloss, weil der am helllichten Tage seine Frau (!) vor den Augen seiner Tochter geküsst hatte[23]. Der Kreuzzug Catos zugunsten alter Römerart setzt freilich eben jene „alte Römerart" voraus, die in der postulierten Reinheit und konsequenten Ausprägung nichts als eine bloße Chimäre puritanischer Rückwärtsgewandtheit war. Auch griechische Intellektuelle wie Isokrates und Demosthenes nahmen zu einer idealisierten Vergangenheit Athens im 5. Jahrhundert v. Chr. Zuflucht, wenn sie ihrer „depravierten" Zeit die Leviten lesen wollten.

Der *laudator temporis acti*, „Lobredner der alten Zeit"[24], war indes vornehmlich eine römische Spezialität. Das Beschwören der guten alten Zeit und ihrer vermeintlichen Werte gehörte zu den intellektuellen Lieblingsbeschäftigungen der Römer. Man litt – oder vermittelte jedenfalls diesen Eindruck – unter der Sittenlosigkeit der eigenen Zeit und verklärte die Vergangenheit. Für Cato war das die Zeit bis zum 3. Jahrhundert v. Chr., für Sallust gehörte die Zeit Catos zur strahlenden Vergangenheit, und dass sich selbst die pessimistische Jetztzeit-Sicht eines Sallust überbieten ließ, zeigt einige Jahre später die resignative Einsicht des Livius, dass „die Sitten mit dem allmählichen Nachlassen von Zucht und Ordnung zunächst absanken … und dann jäh zu stürzen begannen, bis es zu unseren Zeiten gekommen ist, in denen wir weder unsere Fehler noch die Heilmittel dagegen ertragen können."[25]

Auch das erscheint aber einige Jahrzehnte später schon als überholt und gehört damit gewissermaßen einer noch erträglichen Vergangenheit an, als sich Juvenal überzeugt gibt, dass nunmehr „jedes Laster den Gipfel erreicht hat"[26]. In seiner 6. Satire exemplifiziert er seine These. Thema: weibliche Untreue und sexuelle Besessenheit der Frau. Vergebens die Suche nach „einem Weib mit den Sitten der Vorzeit"[27]. Wohin man auch blickt, stößt man auf Exzesse der Wollust, die freilich vom Dichter mit wollüstiger Detailfreude bis in die dunkelsten Winkel leidenschaftlicher Verirrung grell ausgeleuchtet werden (siehe Kasten). Die Erklärung für die von Juvenal diagnostizierte Perversion lässt aufhorchen: Die Armut geht, das Laster geschlechtlicher Gier kommt. Die vermeintliche sexuelle Revolution ist eine Gefährtin des Luxus. „Hässliches Geld" stand am Anfang, „das uns zuerst die Sitten der Fremden eintrug."[28]

**Wie ein Klischee für die Nachwelt entsteht ...**

*Ob zwischen Scheide und Kopf ein Unterschied,*
*weiß doch das Weib nicht,*
*welches zur Mitternacht noch von den Austern*
*die größten verschlinget,*
*wenn, mit dem lautern Falerner gemischt,*
*aufschäumen die Salben,*
*wenn aus Muscheln man trinkt, wenn schon*
*im Kreise die Decke*
*umdreht und sich der Tisch mit verdoppelten*
*Leuchtern emporhebt.*

Juvenal, Satiren VI 301ff. (Ü: E. C. J. v. Siebold)

## Schimpfwort „graecari"

Natürlich, sie waren an allem schuld: die Sitten der Fremden. Genauer gesagt: der griechische Einfluss, der sich seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. in Rom verbreitete und der den römischen Horizont erheblich weitete. Die Begegnung mit griechischer Literatur, Kunst, Philosophie und Lebensart *machte* die Römer offener, keine Frage, und erschütterte damit den *mos maiorum*. Das schuf wie jeder Akkulturationsprozess Irritationen und trieb die Traditionalisten auf die Barrikaden. Es war ja etwas daran, dass griechische Lebensart ungezwungener, leichter und stärker hedonistisch geprägt war als altrömische. Insofern war es nicht nur dumpfe nationalistische Stimmungsmache, wenn sich der Begriff *graecari*, „leben wie die Griechen", mit der Vorstellung einer, freundlich formuliert, größeren Leichtigkeit des Seins, weniger freundlich formuliert, mit der eines liederlichen Lebens – Stichworte: „Sport, Müßiggang und schändliche Liebesverhältnisse" (Tacitus[29]) – verband. Deutlicher noch das steigernde *pergraecari*. Die Komödie erfand den Begriff, um ein „Leben in Saus und Braus" zu charakterisieren – Zechen, Geld verprassen und Mädchen mieten[30]. Aber es war dieselbe Komödie, die von der Bühne aus das *pergraecari* populär machte.

Richtig ist auch, dass mit der Eroberung des hellenistischen Ostens viel Geld nach Rom floss, das nicht ohne Auswirkungen auf die Einstellungen und Lebensgewohnheiten der Oberschicht blieb. Die Dinge veränderten sich im Wandel der Zeiten. Rom wurde mächtiger und mächtiger, und seine Elite stieg zum Führungspersonal einer Weltmacht auf. Das hatte gewal-

tige Verwerfungen zur Folge und führte in eine Strukturkrise der politischen Institutionen, die dieses auf stadtstaatliche Größenordnungen trainierte Führungspersonal lange Zeit überforderte. Auf Einzelheiten dieser Umwälzung kann hier nicht eingegangen werden. Sicher ist: Die Menschen reagierten auf den Wandel, die neuen Erfahrungen und geistigen Einflüsse. Eine dieser Reaktionen war jene grundlegende Verbesserung des Lebensstandards in der Oberschicht, die wir Luxus nennen. Es wandelten sich auch die Beziehungen der Menschen zueinander, darunter auch die Einstellung zur Sexualität.

## mos maiorum – Eine Ideologie auf dem Prüfstand

Was dagegen blieb, war der *mos maiorum* („die Sitte der Vorväter"). Oder besser das, was die Vordenker der Gesellschaft darunter verstanden, wie sie ihn über althergebrachte Werte definierten. Der fundamentale Irrtum einer moralisierenden Geschichtsauffassung[31] bestand darin, dass sie einen statisch begriffenen *mos maiorum* zementieren, ihn vor „Verwässerungen", „Kompromissen" und „Modernisierungen" schützen wollte – und ihn damit mumifizierte. Die Ideologie des geistig-moralischen Fundaments der römischen Gesellschaft war auf Stagnation programmiert. Damit wurde die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit immer größer, weil sich die Dynamik der historischen Entwicklung durch die pausenlosen lauten wie leisen Rufe zur „Umkehr" zwar bremsen, aber nicht anhalten ließ. Was blieb, war das schlechte Gewissen derer, die sich wohl oder übel über die Normen des *mos maiorum* hinwegsetzten. Und das waren sehr viele.

Die Versuchung war groß, mit dem *mos maiorum* als geistig-ideologischem Bezugssystem Politik zu machen. Augustus verstand sich darauf wie kein anderer. In der propagandistischen Sicherung seiner Herrschaft hatte er damit überragenden Erfolg. Mit der Fiktion des *mos maiorum* ließ sich gut leben, solange sie sich nicht praktisch bewähren musste. Eine in sich geschlossene, dem Nationalstolz der Römer schmeichelnde Ideologie, die das Wertesystem der alten *virtutes* feierte, ohne sie in der Lebenswirklichkeit konkret einzufordern – das war eine feine Sache.

Dort aber, wo sie in tatsächliche Politik einmündete und dem Bürger Verhaltensänderungen abzuverlangen drohte, hatte sie keinen Erfolg. Der beste Beweis dafür war das grandiose Scheitern desselben Augustus bei seiner Sittengesetzgebung. Ziel war es, die lax gewordene Ehemoral zu festigen und damit die Zeugung legitimer Kinder vor allem in den oberen Ständen nachhaltig zu fördern. Ehebruch und Unzucht (*stuprum*) wurden unter Strafe gestellt. Ein weiteres Gesetz sah empfindliche Vermögenseinbußen bei Ehe- und Kinderlosigkeit vor. Die Antwort der Betroffenen ließ nicht lange auf sich warten: Ein Aufschrei der Empörung ging durch die Oberschicht[32].

Wäre er nicht Gefangener seiner eigenen Ideologie gewesen, hätte Augustus diese Reaktion vorhersehen können. Denn wie wollte ausgerechnet einer die Römer sittliche Mores lehren, der selbst viermal verheiratet war und der es, wie man in den besseren Kreisen zum Teil aus eigener leidvoller Erfahrung nur zu gut wusste, mit der ehelichen Treue nicht allzu ernst nahm? Man tut ihm kein Unrecht, wenn man ihn als notorischen Schürzenjäger bezeichnet. Dass sein Jagdrevier sich vornehmlich auf verheiratete Frauen der Oberschicht erstreckte[33], machte die Sache nicht besser. *Das* wagte nicht einmal der von ihm u.a. wegen der frivolen „Liebeskunst" ins Exil gejagte Ovid ihm aus dem fernen Tomis vorzuhalten.

### Dem Moralfürsten ins Stammbuch

*Hätt' ich nun Schwänke geschrieben, in denen mit Unzucht gescherzt wird,*
*wo mit verbotener Lust frevelnde Spiele man treibt? ...*
*Damen und mannbare Mädchen und Männer und Jünglinge sehen das*
*alles, ein großer Teil auch des Senats ist dabei.*
*Und es genügt nicht, das Ohr zu verletzen durch schmutzige Rede:*
*Schamloses anzusehen wird auch das Auge gewöhnt.*

Ovid, Tristien II 497ff. (Ü: W. Willige)

Der Glaubwürdigkeitsschaden, den Augustus mit dem faktischen Scheitern seiner Sittengesetzgebung nahm, ist in gewisser Weise ein Vorläufer der Glaubwürdigkeitslücke, die spätere Generationen im Kontrast zwischen dem theoretischen Beharren der Römer auf ihrem rigiden *mos maiorum* und einer auch in erotisch-sexueller Hinsicht aufgeschlosseneren Lebensführung haben erkennen wollen. Damit war ein Nährboden geschaffen, auf dem man es die alten Römer toll treiben lassen konnte.



*Öllämpchen in Form einer Beischlafszene*

## „Tausend Variationen der Liebe ...“

Es ist gar nicht zu bestreiten – warum auch? Die Zeiten eines über den Lateinunterricht in die andere Richtung gefilterten klassisch-sterilen Römerbildes sind gottlob vorbei –, dass die römische Gesellschaft spätestens seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. vergleichsweise offen und aufgeschlossen mit Erotik und Sexualität umgegangen ist. Das zeigen nicht nur die lasziven Theaterstücke, an die Ovid seinen Kaiser – den Finanzier und Sponsor dieser Produktionen![34] – erinnert; das zeigt auch jeder flüchtige Blick in eine Geschichte der lateinischen Literatur: Liebe, Sexualität und Erotik waren eines der *zentralen* Themen römischen Literaturschaffens. Und das zeigt auch ein weiterer Blick auf die römische Alltagskunst, die allmählich aus den Geheimmagazinen in die Ausstellungsräume der Antikemuseen gelangt: Tonlampen, Kleinplastiken, Reliefs, Becher und Vasen – sie alle weisen obszöne Motive in geradezu rauen Mengen und „in beinahe lexikalischer Vollständigkeit Formen geschlechtlichen Verhaltens“[35] auf. Ovids berühmte *mille modi veneris*, „tausend Variationen der Liebe“[36], waren allesamt auf billigen Terracotta-Lämpchen zu haben. An phallischen Darstellungen kam man in der römischen Welt nicht vorbei; angefangen von den als Gartenwächter aufgestellten Priapus-Statuen, die potentiellen Dieben mit gewaltig erigiertem Glied drohten, bis zu Amuletten in Phallusform, bei denen alles klein war außer dem entscheidenden „Glücksbringer“.

Was die *Präsenz* erotischer Gegenstände im Alltag angeht, so gab es keine Klassenunterschiede. Wohl aber, was die Qualität betrifft. Da ermöglichte Reichtum einen höheren künstlerischen Standard. Inhaltlich unterschieden sich die Geschmäcker kaum, in der Ausführung bestach einschlägige „Oberschicht-Kunst“ durch edle Materialien, gründlichere Ausführung und repräsentativeres Design.

Erotica gehörten zur Standardausstattung von Villen, und zwar nicht nur auf das Schlafzimmer begrenzt, wenngleich das ein Schwerpunkt erotischer Kunst-Ausstellung war. Wandmalereien mit sexuellen Darstellungen haben sich in der eleganten Villa Farnesina gefunden, die man 1878/9 bei der Tiberregulierung in Rom entdeckte. Die Fresken stammen aus der Zeit um 20 v. Chr. Nur ein Teil von ihnen ist erotischer Natur. Sie zeigen sechs Liebespaare, die sich, zum Teil in Anwesenheit von Dienstpersonal auf Klinen gelagert, in unterschiedlichen Stadien des Liebesspiels vergnügen. Die Darstellungen sind eindeutig, aber dezent. Sexualität ist ein normaler Teil des Lebens – das ist die erfreulich unaufgeregte Aussage dieser Bilder[37].

Die Fresken des Farnesina-Palais bestätigen, was wir über die erotische Ausschmückung der Jupiter-Villa des Tiberius auf Capri gehört



*Der Fruchtbarkeitsgott Priapus wiegt seinen Riesenphallus. Fresko aus dem Haus der Vettier; Pompeji, 1. Jh.*



*Klingel (tintinnabulum) in Form eines Mannes mit übergroßem Phallus, von dem Glöckchen herabhängen.*

haben. Eine weitere Bestätigung liefern pompejanische Fresken aus sehr unterschiedlichem Ambiente. Da sind einmal Wandmalereien aus den Häusern der Wohlhabenden. In ihrem Wohngeschmack richteten sie sich nach dem Vorbild der großen Luxusdomizile der Superreichen[38]. So spiegeln sicher auch die erotischen Szenen im Freskendekor der Wände die Freude der Oberschicht an solchen Motiven.

## Erotische Wandträume

Ein beliebter Ort für erotische Wandträume waren Sommertriclinien. Die Darstellung von Liebespaaren beim Gelage, aber auch beim Austausch von Intimitäten passte zu einer lauschigen Umgebung, die sich mit warmen südlichen Abenden, stimmungsvoller Beleuchtung und anregendem Weingenuss verband. Dass „Wein die Herzen bereit macht" (*vina parant animos*), wusste Ovid ebenso wie dass „es bei Gastmählern mehr für dich zu holen gibt als Wein"[39] – amouröse *wellness* nämlich, die sich vom Anblick einschlägiger Bilder zusätzlich inspirieren ließ. Selbst in der „kleinsten Hütte" war Platz dafür, oder er wurde dafür geschaffen. So in dem nur aus drei Räumen mit Kleingarten bestehenden Haus I 13, 16 in Pompeji, das zu den bescheidensten Wohnungen im ausgegrabenen Teil der Stadt zählt. Der nicht zur wohlhabenden Bürgerschaft Pompejis gehörende Besitzer legt Wert darauf, sein Gartentriclinium mit einer Reihe anregender Szenen zu dekorieren: Venus ist ebenso zugegen wie der „Schwanz-Gott" Priapus, ergänzt durch Abbildungen Unheil abwehrender Phalli und eine Beischlaf-Szene.[40] Auch in bescheidenen Verhältnissen setzt sich der Geschmack der Oberschicht durch.

Noch auffälliger ist das Phänomen bei Wandmalereien, die einem ganz anderen Ambiente zuzuordnen sind. Die Rede ist von dem Bordell (*lupanar*), das im Stadtplan unter der „Hausnummer" VII 12, 18-20 firmiert. Dort ist im Korridor, von dem aus die Türen zu den *cellae* der Prostituierten abgehen, eine Reihe von Liebesakten als Wandschmuck angebracht worden – und sicher auch als *Appetizer* für die Kunden des ansonsten freilich glanzlosen „Eros-Centers". Sehr willige Damen präsentieren sich auf den Fresken ihrem jeweiligen männlichen Gegenüber in unterschiedlichsten Positionen und verführerischen Posen – Hetären von erotischer Raffinesse, und das in einem komfortablen Ambiente, in dem es weder an bequemen Liegen noch an weichen Kissen und schönen Decken fehlt, die über das „sündige" Lager gebreitet sind.

Es ist die Welt eines aristokratisch-luxuriösen erotischen Raffinements, die uns hier überraschend begegnet. Überraschend deshalb, weil die einladenden Fresken in scharfem Kontrast zu der ausgesprochen unwirtlichen Atmosphäre des Bordells stehen. Es ist ein *lupanar* der unteren Kategorie, ein Haus schneller, routinierter sexueller Bedienung, wo dem eiligen Kunden aus der Unter- oder allenfalls Mittelschicht für wenig Geld Befriedigung geboten wurde. Zwei As für *instant sex*, das war, wie zahlreiche Graffiti belegen, der Normalpreis für ein kurzes „Glück" zwischendurch – soviel, wie man anderswo für zwei Laibe Brot oder einen halben Liter Wein zahlte. Und manchmal war selbst noch ein Sonderservice wie Fellatio inklusive[41].

Für diesen Tarif konnte niemand mit einem behaglichen Liebesnest rechnen, in dem er sich sexuell verwöhnen lassen durfte. Die „Zellen" der Mädchen versuchten auch gar nicht erst, diesen Eindruck zu erwecken. Das waren dunkle, stickige, vom Rauch der Kerzen verrußte „Löcher"[42], deren einziges „Möbel" eine gemauerte Liege war. Ein bemerkenswertes Detail



*Beischlafszene. Die Frau wird auf solchen Fresken häufig mit Brustbinde dargestellt. Casa del Centenario; Pompeji, 1. Jh.*

erlaubt es, eine Vorstellung von der Atmosphäre dieser Billig-Prostitution zu gewinnen: Vertiefungen auf der der Tür zugewandten Seite der Liege zeigen, dass viele Besucher es nicht einmal für nötig befanden, die Schuhe auszuziehen – daher die abgewetzten Stellen im Stein.

In diesem trostlosen Milieu waren die verführerischen Fresken auf den Fluren reine Illusion. Sie mochten die Phantasie der Freier anregen, indem sie ihnen vorgaukelten, sie würden in wenigen Momenten in die stilvolle, durch edle Accessoires und ihnen gleichsam zuwinkende Liebesliegen geprägte Welt jener Erotik eintauchen, wie sie sie sich in den Luxusvillen der Reichen – wohl ganz zu Recht – vorstellten. Die Wirklichkeit des Bordells – keine Gedanke an ein „Freudenhaus"! – war nüchterner. Das merkten sie, sobald die aufgesuchte Dame erneut das *occupata*-Schild aufhängte und sich die Tür der schmuddeligen *cella* hinter ihnen schloss.

## „Gelobt sei deine Tugend!" – Cato vor dem Bordell

Der Verkehr mit Prostituierten, das lässt sich an den Discountpreisen ablesen, und das zeigt auch die große Zahl der in Pompeji entdeckten Etablissements des unteren und untersten Liebesmarkt-Segments, war nicht auf die zahlungskräftige Kundschaft der Mittel- und Oberschicht beschränkt. Weniges in der römischen Zivilisation war so sozial und „demokratisch" wie der Zugang zu den Damen der Halbwelt.

Und weniges war, was den Bereich „anrüchiger" Sexualität angeht, in Rom so alt wie die Prostitution. Als sexuelles Notventil für junge Männer wurde sie von jeher geduldet. Selbst ein so unnachgiebiger Verfechter der Sittenreinheit wie Cato wurde hier zum Pragmatiker. Ein kurzer Abstecher ins Freudenhaus – das war allemal besser als ein vorehelicher Geschlechtsverkehr mit einer künftigen Matrone oder gar Verkehr mit einer verheirateten Frau. So rief Cato einem jungen Mann, den er beim Verlassen eines Bordells sah, ein fröhliches „Bravo!" zu: „Gelobt sei deine Tugend!" Und setzte, weil der ertappte Jüngling wohl etwas unsicher reagierte, erläuternd hinzu: „Wenn eklige Sinnenlust die Adern schwellen lässt, gehe lieber hierhin, als dir anderer Leute Frauen vorzunehmen!"[43] Der so Gelobte fasste das als Ermunterung auf, die Prostituierte in der Folgezeit häufiger aufzusuchen. Das wiederum ging Cato zu weit: „Ich habe dich dafür gelobt, dass du dort hingegangen bist, nicht dafür, dass du dort wohnst."[44]

Die Anekdote zeigt, dass nicht erst ein ominöser Sittenverfall die Bordelle und ihre Kunden hervorbrachte. Livius bestätigt das indirekt, indem er die übel beleumundete, von Billig-Bordellen und Straßenstrich geprägte Subura schon für das 5. Jahrhundert v. Chr. als eine Art Vergnügungsviertel mit „Rotlicht"-Charakter skizziert[45]. Das ausgesprochen niedrige Preisniveau der Prostitution erklärt sich nicht durch eine besonders moralische Nachfrageschwäche, sondern eher durch eine besonders unmoralische Angebotssituation. „Unmoralisch" aus heutiger Sicht, weil viele Sklavinnen von ihren Herren zur Prostitution gezwungen wurden. Unfreie genossen keine bürgerlichen Ehren, sie durften nicht heiraten, auf einen Schutz ihrer Intimsphäre hatten sie keinen Anspruch. Das machte es ihren Kunden leicht: Als Ehebruch waren sexuelle Beziehungen zu Sklavinnen auf keinen Fall zu bewerten. Sogar noch nach einer Freilassung konnte der ehemalige Herr, wenn es im Freilassungsvertrag so „vereinbart" war, von früheren Unfreien verlangen, sich zeitweise zu prostituieren und den Gewinn an ihn abzuführen. Dieser Missbrauch des Herrenrechtes wurde von der kaiserzeitlichen Gesetzgebung und Rechtsauslegung verboten. Das galt auch für den Fall, dass die Frau zuvor als *meretrix* (Dirne) gearbeitet hatte[46].

### Sittsamkeit als Variable des juristisch-sozialen Status

*Impudicitia in ingenuo crimen est, in servo necessitas, in liberto officium.*
*Schamlosigkeit ist bei Freigeborenen ein schwerer Vorwurf, bei Sklaven eine Notwendigkeit und bei Freigelassenen eine Verpflichtung.*

Seneca maior, Controversiae IV pr. 10

## Teurer als ein Landgut ... – Sex vom Sklavenmarkt

Der Besuch bei einer Dirne war erlaubt, galt aber als unfein. Als Angehöriger der Oberschicht musste man sich nicht auf dieses fragwürdige Niveau begeben – es sei denn, man fand gerade daran Gefallen. Wer sich zumindest nicht unter „Freier-Kollegen" aus der Plebs mischen wollte, konnte es bei teureren Damen etwas diskreter haben. In Pompeji liegt der höchste bekannte Beischlaf-Tarif mit 23 As beim fast Zwölffachen des Billigpreises – ein „Liebeslohn" wohl nicht nur für gehobene sexuelle, sondern auch gesellschaftliche Ansprüche[47].

Aber es gab für Reiche ganz andere „Lösungen". Die luxuriöseste Variante war die des Sklavenkaufs. Für hübsche Mädchen und junge Frauen wurden hohe Summen bezahlt, noch höhere allerdings für schöne Knaben. Die kosteten manchmal mehr als ein Landgut, klagt Cato in einer seiner Brandreden wider den Sittenverfall. Und selbst der griechische Historiker Polybios pflichtet ihm bei, dass damit in Rom eine Extravaganz eingerissen sei, die zur Sorge Anlass gebe. Ein Buhlknabe für ein Talent (rund 25 000 Sesterze) – das schien entschieden zu viel[48].

Einige Zeit später waren die Preise für Buhlknaben noch gestiegen; die Nachfrage im Übrigen auch. Homosexualität unter Freien galt als sittenwidrig. Gesellschaftlich unmöglich machte sich, wer sich in solchen Beziehungen als



*Beischlafszene. Fresko aus dem Haus der Vettier; Pompeji, 1. Jh.*

„Frau" hergab. Dem Penetrierten wurde viel größere Verachtung entgegengebracht als dem Penetrierenden. Trotz massiver einschlägiger Gerüchte machte Caesar Karriere, aber im Triumphzug erinnerten seine Soldaten daran, dass der, der nun ganz Gallien unterworfen habe, einst selbst vom bithynischen König Nikomedes „unterworfen" worden sei[49].

Vor solch übler – noch dazu im Falle Caesars wohl zutreffender – Nachrede konnten sich homosexuell veranlagte – oder besser bisexuell orientierte, das kam in „besseren" Kreisen häufiger vor – Römer der Oberschicht einigermaßen wirkungsvoll schützen, indem sie sich „Objekte" für ihre Neigungen kauften, die als Sklaven zum einen gehorchen und zum anderen den Mund halten mussten. Ein gewisser Tucca – wie alle Namen bei Martial fiktiv, aber mit Entsprechungen in der Wirklichkeit – hat sich für 100 000 Sesterze mit homosexuellen „Gespielen" eingedeckt. Als er ihrer überdrüssig wird, bietet er sie zum Verkauf an und lässt sie wie üblich auf dem Sklavenmarkt von Kaufinteressenten begutachten – „einschließlich des Schwanzes, den du mit deiner Hand geformt hast". Dass es sich um teure Edelsklaven handelt, zeigt nicht nur die Kaufsumme, sondern auch die Liste anderer Luxusgegenstände, in die Martial die Jünglinge einreiht: Silber, Tische und edle Gefäße. Das alles ist *luxuria* – so wie der Verkauf der von ihm ausgebildeten „Herren" (!) ein unverzeihlicher Akt von *luxuria* ist[50].

Dem Erwerb von Knaben gilt das besondere Interesse der Satiriker, weil das trotz aller Gewöhnung an „griechische" Homosexualität doch als ungewöhnlicher und daher als kritikwürdiger galt als der „Normalfall" des Kaufs unfreier Mätressen. Ein besonderes Bubenstück leistete sich Martial zufolge ein gewisser Bassus. Er hat in eine reiche Familie eingeheiratet, noch

dazu eine wahre Traumfrau in die Ehe geführt. Und was tut der undankbare, unfaire Mensch? Er kauft sich von der Mitgift langhaarige Knaben und strapaziert seine Lenden bei ihnen dermaßen, dass seine junge Frau leer ausgeht[51].

Die Beispiele sind anekdotenhaft und fiktiv, gewiss. Aber sie führen anschaulich in eine Welt ein, in der „käufliche Liebe" etwas ganz anderes ist als das, was wir gemeinhin damit bezeichnen: Sexualität, die man sich bei einer „Geschäftspartnerin" oder einem „Geschäftspartner" in (mehr oder weniger) freier Vereinbarung erkauft. Von einer solchen Vereinbarung mit dem „Objekt" der Begierde konnte im Altertum nicht die Rede sein.

## Durch „Herrenrecht" erpresste Lust

Die sexuelle Verfügbarkeit von Unfreien gehört sicher zu den hässlichsten Fratzen der antiken Sklaverei. Es wird nicht besser dadurch, dass diese sexuelle Ausbeutung keineswegs auf eigens dafür gekaufte Sklavinnen und Sklaven beschränkt war. Es gab daneben – und sicher häufiger – die ganz normale Vergewaltigung von Unfreien durch ihre Herren. „Stell dir vor", sagt Horaz, „dein Unterleib ist in Aufruhr. Willst du lieber vor ungestillter Gier bersten, wenn eine Sklavin, wenn ein Sklave zur Hand ist, die dir sofort zu Willen sind?"[52] „Zu Willen sein" ist ein Übersetzungs-Euphemismus. Im Lateinischen steht da sehr drastisch *impetus in quem fiat*, „gegen den ein Angriff gerichtet werden kann". Sklaven sind gewissermaßen Puffer für sexuelle Aggression; sie müssen die Launen ihrer Herrschaft ertragen, sind ihr jederzeit verfügbar.

Diesen sexuellen „Luxus" gab es nur gegen Geld. Er ist damit ein Phänomen, das auf Sklavenbesitzer begrenzt war. Sie bildeten in der römischen Gesellschaft deutlich eine Minderheit. Die wenigsten Bürger konnten sich den Kauf und den Unterhalt eines Sklaven leisten. Sie mochten von dieser unkomplizierten Art des sexuellen Zugriffs allenfalls träumen – oder von weniger brutalen Ausprägungen solcher gleichwohl erzwungenen Liebschaften.

Es gibt keinen Zweifel, *dass* viele Römer von diesem „Herrenrecht" bedenkenlos Gebrauch gemacht haben. Das gehörte in Haushalten mit Sklaven zur Normalität des Alltags[53]. Nicht ganz so normal war es, wenn sich auch Herrinnen dieses „Rechts" bedienten – das war zum einen strafwürdig und zum anderen physisch deutlich schwieriger zu bewerkstelligen. Aber es kam durchaus vor – und endete manchmal wie im Fall des buckligen Walkersklaven Clesippus sogar noch im *happy end*. Clesippus war einer gewissen Gegania vom Auktionator als Zugabe zu einem sündhaft teuer erstandenen Kandelaber – 50 000 Sesterze! – zur Verfügung gestellt worden. Anlässlich eines Banketts protzte Gegania mit beidem, ihrem Kandelaber und der menschlichen Zugabe. Übermütig befahl sie dem Sklaven, sich auszuziehen. Was als Erniedrigung geplant war, endete schließlich in ihrem Bett. „In ihrer schamlosen Lust" (Plinius) nahm sie Clesippus dort auf – und später auch in ihr Testament. Nach ihrem Tode war ihr Ex-Sklave ein schwerreicher Mann; dem Leuchter brachte er fortan geradezu kultische Verehrung entgegen[54].

### Von der Sklavin zur Domina

*Sie, die so lüsterne Tänze zum spanischen Tamburinklange*
*und zu lustigem Spiel gadische Weisen versteht,*
*die den zitternden Greis, den Pelias, könnte erregen,*
*Hekubas Gatten sogar dort, wo man Hektor verbrannt,*
*Telethusa, entflammt und quält ihren früheren Herren;*
*hat er die Sklavin verkauft, kauft er als Herrin sie jetzt.*

Martial, Epigramme VI 71 (Ü: R. Helm)

## Kurtisanen mit Bildung und erotischem Know-how

Eine zweite oberschichtspezifische Alternative zum „gemeinen" Bordellbesuch war die (freie) Mätresse. *amicae*, „Freundinnen", gehörten häufig dem hochkarätigen *demi monde* an; d.h. sie waren im Grunde Prostituierte. Allerdings lagen Welten zwischen ihnen und den Groschendirnen[55] der Billigbordells und der Straße. Die Kurtisanen hatten Bildung genossen, kannten sich in Literatur und Philosophie so aus, dass sie Konversation auf vergleichsweise hohem Niveau betreiben konnten, und verfügten über musische Fähigkeiten im Gesang, Lyraspiel und Tanz. Manche von ihnen versuchten sich selbst in der Poesie und wurden von den Intellektuellen unter ihren Freunden als *puellae doctae*, „gelehrte Mädchen", gefeiert; so etwa die Cynthia des Elegikers Properz[56].

Sie hatten keine festen „Tarife", sondern ließen sich beschenken. Da allerdings waren ihre Ansprüche mindestens ebenso hoch wie ihre

Qualitäten. „Für sie zählt nur der Geldbeutel ihrer Verehrer", beklagt sich Properz über seine Geliebte, die auch schon einmal mit einem aus der Provinz heimkehrenden – und das bedeutet: steinreichen – Praetor durchbrennt, einem „Barbaren, der mit nackten Lenden herumspringt und jetzt ... mein Reich übernimmt"[57]. Ähnlich berichtet Tibull von der Tür „seiner" Delia, dass „man nur mit voller Hand an sie schlagen sollte"[58].

Die Damen fanden am Luxus Gefallen. Wer ihnen den bieten konnte, dessen Alltag verschönten sie durch eine raffinierte Erotik und sexuelle Dienstleistungen, die aufgrund ihres hohen professionellen Standards als solche nicht deutlich wurden – „Liebe" war's, die sie in die Arme spendabler „Könige" sinken ließ – auch wenn diese Könige vor nicht allzu langer Zeit noch auf dem Sklavenmarkt gehandelt worden waren ...

### Lockrufe des Reichtums

*Ach, wie muss ich nun sehen, dass die Mädchen die Reichen nur schätzen!*
*Ruft also Venus nach Gold, nun denn, so komm mir, Gewinn,*
*dass meine Nemesis schwimme im Luxus und hin durch die Straßen*
*schreite, bewundernswert ob der Geschenke von mir!*
*Trag sie ein feines Gewand, das auf Kos ein Mädchen sich webte*
*und zum Schmucke mit viel goldenen Bahnen durchzog. ...*
*Dorther liefre man ihr erlesene Farben im Wettstreit,*
*Afrika Punisches Rot, Tyros den Purpur für sie!*
*Ach, ich sag nur Bekanntes: Der jetzt sie beherrscht, man erblickte*
*ihn mit geweißtem Fuß oft auf dem Sklavengerüst.*

Tibull, Elegien II 3, 49ff.

Die beste Einführung in die Welt der gefeierten Kurtisanen bietet die *ars amatoria* Ovids. Die Ratschläge zu Strategien der Verführungskunst, die er den Römerinnen im dritten Buch der „Liebeskunst" gibt, waren von den Gespielinnen der Reichen lange erprobt: Die Reize der Kosmetik, des Schmucks und der erotischen Kleidung, darunter vor allem die berühmten *Coae vestes*, durchsichtige Seidengewänder von der griechischen Insel Kos. Sie waren beileibe nicht billig, verfehlten aber ihre Wirkung auf Männer nie. Selbst ein in Luxus-Dingen recht griesgrämiger Plinius will der Erfinderin dieses Stoffes „nicht den Ruhm absprechen, eine Möglichkeit ausfindig gemacht zu haben, dass Kleidung die Frauen entblößt"[59].

Ein wichtiges erotisches Geheimnis der Libertinen – so der Euphemismus, mit dem in der älteren Literatur über diese meist aus dem Freigelassenen-Milieu stammenden Edelprostituierten gesprochen wurde – bestand darin, es mit den äußeren Hilfsmitteln der Schönheit nicht zu übertreiben. „Oftmals verjagt uns der Prunk, der uns doch anlocken soll", warnt Ovid[60]. Statt dessen soll *decor*, „attraktive Anmut", von der Gesamterscheinung der begehrenswerten Frau ausstrahlen: Ein weiches Wiegen in den Hüften, eine entblößte Schulter, ein verführerisches Lächeln, eine sanfte Stimme, ein Höchstmaß an Charme und die eben schon erwähnten musischen Fähigkeiten[61]. Kein Zweifel, dass die Erfolgreichen unter den Kurtisanen diese hohe Kunst des Betörens beherrschten und sich ihre Gönner daran delektierten.

## „Laszives Kreisen der Hüften ..."

Ein zentraler Ort erotischer Begegnung und vielfach wohl auch sexuellen Vergnügens im gehobenen gesellschaftlichen Ambiente war das Gastmahl mit anschließendem Trinkgelage. Modern könnte man auch von „Partys" sprechen. Mit dem reißerischen Begriff der „Orgie" sollte man dagegen sehr, sehr vorsichtig umgehen. Abgesehen von Passagen aus einigen Kaiserbiographien gibt es kaum Quellen, die diese Bezeichnung rechtfertigen könnten – auch wenn das in liebgewonnene Klischeebilder von wüsten Ausschweifungen der Elite nicht so recht passen und manch einen enttäuschen mag.

Was nicht heißt, dass es bei den Festen der Oberschicht besonders sittsam zugegangen wäre. Die Partys etwa, die in Baiae und anderen Urlaubsorten der mondänen Gesellschaft gefeiert wurden[62], hielten wie viele Abendgesellschaften in den wohlhabenden Häusern und Stadtpalais Roms auch eine Reihe erotischer „Leckerbissen" bereit. Nicht wenige der Schauspielerinnen und Flötistinnen, Lyraspielerinnen und Sängerinnen, die für diese Abende engagiert wurden, verstanden sich auch auf andere Künste. „Die syrischen Flötenspielerinnen (*ambubaiae*) ... und die Schauspielerinnen sind ganz



*Tanzende Mänade. Detail des „Mysterienfrieses" in der Villa dei Misteri; Pompeji, 1. Jh.*

betrübt über den Tod des Tigellinus" – so leitet Horaz eine seiner Satiren ein[63] – offenkundig, weil da mit dem bekannten Lebemann (oder darf man in einer altertumswissenschaftlichen Studie sogar einmal von „Playboy" sprechen?) ein großer Förderer und beliebter Kunde von ihnen gegangen war. Wohl ganz bewusst hat Neros berüchtigter Gardepräfekt Ofonius, der aus kleinen Verhältnissen stammte, den Namen „Tigellinus" geradezu programmtisch in seine eigene Namensformel einfließen lassen[64]. Gepasst hat es; denn dieser Tigellinus war einer von Neros „Lehrmeistern" in Schamlosigkeit. Er richtete für ihn u.a. Festivitäten aus, bei denen auch nackte Dirnen auftraten, die in enge Beziehung zu den gleichfalls beteiligten syrischen Flötenspielerinnen gerückt wurden[65].

Zu den sehr freizügigen Unterhaltungskünstlerinnen zählten auch die bereits erwähnten „Gaditanerinnen", Mädchen aus dem spanischen Cádiz. Sie tanzten zur Musikbegleitung, untermalt von selbst erzeugten Kastagnettenklängen, in aufreizender Weise, indem sie „die lasziven Hüften in kundigem Zittern kreisen ließen und die Zuschauer damit ohne Ende aufgeilten"[66].

Ovid lässt keinen Zweifel daran, dass Gastmähler – oder wie immer man solche geselligen Zusammenkünfte vorwiegend von Männern nennen will – eine stimulierende Atmosphäre entfalten konnten, die manchmal sogar, von Decken und Kissen getarnt, „zur Vollendung des süßen Werks" führen konnte[67]. Dass dieses „süße Werk" auch mit eigens dazu engagierten „Professionellen" vollzogen wurde, ist ebenso unstrittig[68] wie die Tatsache, dass mitunter auch eine verheiratete Frau die Initiative ergriff und sich einen Liebhaber unter den jüngeren Gästen suchte[69].

Insofern hatten diejenigen nicht ganz Unrecht, die den Einzug griechischer Sitten beim abendlichen Zusammensein, darunter den durch Unterhaltungskünstlerinnen geschaffenen „Mehrwert an Vergnügen" (*oblectamenta addita epulis*), als Import „fremdländischer Genusssucht" ins Leben der römischen Oberschicht skeptisch beäugten[70]. Da gab es mit allem, was sich um diese Feste rankte, ein hedonistisches Potential, das das Gros der feinen Gesellschaft durchaus ausschöpfte – auch wenn man sich damit Blößen gab, die von politischen Gegnern weidlich ausgenutzt werden konnten (und wurden).[71] Gleichwohl ist es doch, auch wenn die Scheidungsquote anstieg und Ehebruch in manchen Kreisen als Kavaliersdelikt eingestuft worden sein mag, mit Blick auf die Unterhaltung beim Gelage völlig überzogen zu behaupten, „das Leben der Familie (habe dadurch) jeglichen sittlichen Halt verloren"[72].

## Nicht jeder Spiegel spiegelt Wirklichkeit

Solche apodiktischen Urteile geben auch die in den sattesten Farben der Unmoral gemalten Berichte über römisches Lotterleben nicht her. Über die Fragwürdigkeit einer Verallgemeinerung von Indiskretionen aus den Schlafzimmern der Kaiserpaläste[73] ist bereits gesprochen worden. Was aber ist mit den vielen Epigrammen und Passagen, in denen Martial und Juvenal die sexuellen „Perversionen" der römischen Gesellschaft der Kaiserzeit schildern? Was ist mit den an drastischen Beschreibungen kaum zu überbietenden *Carmina Priapea*? Was

mit dem ausführlichen Bericht Senecas über den finsteren Wüstling Hostius Quadra, der seine Lust durch Aufstellung von Spiegeln zu intensivieren, ja geradezu vervielfachen trachtete, um „Zuschauer seiner eigenen Schande sein zu können"?[74]

Bleiben wir einen Moment bei dieser letzten Darstellung. Sie ist von geradezu verdächtiger Ausführlichkeit. Über zwei Seiten drischt Seneca auf diesen schrecklichen Lustmolch ein und lässt uns derart authentisch Zeugen des Spiegel-Lasters sein, dass man es am liebsten selbst ausprobieren möchte (was man als Altphilologe sogar noch mit einigermaßen gutem Gewissen tun könnte, um durch diesen Selbsterfahrungsversuch Horaz besser verstehen zu lernen – dem machte solcher Auto-Voyeurismus nämlich auch solchen Spaß, dass „er als erfahrener Hurenbock in seinem Schlafzimmer überall Spiegel aufstellte"[75]). Ist es nur Empörung, die Seneca die Feder führt? Oder ist es auch die Lust an der Schilderung des „Perversen", die Attraktivität des Lasters, die ihn in ihren Bann schlägt?

Ist das, was die Satiriker über „Abgründe" im Sexualverhalten ihrer Zeit berichten, wirklich ein authentischer Spiegel „der" Sitten ihrer Gesellschaft? Nichts als eine indignierte Dokumentation? Sicher nicht, denn vor allem Martial merkt man es an, wie er diese Abgründe genießt, um daraus Pointen zu schmieden. Kein Zweifel, dass das, was uns dort an lockerer Sexualmoral und äußerst freizügigen Praktiken und Einstellungen vorgestellt wird, seinen Sitz im wirklichen Leben hatte. Kein Zweifel auch, dass sich darin eine Gesellschaft als Ganzes spiegelt, die es gelernt hat, Freude am Sex zu finden, der nicht nur der Fortpflanzung dient.

Andererseits aber sind das literarische Konstruktionen von Sexualität, so wie die Fresken, Plastiken und Tonlämpchen darstellend-künstlerische Konstruktionen von Sexualität sind. Als eins-zu-eins-Abbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse taugen solche Konstruktionen nicht. Mag sein, dass die Oberschicht „sexuellem Luxus" viel intensiver gefrönt hat, als es die vorstehenden Seiten zu vermitteln versucht haben. Mag sein, dass ein Tiberius oder ein Nero, ein Hostius Quadra oder eine Messalina mit ihren berüchtigten Ausschweifungen viel repräsentativer für die reiche römische Gesellschaft gewesen sind, als es eine nüchterne Quellenanalyse erscheinen lässt.

Wir wissen es aber nicht. Denn im Unterschied zu anderen Formen des Luxus ging man damit in aller Regel nicht hausieren. „Sex-Luxus" genoss man, aber man protzte nicht mit ihm. Dem stand der *mos maiorum* entgegen. Wenigstens in diesem Punkte setzte er sich durch.



# PURPUR, KLIENTEN, KUNST – STATUSSYMBOLE ALS GRADMESSER GESELLSCHAFTLICHER EXKLUSIVITÄT

Fast scheint es, als könnte man den Älteren Plinius, einen der erbittertsten Luxus-Kritiker im alten Rom, bei einem eklatanten Widerspruch erwischen. Wie üblich nimmt er auch, wo er über Purpur spricht, kein Blatt vor den Mund; über *purpurae insania* schimpft er meinungsstark, über den „Purpur-Wahnsinn" seiner Epoche[1]. Wenige Seiten später aber stellt er in seinem historischen Abriss über die Purpurverwendung in Rom ganz friedlich fest, dass „Purpur in Rom immer schon in Gebrauch war – und zwar von Romulus an"[2]. Wie reimt sich das zusammen, wo doch der legendäre Gründerkönig Roms als Heros jener Frühzeit galt, in der Rom sich den Werten der *simplicitas* („Einfachheit") und der *moderatio* („Maßhalten") verpflichtet fühlte? War nicht doch der Keim zur späteren Luxus-„Infektion" in diesen ersten Anfängen des Staates gelegt, wenn schon Romulus auf den Purpurstreifen an seinem Gewand Wert legte? Die scheinbare Diskrepanz ergibt sich indes aus einem grundlegend anderen Verständnis von dem, was für die Römer traditionell ein Statussymbol war und was wir aus heutiger Sicht darunter verstehen.

Vergröbernd lässt sich der Unterschied auf folgenden Nenner bringen: Im heutigen Verständnis sind Statussymbole inoffizielle Zeichen, die den gesellschaftlichen Rang von Personen anzeigen oder unterstreichen sollen. Offizielle, staatlich geradezu verordnete Statussymbole scheinen sich mit einer die staatsbürgerlich gleichberechtigte Stellung aller Bürger betonenden demokratischen Verfassung nicht recht zu vertragen. Man empfindet, dass der Staat die durch Statussymbole hervorgehobene Ungleichheit seiner Bürger nicht noch eigens fördern sollte. Allenfalls soll er es dem gesellschaftlichen „Markt" und damit dem mehr oder minder freien Kräftespiel überlassen, wie sich innerhalb und neben der bürgerlichen Gleichheit hierarchische Strukturen und gesellschaftliche Ungleichheiten auch über Statussymbole herausbilden.

Anders im antiken Rom. Dort wurde auf Zeichen sozialer Gliederung ausdrücklich Wert gelegt. Der lateinische Begriff *insignia (dignitatis)* bringt das klar zum Ausdruck, „äußere Abzeichen des Rangs", den die Bürger in ihrer Beziehung zum Gemeinwesen innehatten. Genauer gesagt: in ihrer Nähe oder Entfernung von der politischen, militärischen und sakralen Gewalt[3]. Der römische Staat vergab in abgestufter Weise Privilegien, er wollte die Ungleichheit der Bevölkerung demonstrieren und veranschaulichen und verlieh daher Statussymbole im politischen Sinne. Plebejer hatten einen geringen Anteil an der Ausübung der Macht; diesen „Normalbürgern" standen folglich keine besonderen *insignia* zu. Anders bei den Rittern und Senatoren. Angehörige der führenden Stände sollten als solche erkannt werden; ihr Status wurde durch unverwechselbare äußere Zeichen dokumentiert. So etwa durch die unterschiedliche Breite des Purpurstreifens an der Tunica. Die Ritter hatten nur Anspruch auf eine schmale Ausfertigung (*angustus clavus*), der Senator unterschied sich vom *eques* durch einen breiten Streifen (*latus clavus*) am Untergewand.

Schon in der frühen römischen Republik wurde Wert darauf gelegt, die Zugehörigkeit zum Patriziat durch eine ganze Reihe von *insignia* anzuzeigen. Der „Patrizierschuh" gehörte ebenso dazu wie silberne Schmuckscheiben am Reitpferd sowie der Goldring[4]. Jahrhunderte später wurde der Goldring zu einem typischen Standesabzeichen des Ritters. *aliquem anulo donare* oder *ornare*, „jemanden mit dem (Gold-)Ring beschenken", hieß „ihn in den Ritterstand erheben"[5]. Nur zu gern würde sich der Aufsteiger Trimalchio in Petrons satirischem Roman mit einem Goldring schmücken. Er muss sich jedoch, obwohl er den ritterlichen Vermögenscensus bei weitem übertrifft, mit einem Imitat behelfen[6], weil diese Art von Statussymbol eben nicht käuflich ist, sondern sozusagen nur von Staats wegen verliehen wird.

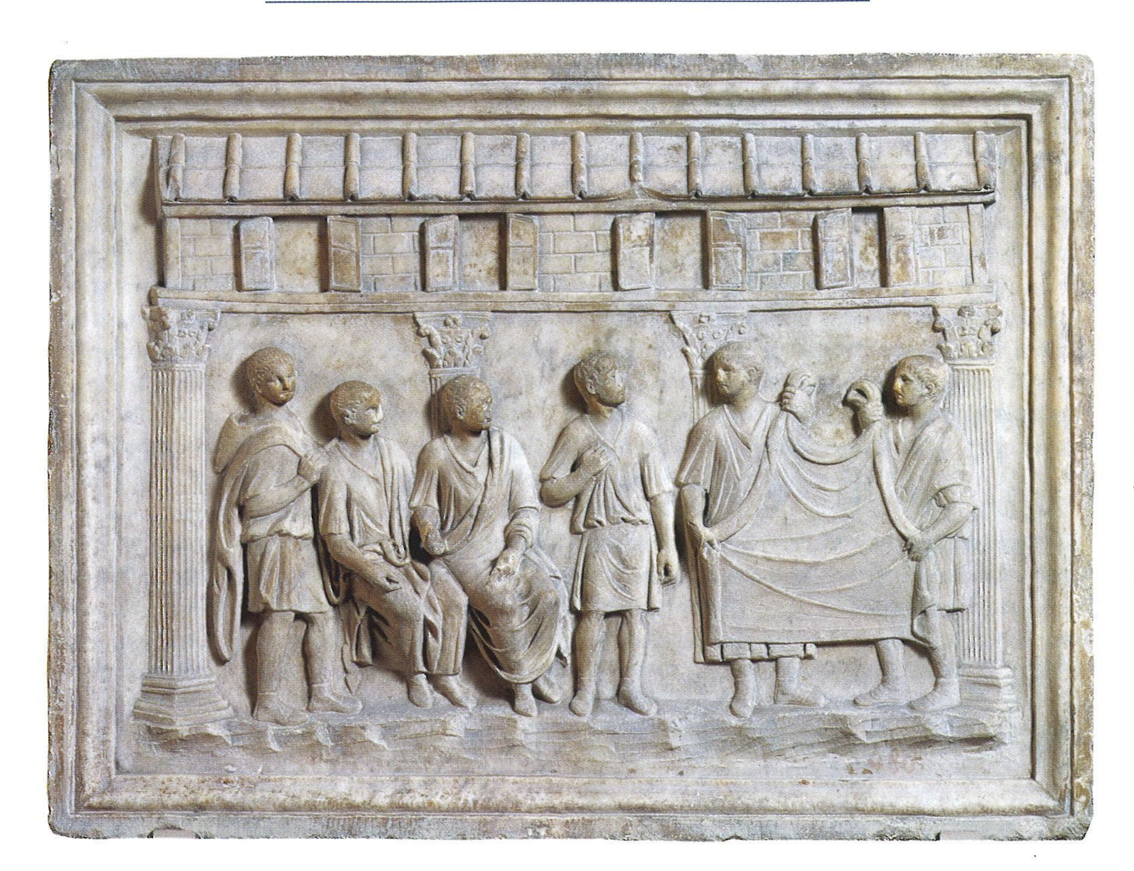
Ein ähnliches Privileg stellten die für die zwei höchsten Stände reservierten Sitzplätze im Theater dar. Die Ritter durften auf den 14 vorderen Reihen Platz nehmen, die Senatoren saßen noch vor ihnen in der Orchestra – eine äußerliche Trennung von der Plebs, die Ausdruck eines bewusst gepflegten öffentlichen Status-Denkens war und sein sollte. Die missbräuchliche Verwendung solcher *insignia* war daher konsequenterweise strafbewehrt. Senatorische Statussymbole zu usurpieren wagte kaum jemand, weil der Kreis der Senatoren überschaubar und die Hochstapelei damit leicht zu enttarnen war. Weniger auffällig war es, sich als Ritter auszugeben, indem man sich im Theater einen „Ritterplatz" anmaßte. Zumindest in den Spottepigrammen Martials kommt das häufiger vor; es endet allerdings regelmäßig damit, dass der „freche Usurpator" weggejagt wird[7].

### Steinernes Statussymbol – Die Angst sitzt mit

*Geist und Kenntnis, Charakter und Adel auch hast du vom Ritter,*
*ich gesteh's, aber sonst bist du ein Glied nur der Plebs.*
*Und der Platz in den vierzehn Reihen, es lohnt sich für dich nicht,*
*dass du mit blassem Gesicht sitzt, wenn der Ordner erscheint.*

Martial, Epigramme V 27

Über den Purpurstreifen am Gewande des Gründerkönigs brauchte sich kein Moralist zu echauffieren, weil er als offizielles Attribut der königlichen Macht galt, als vom Staat gewolltes Erkennungszeichen, das den Status des Purpurträgers in einem auf hierarchische Strukturen ausdrücklich Wert legenden Gemeinwesen bestimmte. Romulus maßte sich nichts an; sein amtlich verordneter Purpurstreifen entsprang nicht persönlicher Eitelkeit oder gesellschaftlichem Renommierverhalten, sondern war Merkmal seiner majestätischen Stellung. Das galt mit der entsprechenden Abstufung auch für die spä-



*Szene aus einem Stoffladen: Zwei Bedienstete zeigen den Kunden einen Stoff. Relief aus augusteischer Zeit; Florenz*

teren offiziellen Purpurträger, ob es sich um Beamte, Priester oder freigeborene Knaben handelte. Stets dienten diese formell festgelegten Statussymbole der Orientierung. Sie ließen auf einen Blick „erkennen, wer wer ist"[8].

## Die kostbarste Flüssigkeit der Alten Welt

Daneben gab es allerdings auch in der römischen Gesellschaft die andere Form von Statussymbolen, die dem Streben des einzelnen nach sozialer Distinktion entsprang, dem Wunsch, sich prestigeträchtig vom anderen abzugrenzen. Und in diesem gesellschaftlichen Kampf um Exklusivität spielte der Purpur eine führende Rolle. Denn zum einen erreichte man durch Purpurkleidung die angestrebte Nähe zum offiziellen Differenzierungsmerkmal Purpur, und zum anderen hatte Purpur als äußerst kostspieliger Stoff jenen Seltenheitscharakter, der die meisten von seinem Erwerb ausschloss – *excludere* heißt ja nichts anderes als „ausschließen".

Der Purpursaft, der als Farbstoff für Seide und Wolle diente, war die teuerste Flüssigkeit der Alten Welt. Kein Wunder, denn man benötigte das Drüsensekret von 12 000 Schnecken, um 1,5 Gramm Farbstoff zu gewinnen[9]. Kleinere Schnecken wurden lebend mit der Schale zerquetscht, größeren entnahm man die Purpursaft produzierende Drüse.

Es gab zwei Schneckenarten, aus denen Purpur gewonnen wurde: die eigentliche Purpurschnecke, *purpura*, die den besten Farbstoff lieferte, und die Trompetenschnecke, *bucinum* oder *murex*, deren Farbstoff nur in Mischung mit *purpura*-Saft haltbar war[10]. Die verschiedenen Purpurtönungen von schwarz, dunkelrot, violett und blauschwarz ergaben sich aus unterschiedlichen Mischungsverhältnissen[11]. Echter Purpur war stets relativ dunkel, hellere Farbtöne erzielte man durch Beigabe anderer Stoffe, die durch ihre deutlich niedrigeren Herstellungskosten einen „Streckungseffekt" bewirkten und zu entsprechend günstigeren Preisen beitrugen – wobei „günstiger" hier nicht der Komparativ zu „günstig" ist …

Eine wichtige Rolle bei Qualitätsunterschieden spielte auch die Provenienz. Purpurfabrikation gab es in der römischen Kaiserzeit an einer Reihe von Standorten im gesamten Imperium, u.a. in Italien (Aquinum, Puteoli, Tarent), Kleinasien, Griechenland, Spanien, Illyrien und Gallien. Die Nordküste Afrikas war für hervorragende Purpurherstellung bekannt. Noch berühmter aber war von alters her der lakonische Purpur vom Süden der Peloponnes – auch wenn das in scheinbarem Widerspruch zur

„spartanischen" Einfachheit der dort lebenden Griechen stehen mochte[12]. Aber auch dieser hochwertige Purpur stand noch ganz im Schatten des tyrischen. Im einst florierenden phönizischen Tyros begründete in der Kaiserzeit nur noch die Purpurfabrikation den Ruhm der Handelsstadt[13]. Der aber war in der gesamten römischen Welt verbreitet. Tyros galt gewissermaßen als das Mekka teuerster Exklusivkleidung; *tyrius* war gleichbedeutend mit „purpurn", „purpurfarbig", und stets verband sich damit die Konnotation des Luxuriösen.

## Doppelt gefärbter Purpur

Das Nonplusultra der tyrischen Edelproduktion war die *purpura diphaba*, der zweimal gefärbte Purpurstoff. In Rom hielt diese Kostbarkeit im Jahre 63 v. Chr. Einzug. Damals ließ der Ädil P. Lentulus Spinther seinen Praetexta-Streifen erstmals aus diesem „Doppelpurpur" herstellen[14]. Das stieß zwar, wie kaum anders zu erwarten war, auf heftige Kritik der Luxus-Gegner, begründete aber eine neue Mode. Einige Jahrzehnte später trug, wer wirklich auf sich hielt oder besser: wer wollte, dass man viel von ihm hielt, selbstverständlich doppelt gefärbten Purpur. Ohne dass der normale Purpur im Preis gesunken war, darf man wohl doch von dem so genannten *trickle effect* sprechen: Das Statussymbol Purpur hatte seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. eine größere Verbreitung gefunden, war im Laufe der Zeit gewissermaßen an den unteren Rand der Oberschicht „durchgetröpfelt", so dass man sich weiter oben nach einem neuen Statussymbol umschaute[15]. Da kam die neue Mode gerade recht. Mit dem zehnfachen Preis des normalen tyrischen Purpurs[16] garantierte sie einen schönen „Vorsprung" ...

Purpur war nicht gleich Purpur. Das gilt für die gesamte Kaiserzeit. Die Qualitäts- und Preisunterschiede waren enorm. Hinzu kamen preisgünstige Imitate, die erst bei genauem Hinsehen als Billig-Substitute zu erkennen waren. „Arme-Leute-Purpur" wurde mit Hilfe pflanzlicher Farbstoffe u.a. im transalpinen Gallien produziert. Beim Waschen der damit gefärbten Kleidung verging ihr Ruhm allerdings rasch: Die Farbe wusch sich aus[17]. Das Preisedikt Diokletians aus dem Jahre 301 sah folgende Höchst- (und damit auch Mindest-)Preise für verschiedene Purpursorten vor (Angaben pro Pfund)[18]:

**dunkel gefärbte Purpurseide:** 150 000 Denare
**dunkel gefärbte Wolle:** 50 000 Denare
**hell gefärbte Wolle:** 32 000 Denare
**hochrot gefärbte tyrische Wolle:** 16 000 Denare
**echte doppelt gefärbte Wolle aus Milet:** 12 000 Denare
**milesische Wolle, Handelsklasse II:** 10 000 Denare
**in Coccus gefärbte Wolle aus Nikäa (unechter Purpur):** 1 500 Denare
**in Lackmus gefärbte Wolle:** 600 Denare
**das gleiche, Handelsklasse II:** 500 Denare
**das gleiche, Handelsklasse III:** 400 Denare
**das gleiche, Handelsklasse IV:** 300 Denare

Zum Vergleich:
**1 Pfund Feingold:** 72 000 Denare
**1 Monatshonorar für einen Rechenlehrer pro Schüler:** 75 Denare
**1 Tagelohn für einen Mosaikarbeiter:** 60 Denare
**1 Tagelohn für einen Landarbeiter:** 25 Denare
**1 Pfund Schweinefleisch:** 12 Denare
**1 Pfund Pökelfisch:** 6 Denare

## Ein begehrter „Tyrannen-Ornat"

Der hohe Preis und die Nähe zum offiziellen Statussymbol waren schon seit dem 3. vorchristlichen Jahrhundert starke Anreize für den Wunsch von Privatleuten, durch Purpur-Besitz aufzufallen. Der zunehmende Kontakt mit der griechisch-hellenistischen Welt und die in Triumphzügen ausgestellten erbeuteten Prachtobjekte, darunter eben auch Purpurkleidung, dienten als Katalysatoren dieses Prozesses[19]. Als Dammbruch erschien den Luxus-Kritikern die Aufhebung der *lex Oppia* im Jahre 195 v. Chr. Das Gesetz war in der Not des Hannibalischen Krieges als Solidarmaßnahme der Oberschicht, genauer gesagt: der Oberschicht-Damen, mit dem Volk und dem Heer beschlossen worden. Nach der katastrophalen Schlacht von Cannae (216 v. Chr.) demonstrierte die Aristokratie Selbstbeschränkung, indem die vornehmen Frauen auf die Zurschaustellung von Luxusgütern verzichteten. Das betraf in erster Linie Goldschmuck und Purpurkleidung[20].

Als der Zweite Punische Krieg siegreich beendet war, stand die Aufhebung des Gesetzes zur Debatte. Die römischen Damen forderten vehement, die gleichen Rechte in Sachen Status-Demonstration zu erhalten wie ihre Standesgenossinnen in den italischen Landstädten. „Werden wir lediglich den Frauen den Gebrauch des Purpurs verbieten?", fragten ihre männlichen Sympathisanten kritisch an und fügten hinzu: „Und während es dir als Mann erlaubt

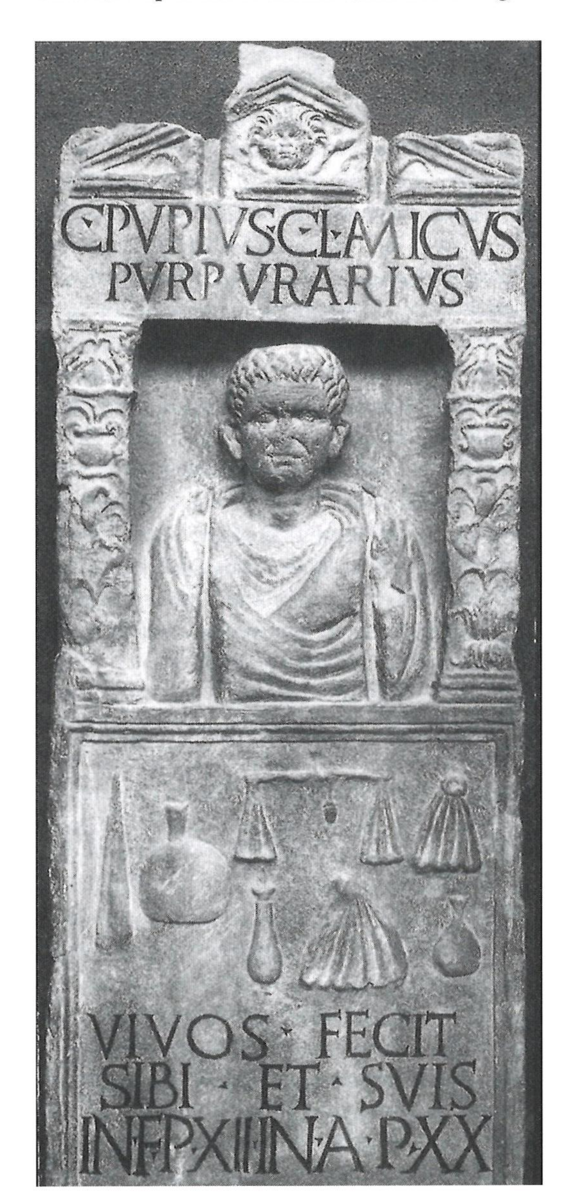
ist, Purpur für eine Decke zu gebrauchen, wirst du nicht zulassen, dass deine Frau einen purpurfarbenen Umhang hat? Wird die Satteldecke deines Pferdes prächtiger sein als das Gewand deiner Frau?"[21]

Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, griffen die Aristokratinnen zu einem unerhörten Mittel: Zum ersten und einzigen Mal organisierten sie eine Frauen-Demonstration. Die Vertreter der Vorväter-Sitte schäumten, allen voran der Alte Cato[22]. Aber es half nichts. Die Damen setzten sich durch. Ein Triumph auch für den Purpur, wie sich aus Catos vehementer Anti-Purpur-Position zeigt. Der hatte nämlich nicht nur heftigst gegen den Purpur-Schmuck der Frauen gewettert, die sich damit auch erotisch interessant zu machen gedächten[23], sondern auch grundsätzlich gegen diese und andere Extravaganzen Stellung bezogen mit der kernigen Formulierung: „Wer privat etwas klaut, verbringt sein Leben im Gefängnis und in Ketten, wer öffentlich Diebstahl begeht, in Gold und Purpur."[24]

Vorbei. Die Schlacht um die *lex Oppia* war geschlagen, und sie war von den Befürwortern verloren worden. Purpurroben waren fortan wieder erlaubt. Und die vornehmen Römerinnen taten es ihren Männern in dieser Hinsicht gleich: Im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. erfreute sich das Statussymbol Purpur zunehmender Beliebtheit. Die Attacken der Gegner, die u.a. die nationale und die republikanische Karte spielten, indem sie den Purpur als Ausdruck unrömisch-hellenistischen Despotismus verunglimpften und den Purpurträgern monarchische Ambitionen unterstellten, hatten offensichtlich keine große Resonanz – weder die Polemik eines Lukrez gegen „herrlich glänzende Purpurgewänder als Kleidung von Königen und Machthabern der Erde"[25] noch Ciceros vehemente Ausfälle gegen den sizilischen Statthalter Verres, der mit seinem despotischen Verhalten bei der Provinzbevölkerung alle Vorbehalte gegen Könige wecke und sich natürlich des Purpurs als „Tyrannen-Ornats" bediene[26].

Aus eben diesem Grunde ging Augustus vorsichtig mit Purpur-Kleidung um. Die Gegner des neuen Prinzipats sollten die antimonarchische Propaganda-Waffe „Purpur" gar nicht erst in die Hand bekommen. Deshalb nahm er den Purpur nicht unter die Insignien seiner Machtstellung auf, sondern legte purpurne Kleidung nur ab und zu als elegante Robe an, „damit das römische Volk sagt, ich sei kultiviert gekleidet"[27]. Gerade für die Zeit des Augustus ist von einem nicht dem rigiden Moralisten-Lager zuzurechnenden Zeitgenossen bezeugt, dass die Purpur-Farbe „das am meisten geschätzte und vortrefflichste liebliche Aussehen hat (*carissimam et excellentissimam habet ... suavitatem*)"[28]. Also lastete auf Augustus eine Art öffentlicher Druck, sich gelegentlich auch in vornehm-modischer Purpur-Kleidung zu zeigen.

Einige Jahre vorher scheint Augustus ebenso wie schon sein Adoptivvater Caesar mit der Vorstellung geliebäugelt zu haben, Purpurkleidung über eine restriktive Luxusgesetzgebung zum monarchischen Privileg aufzuwerten[29], doch verliefen diese Versuche einer Monopolisierung des Purpurs als offizielles Statussymbol angesichts seiner Popularität in der Oberschicht im Sande – ebenso wie Neros Verbot, Purpur der höchsten Qualität zu tragen.




*Wohlhabend durch Purpurverkauf: Grabstele des Purpurhändlers C. Pupius Amicus, Freigelassener des Gaius; Parma, 1. Jh.*

Dass der Exzentriker auf dem Kaiserthron die Läden der Purpurhändler schließen ließ, war kaum mehr als eine Episode[30]. Selbst ihm gelang es nicht, dem inoffiziellen Statussymbol Purpur zugunsten kaiserlicher Exklusivität den Garaus zu machen.

Dabei blieb es bis in die Spätantike. Die früher häufig vertretene Ansicht, zumindest die teuersten Purpursorten habe sich der römische Kaiser vorbehalten, lässt sich durch zahllose Quellen widerlegen. Meyer Reinold hat in seiner Studie über das „Statussymbol Purpur" überzeugend nachweisen können, dass der Purpur bis ins 3. Jahrhundert „auf dem offenen Markt für jedermann zu erwerben war, der sich seinen Erwerb leisten konnte"[31]. Erst seit dem 3. Jahrhundert wurden die besten Purpursorten immer mehr zum kaiserlichen Privileg.

## Renommee dank Purpur – und auch erotischer Erfolg?

Bis dahin aber wurde mit Purpurmänteln, Untergewändern aus Purpur, purpurnen Tisch- und Pferdedecken, Polstern und Kissen renommiert, was das Zeug hielt. Bei Gastmählern bemühten sich die Reichen, ihre Gäste mit Decken und Kissen aus Purpurstoff zu verwöhnen – und zu beeindrucken[32].

Das Haus wurde als Theater oder Bühne genutzt, die Besucher waren das Auditorium. Reichtum, u.a. in Form von Purpurstoffen demonstriert, galt als Beweis für Glück – und zwar für ein Glück, das, wie Plutarch scharfsinnig erkennt, unbedingt der Zuschauer und Zeugen bedarf, sich also nicht nur über zur Schau gestellten, sondern auch von den freiwilligen oder unfreiwilligen Voyeuren beklatschten materiellen Wohlstand definierte[33].

### Sondervotum

*Nemo ex istis, quos purpuratos vides, felix est.*
*Niemand von denen, die du in Purpur gekleidet siehst, ist wirklich glücklich.*

Seneca, Epistulae 76, 31

In der Öffentlichkeit trat man gern in purpurner Kleidung auf – und hatte durchaus Erfolg damit. Denn der Purpurmantel galt als typisches Aufsteigersymbol. In Purpur gehüllt, konnte man sich einbilden, zu den Rittern gezählt zu werden – auch wenn „der Mantel die 400 000 – den offiziellen Census für Angehörige dieses Standes – nicht ersetzt"[34]. Und nicht wenige fielen auf diesen – legalen – Betrug herein. Manch einer blendete mit Purpurkleidung über seine wahren Vermögensverhältnisse hinweg: „Kredit gibt ihm der blendende Purpur in tyrischem Stoff."[35] Purpurkleider, das lassen vor allem die vielen spöttischen Kommentare Martials und Juvenals erkennen, *machten* Leute. Und das nutzten nicht nur finanzkräftige Aufsteiger, sondern auch weniger begüterte Aufschneider.

### Wie man preiswert an Purpurstoff kommt

*Es kaufte Bassus für zehntausend sich Stoffe*
*aus Tyros, schönster Farbe. Ein Gewinn war es.*
*„War's denn so wohlfeil?", fragst du.*
*Nein, er zahlt nur nicht.*

Martial, Epigramme VIII 10 (Ü: R. Helm)

Gegen die offensichtlich wohltuende Wirkung des Statussymbols Purpur standen die Gegner mit ihren zum Teil wüsten Attacken gegen den *color improbus*, „die Schand-Farbe"[36], auf verlorenem Posten. Es waren die üblichen Verdächtigen, die sich in diesem aussichtslosen Kampf engagierten: Stoische und kynische Philosophen, die gegen die Gleichsetzung von Reichtum und Glück stritten, Moralisten, die Roms tragende Werte durch luxuriöse Verweichlichung in Gefahr sahen, und christliche Theoretiker, die gegen den „Teufelspomp" zu Felde zogen[37]. Besonders fragwürdig in den Augen der Kirchenväter war die „Purpursucht" von Frauen. Bei ihnen, so die Vermutung der christlichen Fundamentalisten, dienten äußere Wohlstandsattribute wie Purpurkleidung nicht nur dazu, Aufmerksamkeit zu erregen, sondern sich zugleich begehrenswert zu machen, um die „Lust der Männer anzufachen"[38].

Über die unterstellte aphrodisierende Wirkung weiblicher Purpurkleidung war sich die Männerwelt indes nicht ganz einig. Zwar bestätigen die Liebesdichter Properz und Tibull, dass „tyrische Kleidung" darauf abziele, die Augen der Männer zu täuschen, und ein gewisses Prickeln (*urere*) verursache[39]. Aber der Großmeister des erotischen Rats spricht sich in seiner *Liebeskunst* sehr klar gegen die Wolle aus, „die von tyrischem Schneckensaft rot schimmert". Es sei, fährt Ovid fort, „eine Verrücktheit, sein Vermögen auf dem Körper herumzutra-

gen"[40]. Oder war es eher die Besorgnis, die umworbene Dame könnte sich von ihrem Liebhaber teure tyrische Kleider als „Geschenk" wünschen, die Ovid zu dieser Ablehnung weiblicher Purpurkleidung brachte?

## Ostentativer Luxus – wirkungslos ohne Gegenüber

Sicher gab es auch wohlhabende Römer, die sich wie Horaz dem Zwang entzogen, mit Purpur – „schöner als Sternenglanz" (*sidere clarior*) nennt er ihn immerhin – und anderen Statussymbolen die Aufmerksamkeit des zeitgenössischen Rom zu erheischen[41]. Freilich genoss Horaz hohes gesellschaftliches Prestige als Dichter, der sogar am Kaiserhofe verkehrte – auch das natürlich ein Statussymbol, das indes nicht so marktschreierisch-aufdringlich daherkam wie die purpurne Robe. Dass er in seinen Gedichten mehr oder minder dezent auf seine Freundschaft mit Maecenas und seine engen Kontakte zu Augustus hinweist, ist ja im Grunde auch eine Form der Bekanntmachung eines Statussymbols, doch wirkt die poetische Einbettung bei weitem vornehmer und zurückhaltender als die „Holzhammermethode" gesellschaftlicher Aufsteiger, durch im wahrsten Sinne ostentativen Luxus öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden (*ostendere*, von *obs-tendere*, meint ein „entgegen-streckendes Zeigen").

Dass Luxus ohne Zeigen wenig Spaß macht, bringt Seneca auf den Punkt – geradezu der *locus classicus* für den ostentativen Charakter von Statussymbolen:

„Wer hat je Purpur angelegt, um ihn niemandem zu zeigen? Wer je seinen Tisch für sich allein mit Goldgeschirr eingedeckt? Wer jemals, unter eines ländlichen Baumes Schatten gelagert, nur für sich selbst Prunk entfaltet? Niemand ist nur für seine eigenen Augen geschmackvoll, nicht einmal für die Augen weniger oder seiner Freunde, sondern er breitet den Prunk seiner Fehlhaltungen je nach der Größe der gaffenden Menge aus. So ist es: Anreiz für alles, für das wir uns wie wahnsinnig ins Zeug legen, ist der Bewunderer und Mitwisser."[42]

Martial, der scharfe wie scharfzüngige Beobachter aller Schwächen, Torheiten und Verrücktheiten seiner Zeit, nimmt die Statussymbol-Demonstranten oft genug aufs Korn. Meist begnügt er sich damit, einen einzigen Auswuchs distinktiven Luxus herauszustellen und ihn genüsslich vorzuführen. Oft genug trifft es die „Stutzer", Angeber oder Aufsteiger im Purpurgewand. Im Epigramm II 57 scheint es erneut um dieses Motiv zu gehen, wenn er die ins Auge stechende Erscheinung eines Herrn beschreibt, der „auf der Kaufstraße in einem Purpurgewand lustwandelt, das auch mein Publius nicht mit seinen Umhängen übertrifft, selbst Cordus nicht, die Nummer eins unter den Trägern vornehmer Reisemäntel".

## Klienten, eine prestigefördernde Trabanten-„Herde"

Dann aber wendet sich der Blick des Betrachters von der ziellos schlendernden Hauptperson ab und fällt auf das Heer der ihn umgebenden Satelliten. Dem vornehmen Herrn folgen nicht nur eine Reihe langhaariger Pagen und ein eleganter Tragsessel neuester Bauart, sondern auch noch ein *grex togatus*, „eine Eskorte von Togaträgern". *grex* ist allerdings viel drastischer als „Eskorte"; das Wort bezeichnet die „Herde" – und damit zum einen eine fast unüberschaubare Zahl und zum zweiten das herdenhafte Verhalten ohne eigenen Willen, eine amorphe Masse, in der sich die Individualität der einzelnen verliert[43].

Eben darum geht es im Klientenwesen der Kaiserzeit vorrangig – jedenfalls aus der Sicht des *patronus*, der sich im wahrsten Sinne des Wortes umschwärmen lässt und damit im Konkurrenzkampf um gesellschaftliches Prestige punkten will. Die Zeiten der Republik, als das Klientelverhältnis zwischen einem gesellschaftlich Einflussreichen und einem „Gehorchenden" – so die ursprüngliche Bedeutung von *cliens*[44] – von wechselseitigem Respekt auf der Basis einer moralisch-religiösen Treue-Bindung (*fides*) geprägt war, waren längst vorbei. Zwar hatte politische Unterstützung durch Begleitung des Patrons in der Öffentlichkeit auch damals zu den Aufgaben des Klienten gehört, doch konnte sich der „Schutzbefohlene" in ganz anderer Weise auf den Beistand seines Freundes in höherer Position verlassen, als es später der Fall war. Der Mächtigere hielt gewissermaßen stets die Hand über ihn und trat ihm in schwierigen Situationen – in juristischen Angelegenheiten ebenso wie in finanzieller Not – zur Seite.

In der Kaiserzeit wandelte sich das Klientelwesen, nicht zuletzt durch die faktische Abschaffung der republikanischen Verfassung und den damit einhergehenden Machtverlust des Senatorenstandes. Je mehr die Institution an politischem Gewicht einbüßte, um so stärker verlagerte sich ihr Schwerpunkt auf die gesell-



*Auch bei Prozessionen bestand „Toga-Pflicht": togati auf einem Relief der Ara Pacis Augustae; Rom, spätes 1. Jh. v. Chr.*

schaftliche Seite. Aus den *clientes* wurden mehr schlecht als recht bezahlte Trabanten, die sich um ihren *patronus* scharen und ihm auf diese Weise zu gesellschaftlichem Einfluss verhelfen sollten. Sie wurden zu einer Art prestigefördernden Appendix ihres „Herrn", ohne selbst von dieser Funktionsverschiebung zu profitieren. Im Gegenteil. Ihr Ansehen sank dramatisch, und viele Patrone arbeiteten darauf hin, dass sich dieses Ungleichgewicht in der zuvor einigermaßen austarierten sozialen Beziehung weiter verschärfte. Sie begannen, auf ihre Klienten verächtlich herabzusehen – eben auf einen lästigen *grex*, der lediglich als einem hohen Herrn zuzuordnende Menschentraube ernst zu nehmen war: in der Zurschaustellung als Statussymbol.

## Gesellschaftliches Ansehen durch Klienten-Qualen

Die schlechte Behandlung ihrer Klienten war bei manchen *patroni* geradezu Teil des Renommierspiels. Da drängten sich Dutzende, in wenigen Fällen Hunderte Menschen danach, ihrem „Herrn" oder gar „König" – so die speichelleckende Degeneration mancher Klientelverhältnisse[45] – ihre morgendliche Aufwartung zu machen, um dann von hochmütigen Domestiken schikaniert und vom *patronus* mit einem wortkargen, müden *ave!* („sei gegrüßt!"[46]) abgespeist zu werden. Wohlwollend mochte man das demonstrative Gähnen des Patrons als Zeichen besonderer „Vertrautheit" interpretieren – ähnlich wie Martial einem noch ungehobelter auftretenden Patron sein ungeniertes Furzen ironisch als „Beweis" für Freundschaft und Nähe deutet[47]. Tatsächlich spiegelte sich in dieser herablassenden Behandlung nichts als Indifferenz oder pure Verachtung. Hatte der *patronus* keine Lust, seine Klienten zu begrüßen, so ließ er es schlicht bleiben – und die ganze Schar der verhinderten „Grüß-Auguste" wurde kurzerhand „nach all den tausend Mühen"[48] wieder nach Hause geschickt.

Die „tausend Mühen" bestanden zum einen in einem frühmorgendlichen Anmarsch zum Hause des *patronus*, der häufig genug noch in tiefster Dunkelheit begann. Aus Sorge, er könne zu spät kommen und „das Heer der Besucher habe seinen Kreislauf schon vollendet"[49], machte sich so mancher Klient spätestens beim ersten Hahnenschrei auf den Weg. Die einzigen, die um diese Tageszeit außer den Klienten unterwegs waren, waren Bäcker, Schulkinder – tatsächlich fing der Unterricht im Morgengrauen an[50] – und Nachtschwärmer auf dem Heimweg[51].

Wer ungünstig wohnte, hatte einen Fußmarsch von ein bis zwei Stunden vor sich. Schmutzige Straßen, garstiger Nordwind, Regen- und Hagelschauer, ja selbst Schneefall waren kein Hinderungsgrund[52] – an der *salutatio* des Patrons in der ersten oder zweiten Stunde des Tages ging kein Weg vorbei. Was sich aus der Sicht müder, von Wind und Wetter gepeinigter Klienten als unnütze, durch das erhoffte Geldgeschenk kaum kompensierte Plackerei darstellte, trug dem *patronus* natürlich zusätzliches Sozialprestige ein: *Seine* Klienten trotzten jeder Witterung, um ihm ihre Aufwartung zu ma-

chen. Durchnässte, vom Straßendreck beschmutzte Klienten-Togen waren so gesehen ein besonders aussagekräftiges Statussymbol.

Apropos Togen. Das römische Nationalgewand war konstitutiver Teil des Klientel-Schauspiels. Repräsentation als Statussymbol bedingte ein einwandfreies Äußeres der Klienten – korrekte, ja Festtagskleidung, die signalisierte, dass es sich um freie Bürger handelte, die zur Ehrenbezeugung antraten. Ein „Hofstaat" aus vornehm gewandeten *togati*, „Togaträgern" – das machte natürlich größeren Eindruck, als wenn die Klienten in ihrer üblichen Alltagskleidung zu ihrem *officium antelucanum* („Vorlicht-Pflicht"[53]) erschienen.

Kein großes Problem für die Klienten? Das kann nur meinen, wer noch nie das römische „Ehrenkleid" angelegt oder keine Beschreibung von dem damit verbundenen Aufwand gelesen hat. Die Falten der Toga sollten ja tadellos sitzen und nicht schlampig herunterhängen. Und da die Stofffülle in der Kaiserzeit deutlich zunahm, wurde es noch schwieriger und zeitaufwendiger, sie anständig zu drapieren. Eine halbe Stunde Anlegezeit dürfte als Untergrenze anzusetzen sein; erst recht, wenn man niemanden hatte, der dabei half. „Ist das ein Kleidungsstück oder eine Last?", fragt ein römischer Autor ketzerisch, „hat man ein Gewand oder ein Gepäckstück?"[54]

### Klienten-Qualen als Prestige-Faktor

*Bringt dir die Plackerei, die ich dulde,*
*nur irgendwie Vorteil,*
*greif' ich zur Toga gern morgens*
*und mitternachts auch;*
*lass mir das pfeifende Weh'n gefallen*
*vom garstigen Nordwind,*
*halte im Regenguss aus,*
*dulde den wirbelnden Schnee.*
*Doch wenn dich all mein Gestöhn und,*
*dass du als Freien mich folterst,*
*nicht einen einzigen Deut reicher*
*und glücklicher macht,*
*schon', ich bitte, des Müden,*
*erlass' ihm die eitele Mühsal,*
*die dir, Gallus, nichts nutzt,*
*mir aber schadet sie nur.*

Martial, Epigramme X 82 (Ü: R. Helm)

Es machte sicher keinen Spaß, sich dieses umständliche Kleidungsstück in aller Herrgottsfrühe in noch schlaftrunkener Verfassung um den Körper zu legen. Erst recht nicht im Hochsommer, wenn man unter dem wollenen Umhang rasch ins Schwitzen geriet[55]. Aber gerade die Neigung der Römer, sich nach Möglichkeit vor dem Tragen der Toga zu „drücken" – sie spielte im Alltag eine deutlich weniger dominierende Rolle, als man aufgrund gängiger Klischeevorstellungen vermuten möchte –, war für manche *patroni* ein weiterer „Kick". Selbstzufrieden konnten sie feststellen, dass ihre Klienten um ihretwillen auch diese Unannehmlichkeit in Kauf nahmen – eine schöne Stärkung des Selbstwertgefühls, aber auch nach außen die Demonstration, dass man „wer" war.

## Andrang im Atrium – Aufwertung des Hausherrn

Natürlich wurde die Zahl der Klienten als ein weiterer zentraler Indikator für die gesellschaftliche Stellung des Patrons „gehandelt". Es sollte schon eine ordentliche *turba togata* („in die Toga gehüllte Menge"[56]) sein, die sich da allmorgendlich im Atrium versammelte! Ein leeres Atrium? Gott behüte! Das sah ja so aus, als wohnte dort ein gesellschaftlicher *loser*, als ginge es mit dem Renommee der Familie bergab![57] Das konnte sich nur leisten, wer über genügend Selbstbewusstsein oder soliden gesellschaftlichen Kredit verfügte. Die meisten bedeutenden Familien zogen es aber offensichtlich vor, nicht in einen falschen Ruf zu geraten, und setzten daher die alte republikanische Klientel-Tradition fort[58]. Und sie wurden dafür belohnt! „Sobald sich jemand durch seinen Reichtum, seinen Palast und seine Prachtentfaltung auszeichnete, galt er aufgrund seines Namens und seiner vielen Klienten als Mann von höherem Rang (*inlustrior habebatur*)", stellt Tacitus nicht unbedingt begeistert fest[59].

Lieber nahm man daher ein elendig überfülltes Atrium in Kauf als ein leeres oder nur halb volles – einschließlich der Flüche, gegenseitigen Beschimpfungen und Ellbogenstöße, die das Gedränge der Klienten mit sich brachte. Mochte es dort recht unwürdig zugehen, mochten sich dort hässliche Szenen zwischen dem übel gelaunten Hauspersonal und den nicht minder übel gelaunten Besuchern abspielen[60] – dem äußeren Glanz, der von dieser Überfüllung ausstrahlte, tat das keinen Abbruch. Im Gegenteil. Der Faszination der großen Zahl konnten



*Ohne Klienten ein idyllischer Ort: das Atrium der Casa del Fauno; Pompeji*

sich in der vom Statusdenken geprägten römischen Gesellschaft auch diejenigen kaum entziehen, die das Klientelwesen als „ausgesprochen verlogenes" Geschäft durchschauten[61].

Oft genug setzte sich die „Verlogenheit" über den morgendlichen Empfang hinaus fort. Manche Patrone legten besonderen Wert darauf, ihre Bedeutung durch ein „angemessenes" Gefolge zu betonen, sobald sie auch nur einen Schritt in die Öffentlichkeit setzten. Ein auffälliger Zug von Togaträgern folgte ihrer Sänfte, ihrem Tragsessel oder, falls der vornehme Herr geruhte, die eigenen Beine zur Fortbewegung zu nutzen, ihrer Person. Ganz gleich, wie weit der Weg war, die Klienten folgten ihrem „Gebieter" brav – selbst wenn er „zehn Witwen hintereinander besuchte ..."[62]

## Jasagerei für ein Trinkgeld

Hielt sich der Patron für einen begnadeten Dichter, der die Öffentlichkeit mit seinen Rezitationen beglücken wollte, so fehlte es ihm nie an geduldigen Zuhörern. So lausig seine Gedichte auch sein mochten – das aus Klienten bestehende Auditorium musste durchhalten und devot applaudieren[63]. Das Gleiche geschah vor Gericht. Auch dorthin brachten manche *patroni* ihre Klienten als Claqueure mit, gelegentlich personell noch verstärkt durch gemietete Beifall-Klatscher, damit um so kräftigerer Applaus aufbrandete – wobei manch begeistertes Bravo-Geschrei nicht der Beredsamkeit des vornehmen Herrn galt, sondern seinem Mahl. Von der *cena diserta*, „dem eloquenten Mahl" am Nachmittag[64], spricht Martial maliziös. Die angepasste Jasagerei der Klienten mochten Außenstehende als peinlich empfinden, doch gehörte sie so selbstverständlich zum „Geschäft", dass alle Beteiligten sie geradezu verinnerlicht hatten. Es spricht für die Offenheit und kritische Selbstdistanz des Redners Caelius, dass er einen Klienten, der sich wie üblich – oder soll man sagen: wie anderswo dressiert? – der Meinung seines Patrons ständig anschloss, einmal anfuhr: „Widersprich endlich mal, damit klar wird, dass wir zwei sind!"[65]

Was brachte so viele Römer dazu, sich für diesen undankbaren, ja oft genug würdelosen Job herzugeben, sich als klitzekleines Licht zusammen mit vielen ebenso kleinen Lichtern zu einem strahlenden Spot auf den „großen" Patron bündeln zu lassen? Es war die Aussicht auf materielle Belohnung; auf ein Trinkgeld als Dank für die morgendliche *salutatio*, eine *sportula* („Körbchen") in Form von Naturalien, die von Nahrungsmitteln über Kleidungsstücke bis hin zu – in extrem wenigen Fällen – Übertragungen von Immobilien reichen konnte, sowie auf eine Einladung an die Tafel des Patrons. Es sei dahingestellt, ob die Klagen der Satiriker über eine oft zu geringe Entlohnung nicht vielfach übertrieben sind – in der Diskrepanz zwischen den vielfältigen Lasten des Klienten und der knausrigen Vergeltung ihrer Dienste liegt natürlich ein großes satirisches Potential. Ohne Zweifel aber waren sich die Klienten ihrer „Macht" nicht be-

**Was wäre, wenn ...**

*Denn da die Patrone sich von den elenden Klienten ihrer Reichtümer wegen glücklich preisen hören und ihre Atrien alle Morgen mit Leuten voll sehen, die sich ihnen nicht anders nähern als Sklaven ihren Gebietern, was müssen sie am Ende nicht von sich selbst denken? Würden sich die Klienten dagegen verabreden, auch nur eine kurze Zeit lang von ihrer freiwilligen Sklaverei abzulassen – meinst du nicht, die Reichen würden sehr bald vor die Tür der Armen kommen und ihnen gut zureden, damit ihr Glück nicht ohne Zuschauer und Zeugen bliebe? Denn was sie ihre Reichtümer schätzen lässt, ist nicht so sehr das Vergnügen, reich zu sein, als von anderen deshalb glücklich gepriesen zu werden. Es ist nämlich so, dass die schönste Wohnung und die herrlichsten Besitztümer aus Geld und Edelstein ihren Eigentümern nichts bieten, wenn niemand da ist, der sie bewundert ...*

Lukian, Nigrinus 21

wusst. Oder es herrschte einfach zu große Konkurrenz auf dem „Klientenmarkt", als dass sie die Konditionen zu ihren Gunsten hätten verändern können. Jedenfalls kam es nicht dazu, dass sie die Anregung Lukians aufgegriffen hätten, darüber nachzudenken, wer eigentlich auf wen angewiesen war …

Die Klientel der Kaiserzeit hatte sich zu einer „Institution der privaten Prachtentfaltung"[66] entwickelt. Nicht nur die alten Adelsfamilien gingen mit der Zeit, indem sie die ihnen seit alters verbundenen Klienten-„Netzwerke" zum Schauobjekt ihrer Selbstdarstellungs-Ambitionen degradierten, ohne die Symmetrie der angemessenen Gegenleistung zu wahren. Auch soziale Aufsteiger bedienten sich mit Vorliebe des Statussymbols einer togaumhüllten willfährigen Entourage, die sich oft genug herumschubsen und um ihren mehr oder weniger verdienten Lohn prellen ließ. Das war zumindest bei den Begleitern eines gewissen Saufeius nicht der Fall, der sich zwar „vorn und hinten von Togaträgern umringen ließ", seine Klientenschar aber angemessen entlohnen musste. „Alle diese 'Freunde' und Scharen von Togaträgern werden ihm nämlich von Fuficulenus und Faventinus finanziert."[67]

Ein Statussymbol auf Pump – das stottert man doch lieber auf Heller und Pfennig ab, bevor der Schwindel auffliegt.

## Vom Siegeszug griechischer (Beute-)Kunst

Der Besitz von Kunstgegenständen als Statussymbol ist unserer heutigen Welt deutlich weniger fremd als die doch etwas exotisch anmutenden Klienten-„Haufen". Die spezifisch römische Ausprägung von Kunstbesitz im Spannungsfeld zwischen Luxus-Demonstration und ästhetischem Genuss soll auf den folgenden Seiten skizziert werden. An den Anfang sei ein berühmtes Horaz-Zitat gestellt: *Graecia capta ferum victorem cepit et artis / intulit agresti Latio.* Hans Färber übersetzt: „Griechisch Land ward erobert; erobernd den rauhen Besieger, führt' es die Kunst in Latium ein, beim Volke der Bauern."[68]

Horaz spricht natürlich von dem Siegeszug griechischer Wissenschaft und Kultur, mit dem das eroberte Hellas den Siegern seinen Stempel aufdrückte und die militärische Niederlage in einen zivilisatorischen Triumph umzumünzen verstand. Diesen Prozess hätte auch kein noch so nationalbewusster Römer bestritten. Er ist noch heute grundlegend für unser geistiges abendländisches Erbe, das auf dem griechisch-römischen Kulturfundament beruht. Die Bereitschaft, mit der sich Rom griechischem Denken und Wissen öffnete und es mit römischer Mentalität und Dynamik verband, ist sicher als großartige Leistung oder, ohne Wertung formuliert, Folge römischen Hegemonialstrebens festzustellen.

Von Edelmut oder Uneigennützigkeit waren manche Aspekte dieses Akkulturationsprozesses allerdings weit entfernt. Der „Export" griechischer Künste ins bäurische Italien materialisierte sich auch in einem sehr handfesten Export von Kunst. Das war die bittere Seite des griechischen „Sieges": Eine Fülle einzigartiger Kunstdenkmäler wurde zwangsweise nach Italien eingeführt. In ganzen Schiffsladungen gelangte griechisches Kulturgut in die Villen der Vornehmen und Reichen.

Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. treffen wir auf das Phänomen der Beutekunst, erstmals in großem Stile anlässlich der Eroberung der etruskischen Stadt Volsinii im Jahre 265 v. Chr. Damals sollen 2 000 Statuen „erobert" und nach Rom gebracht worden sein. Die Zahl erscheint übertrieben, nicht aber die Kriegsbeute als solche[69]. Der Löwenanteil dieser Beute wurde allerdings entweder öffentlich aufgestellt oder versteigert und gelangte so allenfalls indirekt in den privaten Raum.

Der eigentliche „Durchbruch" dessen, was man als Kunstraub-Mentalität bezeichnen könnte, geschah im Jahre 212 v. Chr. nach der Einnahme der sizilisch-griechischen Metropole Syrakus. Mit der Eroberung der Stadt verbindet sich nicht nur der tragische Tod des Archimedes („störe meine Kreise nicht!"), sondern auch eine rücksichtslose Plünderung, bei der der Feldherr Marcellus „die Wertgegenstände der Stadt, Bildsäulen und Gemälde, die es in Syrakus im Überfluss gab, nach Rom bringen ließ". Dem römischen Historiker Livius kommt die Sache unheimlich vor. Zwar betont er, alle diese Gegenstände seien in Übereinstimmung mit dem Kriegsrecht erworben worden, fügt dann aber kritisch hinzu: „Hier wurde jedoch der Anfang gemacht, für griechische Kunstwerke zu schwärmen, aber auch der Anfang zu der Willkür, alles Heilige und Unheilige ohne Unterschied zu plündern" – ein Denken, das sich schließlich auch gegen römische Götter gewandt habe …[70]

Das „Schwärmen für griechische Kunstwerke" führte in der Folgezeit dazu, dass Feldherren, die auf den Kriegsschauplätzen im griechischen Osten eingesetzt waren, mehr und mehr die Neigung entwickelten, sich aus der ih-

nen zustehenden Kriegsbeute üppig zu bedienen, um ihre privaten Kunstsammlungen auszubauen. Auch Statthalter und ihre führenden Mitarbeiter wirtschafteten in diesem Sinne in die eigene Tasche. Offiziell wurde manche Statue als „Geschenk" an einen „verdienten" Provinzialbeamten überreicht, in Wirklichkeit geschah das unter massivem politischem Druck oder durch blanke Erpressung. Nur wer es zu toll trieb, fiel auf, weil er die Leidensfähigkeit der Provinzbewohner überstrapazierte. Dann kam es ab und an zu einem so genannten Repetundenprozess, in dem die ausgebeuteten Provinzialen ihr Eigentum zurückforderten.

Einer der spektakulärsten Repetundenprozesse war der des sizilischen Statthalters C. Verres, der die Insel systematisch ausgeplündert hatte. Cicero übernahm die Anklage; dank seiner detaillierten Auflistungen in den „Reden gegen Verres" wissen wir, welche ungeheuren Kunstschätze – eben nicht nur von Verres – in der griechischen Welt „beschlagnahmt" wurden und als luxuriöse Ausstattungsgegenstände in die Kunstsammlungen, Gärten und Paläste der römischen Oberschicht kamen: Statuen und Möbel, Säulen und Gemälde, Kandelaber und Figurinen, Tafelgeschirr und Schmuck. Verres und Konsorten sprachen dabei von einer „Liebhaberei" (*studium*), ihre Bekannten verharmlosten die kriminelle Sammelleidenschaft als krankhafte Sucht (*morbus et insania*), die Geschädigten dagegen sprachen von „offenem Raub" (*latrocinium*)[71].

Einer der beliebtesten Tricks bestand darin, der Erpressung das legale Mäntelchen des Billig-Kaufs umzuhängen: Kunstwerke mit einem Marktpreis von mehreren Zehntausend Sesterzen erwarben Verres und Leute seines Schlages für weniger als ein Zehntel des Preises. Statuen des Praxiteles, Myron oder Polyklet – die Creme der griechischen Bildhauerkunst der klassischen Zeit! – wurden von Verres zu Super-Schnäppchen-Preisen von insgesamt 6 500 Sesterzen „erstanden"[72].

*Marmorkandelaber aus dem Schiff von Mahdia; Tunis, 1. Jh. v. Chr.*

### Ein gründlicher Kunstliebhaber

*In ganz Sizilien ... gab es keinen Edelstein, keine Perle, keine Arbeit aus Gold oder Elfenbein, keine Statue aus Erz, Marmor oder Elfenbein, kein Gemälde auf Holz oder Leinwand, behaupte ich, das Verres nicht aufgespürt, begutachtet und, wenn es ihm gefiel, weggenommen hätte.*

Cicero, Verrinen II 4, 1

## Der Nachbar sammelt ja auch ...

Gleichgültig, welch schmutzige oder zumindest fragwürdige Machenschaften dem zugrunde lagen, Tatsache war, dass im Laufe des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. zunehmend prächtige Kunstsammlungen entstanden, die Millionenwerte alter – und mangels Verfügbarkeit der alten auch immer stärker jüngerer – Meister versammelten und als Schmuck der Oberschicht-Villen dienten. Bei Besuchen führte man sich diese Prachtkollektionen gegenseitig vor. Das wiederum erzeugte einen hohen Konkurrenzdruck. Sammlungen griechischer Kunst wurden zum Muss – als Indikator für Bildung, Geschmack und vor allem Reichtum. Kurzum, Kunst wurde zum Statussymbol, und es brach geradezu ein Run auf die besten und meisten Kunstwerke aus dem hellenistischen Kulturkreis los.

Vergessen war die Warnung des Alten Cato, Beutekunst allenfalls im öffentlichen Raum aufzustellen und nicht einer *luxuria privata* zu frönen[73], aussichtslos die Warnung davor, sich mit dieser Liebhaberei in die Nähe von Erpressern und Banausen übelster Sorte zu bringen. Man sammelte, weil auch der andere sammelte. Bezeichnend war die Haltung eines Lucius Lucullus, der auf den Vorwurf, er habe seine Villa allzu aufwendig gebaut und luxuriös eingerichtet, mit entwaffnender Offenheit erwiderte: Er habe zwei Nachbarn, oberhalb einen römischen Ritter,

unterhalb einen Freigelassenen. Da deren Villen prachtvoll seien, müsse man ihm schon mindestens dasselbe zugestehen wie diesen Männern, die rangmäßig unter ihm stünden. Cicero – ausgerechnet Cicero, siehe weiter unten! – regt sich darüber auf, dass Lucullus mit diesem Prestige-Denken die allgemeine Luxus-Manie noch weiter anfache. Sonst ertrüge man sie nicht, „diese Leute, die ihre Villen mit Statuen und Bildern vollstopften, die teils profaner, teils auch sakraler und religiöser Herkunft sind ...“[74]

Zweifellos gab es viele römische Aristokraten, die sich von griechischer Kunst angesprochen fühlten, die kunstsinnig und kunstverständig waren und damit die von ihnen erworbenen Kunstwerke auch als solche schätzten und liebten – und nicht nur als Prunkstücke zum Renommieren und „mithalten können“. Aber es gab doch auch erschreckend viele Kunstsammler, die nicht mit dem Herzen dabei waren, sondern nur dem Luxustrend folgten, schlicht zusammenrafften, was sie kriegen konnten, und sich ihre Gemächer und Parks damit lieblos voll stellten. Zu dieser Sorte gehörte Lucius Mummius, der Eroberer von Korinth, ganz sicher. Mit der Einnahme der Stadt im Jahre 146 v. Chr. saß er gewissermaßen an der Kunst-Quelle. Und das nutzte er ohne Sinn und Verstand, wenn man Velleius Paterculus glauben darf. Der Historiker berichtet über die mangelnde Bildung des Mummius Folgendes: Als der siegreiche Feldherr Gemälde und Statuen der berühmtesten alten Künstler nach Italien transportieren ließ, warnte er die damit beauftragten Spediteure, wenn welche davon verloren gingen, müssten sie sie durch gleichwertige neue ersetzen ...[75]

*Bronze-Hermes des Dionysos mit Turban, aus dem Schiff von Mahdia; Tunis, 2. Jh. v. Chr.*

Gegen das reine Anhäufen von Kunst durch unverständige Sammler, denen „Plastiken, Gemälde und was sonst noch die Kunst an Luxusgütern hervorbringt“[76], an sich gleichgültig sind und nur als Ausstellungsstücke dienen, werden auch noch in der Kaiserzeit Stimmen laut. Horaz verspottet die eigene gespielte Begeisterung für griechische Meisterwerke. Seneca, bei solchen Themen nie um herbe Formulierungen verlegen, geißelt, „dass wir Idioten auf Gemälde und Plastiken ganz verrückt sind“, und Plinius beklagt, dass „man Bildergalerien aus alten Gemälden zusammenstoppelt und fremde Bilder verehrt, deren Wert man nur im Preis enthalten sein lässt“[77]. Der schon bei den Römern selbst heftig ausgetragene Streit darüber, ob der Besitz zahlreicher Kunstgegenstände eher als luxuriöse Villenausstattung und Prunkentfaltung zu werten sei oder als Zeichen von Bildung und Gesittung, trägt zu unserer Fragestellung nichts Wesentliches bei: Ein Statussymbol war Kunstbesitz allemal. Beim Bau vornehmer Häuser durfte spätestens seit augusteischer Zeit ein großer, nach Norden liegender Raum für eine Gemälde- und Skulpturensammlung nicht fehlen: „Die Pinakotheken sollen ordentlich groß sein“, empfiehlt der Architekturschriftsteller Vitruv[78].

### Wer ist wahnsinniger?

*Insanit veteres statuas Damasippus emendo, integer est mentis Damasippi creditor?*
*Verrückt ist Damasipp, wenn er alte Statuen kauft. Doch ist sein Gläubiger recht bei Trost?*

Horaz, Satiren II 3, 64f.

## „Keine Sorge um mein Geld ...“ – Kunstsammler Cicero

Aber woher sollten all die vielen „benötigten“ Kunstwerke kommen? Gewiss, für Beamte und Feldherren, die im Osten des Reiches Dienst taten, flossen die Quellen im 1. Jahrhundert v. Chr. noch recht ergiebig. Was aber war mit den bedauernswerten Aristokraten, die der Staatsdienst in die weniger kunstgesegneten westlichen oder nördlichen Provinzen verschlug? Was war mit denen, die es vorzogen, auf eine politische Karriere zu verzichten und ein eher beschauliches Leben auf ihren Landgütern oder in ihren Stadtpalästen zu führen?

Für alle diese Liebhaber entwickelte sich im Laufe des 1. Jahrhunderts v. Chr. ein florierender Kunstmarkt, auf dem Kaufleute, Sachverständige, Agenten und Privatbeauftragte tätig waren. Wie dieser Kunsthandel im Einzelnen funktionierte, wissen wir nicht. Wohl aber, wie er in einem sehr prominenten Fall abgewickelt worden ist. Die Rede ist von Cicero.

Im Jahr 68 v. Chr. hatte Cicero das Tusculanum erworben; es sollte rasch zu seiner Lieblingsvilla avancieren[79]. Bald darauf ging er wie selbstverständlich daran, Kunstwerke zur Ausschmückung dieses neu erworbenen Besitzes zu beschaffen. Er wandte sich dazu an Atticus, einen Freund, der als Bankier seit 20 Jahren in Athen lebte. Seiner *humanitas*, hier auch als „guter Geschmack" zu verstehen, vertraute er blind, als er ihm eine Summe von 20 400 Sesterzen für Kunstankäufe zur Verfügung stellte[80]. Ciceros besonderes Interesse galt megarischen Statuen und den „pentelischen Hermen mit den Bronzeköpfen, von denen du mir geschrieben hast". Cicero drängt Atticus zur Eile: „Darum schick' sie mir, und Standbilder und was sonst für den Platz passt und meiner Schwärmerei (*studium*) und deinem Geschmack (*elegantia*) entspricht, möglichst viel und möglichst bald, vor allem solche Stücke, die sich für ein Gymnasium und die Arkaden eignen. Auf diese Dinge bin ich nämlich so versessen, dass du diese meine Leidenschaft fördern, andere sie fast tadelnswert finden müssten."[81]

Dieser Brief datiert von Ende Februar 67. Etwa zwei Monate später erinnert Cicero seinen „Kunstvertrauten" Atticus erneut: „Die megarischen Standbilder und die Hermen ... erwarte ich sehnsüchtig. Alles Derartige, sofern es dir in meine Akademie zu passen scheint, schick' mir nur ja; um meinen Geldbeutel braucht dir nicht bange zu sein ..."[82] In einem weiteren Schreiben fordert Cicero zusätzlich „kleine Reliefs sowie zwei Brunneneinfassungen mit Figurenschmuck" an[83].

Vielleicht hatte Atticus Schwierigkeiten, die gewünschten Kunstwerke auf dem griechischen Markt zu erwerben, vielleicht war der Transport verspätet – Cicero rät sehr dazu, die Schiffe eines gewissen Lentulus zu buchen, der sich möglicherweise auf Kunsttransporte spezialisiert hatte[84] – jedenfalls wurde seine Geduld auf eine harte Probe gestellt: Die Kunstwerke kamen erst Ende des Jahres 67 in Caieta an. Cicero bestätigt seinem „Agenten" den Erhalt und bedankt sich artig: „Ich liebe dich, weil du sie mit Sorgfalt und preisgünstig besorgt hast."[85] Im Laufe der beiden nächsten Jahre gibt er weitere Kunstkäufe bei Atticus in Auftrag; im Juli 65 scheint das „Werk" vollendet gewesen zu sein: Alles ist im Tusculanum „schön aufgestellt"[86].

Natürlich war es für Cicero ein Glücksfall, dass er mit Atticus einen gebildeten Kunstkenner und -liebhaber „vor Ort" hatte, der zudem noch gute Preise auszuhandeln verstand. Der Briefwechsel lässt nicht deutlich werden, welche persönliche Beziehung Cicero zu den bestellten Kunstwerken hatte. Schwärmerei oder Leidenschaft (*studium*) gehen ja nicht notwendig mit wirklichem Kunstgenuss oder gar Kunstverstand einher. Es ist nicht zu übersehen, dass es Cicero in erster Linie auf passenden Repräsentations-Schmuck für bestimmte Bereiche seiner Villa in Tusculum ankam. Äußerungen, die er zwei Jahrzehnte später im Zusammenhang mit einer weniger erfreulichen Transaktion in Sachen Kunst macht, bestätigen das. Dort erscheint er mehr als Buchhalter denn als Ästhet.

KEIN PLATZ FÜR BACCHEN ...

*Du hast aber in Unkenntnis meines Geschmacks für die vier oder fünf Gegenstände mehr angelegt, als mir alle Statuen der Welt überhaupt wert sind. Deine Bacchen stellst du Metellus' Musen an die Seite. Worin besteht die Ähnlichkeit? ... Wo ist bei mir Platz für die Bacchen? „Sie sind aber doch ganz reizend!" Ich kenne sie genau und habe sie oft gesehen. Ich hätte dir die mir bekannten Kunstwerke namentlich aufgegeben, wenn sie mir gefallen hätten. Im allgemeinen kaufe ich nämlich nur solche Standbilder, die geeignet sind, mir einen Platz in der Palästra, ähnlich wie in den griechischen Gymnasien, auszuschmücken ... Den Prunktisch hast du für dich reserviert. Gut, wenn's dir Freude macht, behalte ihn; bist du aber andern Sinnes geworden, nehme ich ihn natürlich. Für das viele Geld hätte ich mir wahrhaftig viel lieber eine Herberge in Terracina gekauft ...*

CICERO, AD FAMILIARES VII 23, 2 (Ü: H. KASTEN)

## Untergang eines Luxusliners der besonderen Art

Wer nicht über die persönlichen Kontakte eines Cicero verfügte, musste sich auf anderem Wege Kunstwerke beschaffen. Vermutlich gab es seit dem frühen 1. Jahrhundert v. Chr. einen Kunsthandel, der gemeinsam von Kaufleuten in Italien und Griechenland in Zusammenarbeit mit von ihnen „gecharterten" Reedern betrieben wurde. Dabei akquirierte der in Italien residierende Partner Aufträge bei interessierten Käufern, stellte entsprechende Listen zusammen und schickte sie brieflich zu seinem in Griechenland tätigen Geschäftsfreund. In diesem Handel ging es nicht nur um Spitzenware, sondern auch um Auftragsarbeiten, die bei griechischen Bildhauern, Künstlern und Kunsthandwerkern bestellt wurden – also nicht nur „alte Meister", sondern auch zeitgenössische Kunstobjekte. Entscheidend war das Qualitätssiegel *made in Hellas*. Die „Jagd" vornehmer Römer auf griechische Kunst schuf in Griechenland einen lukrativen Markt. Hellas lieferte gern – zumal es hierbei gegen klingende Münze war.

Wie solch ein Kunsttransport aussah, der offenkundig bestellte Ware nach Italien brachte, hat ein spektakulärer Unterwasser-Fund gelehrt: Das „Schiff von Mahdia", ein fast 40 m langer Frachtsegler, stach irgendwann im Hochsommer in den siebziger Jahren des 1. Jahrhunderts v. Chr. im Piräus in See, wurde durch ein Unwetter manövrierunfähig, trieb bis zur nordafrikanischen Küste ab und ging dort – schon in Sichtweite der Küste – infolge einer zweiten Katastrophe unter. Erst knapp 2 000 Jahre nach dem Untergang des Schiffes wurde seine Ladung geborgen. Die Auswertung der Fracht zeigte, dass damals dem römisch-italischen Kunst- und Antiquitätenmarkt ein empfindlicher Verlust entstanden sein muss. Der Frachter hatte nämlich Marmorkratere und -kandelaber, zwei Großbronzen und zahlreiche Bronzestatuetten sowie über 20 bronzene Edelliegen geladen. Der Hauptteil der Fracht aber bestand aus 60-70 fabrikneuen Säulenschäften aus attischem Marmor, etwa 20 ionischen Kapitellen, weiterhin Säulenbasen, marmornen Untersätzen und kleineren Architekturteilen. Zielhafen war vermutlich Puteoli am Golf von Neapel – dort, wo die Abnehmer der Kunst für ihre prächtigen Sommerpaläste reichlich Ausschmückungsbedarf hatten. Von dem kampanischen Hafen aus hätten die Besteller ihre Ware von dem italischen Kunstimporteur dann zugestellt bekommen. Sie haben vermutlich nicht lange warten müssen. Schiffe mit ähnlicher Ladung waren ständig zwischen Griechenland und Italien unterwegs – „Luxusliner" in einem ganz anderen Sinne als heute.

*Kithara spielender, fliegender Eros aus Bronze, im Wrack von Mahdia gefunden; Tunis, 2. Jh. v. Chr.*

## Nachfrage-Boom – Der Markt reagiert

Vielleicht waren es auch solche Erfahrungen verspäteter Kunstlieferungen oder gelegentlicher Lieferengpässe, die manch einen reichen Römer griechische Kunst vorsichtshalber „auf Lager" nehmen ließen. Ein gewisser Domitius Tullus jedenfalls hortete Kunstschätze. In seinen unansehnlichen Speichern ließ er herrliche Kunstwerke aufbewahren. Und warum? Damit er „die ausgedehntesten Parks an demselben Tage, an dem er sie gekauft hatte, mit zahllosen antiken Statuen schmücken konnte"[87]. Eine merkwürdige Variante des *horror vacui*, die da „die kompetitive Situation der römischen Oberschicht" (T. Hölscher) in Sachen Repräsentationsstreben mittels Kunst hervorgebracht hat! Ein herrschaftlicher Park auch nur für kurze Zeit ohne Statuenschmuck? Jupiter bewahre!

Es gab aber noch eine weitere Variante, um an Kunst zu kommen. Nicht wenige Adlige hol-

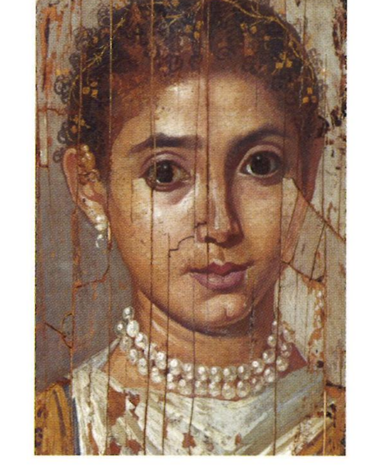
ten sich ihre eigenen Künstler aus dem griechischen Raum und ließen Maler, Bildhauer und Kunstschmiede für sich arbeiten – und zwar schon seit dem 2. Jahrhundert v. Chr.[88]. Der Vorteil für die Auftraggeber lag auf der Hand: Sie erhielten griechische Kunst vom Fachmann nach ihren eigenen Vorgaben. Künstler-Import statt Kunst-Import dürfte indes eine besonders teure Alternative gewesen sein.

In der Kaiserzeit war das „Bedürfnis" der Oberschicht nach griechischer Kunst ungebrochen. Sie gehörte zur Standardausschmückung ihrer Villen und blieb ein Statussymbol, auf das niemand verzichten konnte, der zur vornehmen Gesellschaft gezählt werden wollte. Der Wettlauf um die schönsten, ältesten und teuersten Kunstwerke setzte sich also fort. Die Ware aber wurde knapper – zumindest die Plastiken der großen griechischen Bildhauer aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Die Originale waren damals ja schon rund ein halbes Jahrtausend alt – was gewisse Zweifel daran aufkeimen lässt, ob wirklich jeder Praxiteles ein Praxiteles, jeder Myron ein Myron war.

Ein so umkämpfter Nachfragemarkt birgt stets Gefahren für die Authentizität; er zieht Nachahmer, Fälscher und Betrüger geradezu magisch an. Und so präsentierten nicht wenige stolze Kunstbesitzer ihren Freunden und Gästen Originale von äußerst fragwürdiger Originalität[89].

Der Fabeldichter Phaedrus sagt es ungeschminkt: Wenn er sich des Namens Äsop bediene, seines großen griechischen Dichter-Vorbildes, so tue er das, um das Ansehen seiner Werke zu erhöhen – „wie manche Künstler es in unserer Zeit machen, wenn sie auf ihren neuen Marmor 'Praxiteles' schreiben oder 'Myron' auf poliertes Silber oder 'Zeuxis' auf ein Gemälde"[90].

*Bronzestatuette des Merkur mit Silberkette und Geldbeutel, Teil des Schatzfundes von Weißenburg; München, 3. Jh.*



# „DREI VERMÖGEN AN DEN OHREN“ – FRAUENLIEBLING PERLE

Jahr für Jahr raubten Indien, China und Arabien dem Römischen Reich 100 Millionen – wenn man die niedrigsten Schätzungen zugrunde legte. Der „Raub“ beruhte indes nicht auf militärischen Attacken, sondern vollzog sich ganz friedlich auf dem Handelswege: „Soviel kosten uns Luxus und Frauen“, stöhnt Plinius auf[1]. Was die Handelspartner glücklich mache, sei für Rom ein nationales Unglück. 100 Millionen Sesterze: Das bedeutete eine Million Goldstücke mit einem Gewicht von fast acht Tonnen – eine Ausblutung des Imperiums durch eine extrem defizitäre Handelsbilanz? Von einer „Flucht des Goldes“, einer „Edelmetall-Ausblutung“ kann überhaupt keine Rede sein. Das haben seriöse wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen gezeigt. Sie verweisen zu Recht darauf, dass Plinius nur die Abflüsse darstellt, die Zuflüsse durch Warenexport aus dem Imperium aber ignoriert. Und zwar bewusst ignoriert – denn der Moralist in ihm braucht die erschreckende Größenordnung, um den Grad der Luxus-Dekadenz in Rom plastisch werden zu lassen. Für ihn ist diese Riesensumme ein jährlich sich wiederholender Skandal.

Sie zeigt, wie viel Überflüssiges und damit aus seiner Sicht die öffentliche Moral Zerfressendes im Handel mit dem Fernen und Mittleren Osten ins Reich gelangt – Ausdruck einer „Feldwebelgesinnung, die ... ohne Geseufze über die Dekadenz nicht auskommt“[2]. Mit Ökonomie haben solche Klagen allenfalls am Rande zu tun.

Aber es war schon eine stattliche Summe, die da für Luxuswaren in den Fernhandel floss. An ihrer Höhe zu zweifeln gibt es keine Veranlassung. Ein erheblicher Teil davon ging in den Perlenimport. Perlen (*margaritae*) wurden überwiegend aus Indien und dem Gebiet des Persischen Golfs eingeführt. Andere Provenienzen spielten eine ganz untergeordnete Rolle. Von den in Europa gefundenen waren die britannischen am bekanntesten. Qualitativ aber galten sie als minderwertig. Sie waren zu klein und farblich unansehnlich[3]. Caesar hatte nach Meinung mancher Zeitgenossen Britannien erobern wollen, weil er auf reiche Perlenvorkommen hoffte. In dieser Hoffnung sah er sich bald getrogen[4].

Vom Perlenhandel mit dem Osten profitierten nicht nur die dortigen Exporteure. Auch der römische Staat verdiente daran, weil Luxuswaren an der Grenze extrem hoch besteuert wurden. Römische Groß- und Einzelhändler machten ebenfalls gute Geschäfte; und das ist eher eine diskrete Umschreibung der von ihnen erzielten Riesenprofite. Denn in den Luxusboutiquen der Hauptstadt erreichten die begehrten *margaritae* das Hundertfache des Einkaufspreises[5]. Nicht wenige, die ihren Lebensunterhalt mit dem Perlenhandel verdienten, sind davon sehr reich geworden, stellt Aelian lakonisch fest[6] – angesichts der exorbitanten Handelsspannen möchte man das gern glauben. Die Läden und Werkstätten der meisten *margaritarii* (Perlenhändler) lagen in Rom an der Via Sacra, also ganz zentral am Forum Romanum[7].

Der Wohlstand der *margaritarii* beruhte auf der enormen Faszination, die Perlen auf die Damenwelt ausübten. Sie waren geradezu „verrückt“ nach diesem Schmuck, und dieser „Wahnsinn“ machte auch vor Frauen aus den ärmeren Bevölkerungsschichten nicht Halt. Auch sie erfasste das Perlenfieber, denn die Perle, so warben sie für ihren „Anspruch“, sei der „Lictor der Frau in der Öffentlichkeit“, ihr Amtsdiener gewissermaßen oder ihr Aushängeschild[8].

In begüterten Familien gab es nicht selten wegen der Perlen-„Manie“ der Ehefrau Streit, weil selbst ein wahnwitzig hohes Preisniveau die einschlägigen Ambitionen der Damen nicht bremste. Dem Vorwurf der Perlensucht begegneten die Frauen allerdings nicht minder energisch mit dem Hinweis auf die Tisch-Leidenschaft der Männer. Auch sie waren von kostspieliger Luxussucht nicht frei, auch wenn sie sich auf ein anderes Objekt der Begierde richtete[9].

### Diagnose Margaritomanie

*Nicht beim mystischen Kult der Dindymene,*
*nicht beim Stiere des jungen Rinds vom Nile,*
*kurz, bei keinem der Götter, keiner Göttin*
*schwört die Gellia, nur bei ihren Perlen.*
*Diese herzt sie, und diese küsst sie immer;*
*diese heißen ihr Brüder, diese Schwestern,*
*diese liebt sie weit mehr als beide Söhne.*
*Sollt' die Ärmste durch Zufall sie verlieren,*
*sagt sie, würde sie keine Stunde leben.*

Martial, Epigramme VIII 81 (Ü: R. Helm)

## Des Meeres wertvollstes Produkt

Der Siegeszug der Perle in der griechisch-römischen Welt hatte allerdings relativ spät eingesetzt. Das klassische Hellas kannte Perlen so gut wie nicht. Erst im Gefolge des Alexanderzuges wandte sich das Interesse diesen raren Schmuckstücken zu. Der Kontakt mit der hellenistischen Welt machte die Perle auch in Rom allmählich bekannt, zunächst als Beutestücke von den Kriegsschauplätzen im Osten, dann über eine Intensivierung der Handelskontakte. Der Sündenfall aus der Sicht der Moralisten war der Sieg des Pompejus über Mithridates. Damals brachen gewissermaßen die Dämme, zumal im Triumphzug des Jahres 61 v. Chr. ein Porträt des siegreichen Feldherrn aus Perlen mit- und der staunenden römischen Öffentlichkeit vorgeführt wurde. „Hattest du das nötig, Großer Pompejus“, fragt Plinius bitter, „dein Antlitz aus einer so verschwenderischen und für Frauen erfundenen Sache machen zu lassen?“[10]

Gleichgültig, ob dem Epochenjahr wirklich diese Bedeutung zukam – immerhin hatte der korrupte Statthalter Verres seine Provinz Sizilien schon ein gutes Jahrzehnt zuvor auch im Hinblick auf Perlen ausgeraubt[11] – , jedenfalls trieb die Nachfrage den Perlenpreis im 1. Jahrhundert v. Chr. kontinuierlich auf neue Rekordhöhen. Die Perle war mit Abstand das wertvollste Produkt, das man aus dem Meer gewann[12], ja

sogar das teuerste überhaupt: *principium columenque omnium rerum pretii margaritae tenent*, sagt Plinius ohne Einschränkung: „Perlen nehmen den ersten und höchsten Rang auf der Preisskala aller Gegenstände ein."[13] Gleichwohl oder gerade deshalb behaupteten Perlen bis ans Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. ihren Rang als führender „Mode"-Schmuck.

Der Preis der Perlen richtete sich wie heute nach verschiedenen Faktoren: ihrer Größe, Rundung, Glätte, ihrem Gewicht und ihrer Farbe. Die größte Wertschätzung genossen weiße Perlen. Die längliche Form war nicht unbeliebt. Wegen der Ähnlichkeit mit Beeren nannte man Perlen auch *bacae*. Der luxuriöse Charakter dieses Schmucks kam vor allem in der Bezeichnung *uniones* zum Ausdruck, „Einmalige", „Stücke ohne gleichen", weil keine Perle der anderen vollkommen ähnlich sieht[14]. Mehrere als Ohrenschmuck getragene Perlen hießen *crotalia*, „klappernde Ohrgehänge" – allein der Klang der aufeinander stoßenden Perlen sei offenbar für die Trägerin mit Lustgefühlen verbunden, erläutert der Griesgram Plinius diese Bezeichnung[15].

### Schönheitsideal mit Verwechslungsgefahr

*Wohlgestaltet entflammen sie mein Herz, schneeweiß, ebenmäßig,*
*zwillingsgleich und stattlich – nein, nicht Knaben, sondern Perlen.*

Martial, Epigramme XII 49, 9f.

Tatsächlich waren die Perlen als Ohrenschmuck außerordentlich populär, als Einzelstücke ebenso wie in Arrangements zu zwei, drei und manchmal noch mehr Exemplaren. Das zum Teil beachtliche Gewicht nahmen die Damen gern in Kauf. „Ihre Ohrläppchen sind durchaus trainiert, die Last zu tragen", stellt Seneca im Tone säuerlicher Bewunderung fest, um kopfschüttelnd hinzuzufügen: „Die Perlen verbinden sich miteinander und obendrein überlagern weitere Perlen je zwei", so dass man sich nicht darüber zu wundern braucht, „wenn zwei oder drei Vermögen an jedem Ohr hängen"[16]. *patrimonia* steht dort für „Vermögen", und das meint den vom Vater (*pater*) übernommenen Familienbesitz, den man nach altrömischer Auffassung mehren und nicht zum Konsum „missbrauchen" sollte – schon gar nicht für so eitlen Tand wie diese fragwürdigen Schönheits-Accessoires …

## Aphrodisiakum Perle

Die Damen der feinen Gesellschaft sahen das ganz anders, und sie hängten sich Perlen nicht nur an die Ohren, sondern auch als Colliers um den Hals – als einfache, doppelte oder dreifache Perlenketten, die auf Gold- oder Silberfäden aufgereiht waren. Auch die abwechselnde Reihung mit anderen Edelsteinen wie vor allem Smaragden war populär, ebenso die Einarbeitung von Perlen in Ringe, Armreifen, Stirnbänder und Haarnetze aus filigranem Golddraht. Gelegentlich gehörten solche Schmuckstücke zur Aussteuer junger Frauen der Oberschicht[17], und die emotionale Beziehung zu diesen Preziosen führte bei einigen Damen dazu, dass sie ihre Perlen nachts in einem Beutelchen umhängten, um im süßen Bewusstsein ihres kostbaren Besitzes sanft schlafen zu können …[18] Nicht jeder verfügte schließlich über einen eigens zum Hüten des Perlenschatzes abgestellten Sklaven (Funktionsbereich *ad margaritas*, „Perlenbeauftragter")[19].

*Ohrringe aus dem Schatz von Eauze: Gold, Smaragde und Perlen; St.-Germain-en-Laye, 2./3. Jh.*

Der eigentliche Stolz aber bestand natürlich nicht darin, den Perlenschmuck nachts im Säckchen körpernah zu bewachen, sondern ihn der Öffentlichkeit – oder zumindest den Freundinnen – zu präsentieren, mit diesem Luxusbesitz auf mehr oder minder gediegene Weise zu renommieren. „Mit runden Perlen beladen zu lustwandeln"[20] – davon versprach sich manche Dame der Gesellschaft offenbar auch eine erotisierende Wirkung. Und es scheint, dass die Männerwelt für diese Reize nicht blind war – es sei denn, die Trägerin hatte eine bestimmte Altersgrenze überschritten (dann helfe, so Horaz ganz ungalant, nur noch der Mund, um den Gegenstand der Behexung, *fascinum*, aus seiner Reglosigkeit erwachen zu lassen)[21].

Das Beschenken der Gattin mit Perlenschmuck war jedenfalls, will man „Kennern" wie Trimalchio glauben, mit dem Risiko verbunden, dass andere Männer ein Auge auf die so Herausgeputzte warfen: „Was brauchst du Indiens teure Perlenkugeln? Damit an Meergeschmeid die Frau und Mutter auf fremdem



*Porträtmumie einer jungen Frau. Sie trägt Ohrringe, einen Haarkranz aus Blattgold und eine doppelt gereihte Perlenkette; Bonn, Anfang 3. Jh.*

Lager frech die Beine hebt?"[22] Übrigens beklagt ausgerechnet der verschwendungssüchtige Multimillionär Trimalchio in diesem Zusammenhang, dass „Roms Burg im breiten Schlund des Luxus zerbirst ..."[23].

Die erotische Wirkung war das eine, der Effekt auf gesellschaftlichem Parkett das andere. Perlenschmuck als allgemein bekannter und anerkannter Ausdruck von Reichtum bot sich als Medium ostentativer Luxus-Repräsentation besonders dort an, wo die vornehme Welt unter sich war. So war es ein wohlkalkulierter Coup, dass Lollia Paulina, die einstige Frau des Kaisers Caligula, bei einem eher zweitrangigen gesellschaftlichen Anlass, einer unbedeutenden Verlobungsfeier, in einem vor Perlen und Smaragden geradezu starrenden Ornat erschien – am ganzen Kopf, an den Ohren, am Hals und an den Fingern funkelte und glänzte es nur so vor lauter Edelsteinen. Damit schlug sie alle „Konkurrentinnen" um Längen. Nicht weniger als 40 Millionen trug sie damals am Körper, und sie sorgte dafür, dass sich das herumsprach. Und was war, wenn jemand das nicht glauben mochte? Die Dame hatte vorgesorgt: Sie hatte alle Rechnungsbelege dabei[24].

## Auf dem Gipfel ostentativer Verschwendung

Nur eine einzige Frau soll noch wertvollere Perlen besessen haben als Lollia Paulina: die ägyptische Königin Kleopatra. Sie war Herrin über die zwei größten Perlen, die die Alte Welt je gekannt hat. Jede dieser Perlen wurde auf 10 Millionen Sesterze geschätzt. Und eine der beiden gelangte, nachdem Kleopatra ihr Reich an die Römer verloren hatte, nach Rom. Dort wurde sie zerschnitten, damit beide Ohren der Venus-Statue im Pantheon mit dem berühmten Perlenschmuck der Kleopatra behängt werden konnten.

Was aber war mit der zweiten Perle geschehen? Ihr Schicksal war legendär. Ob die Geschichte stimmte oder nicht, tat nichts zur Sache. Hofklatsch wurde schon in der Antike begierig aufgegriffen und unabhängig von seinem Wahrheitsgehalt kolportiert. Für Moralisten war die Sache außerdem ein gefundenes Fressen, zumal sich auch antiägyptische Ressentiments mit der Erzählung transportieren ließen. Mochte die eigenwillige, ihren Thron mit allen Mitteln verteidigende letzte Königin der Ptolemäer-Dynastie am Ende von Rom bezwungen worden sein – wenigstens in Sachen Luxussucht sollte sie den Sieg über ihre Bezwinger davontragen[25]. Und das kam so: Ihr Liebhaber Marc Anton führte im Palast von Alexandria an Kleopatras Seite ein Luxusleben, bei dem er nichts Kostbares auslassen wollte, was Erde, Meer und Himmel an Leckerbissen bereithielten. Tag für Tag „mästete er sich" (Plinius) mit den exquisitesten Speisen und ließ sich mit seiner Geliebten gewissermaßen auf einen Wettstreit ein, wer von beiden der größere Verschwender sei. Kleopatra nahm den monströsen Luxus-Fehdehandschuh bereitwillig auf. Sie kündigte an, sie werde bei einer einzigen Mahlzeit 10 Millionen Sesterze verspeisen. Antonius ging ungläubig auf die Wette ein. Er war sicher, dass selbst eine für ihre Verschwendungssucht so berühmt-berüchtigte Frau wie Kleopatra das nicht schaffen werde.

*Goldkette mit Perlen und Smaragden, 34,5 cm lang; aus Pompeji, 1. Jh.*

Aber natürlich behielt sie Recht. Vor- und Hauptgang der Mahlzeit, die sie sich am nächsten Tage vorsetzen ließ, waren eher Hausmannskost – von Millionenwerten jedenfalls weit entfernt. Antonius spottete noch, als der Nachtisch serviert wurde. Er bestand lediglich aus einem Gefäß mit scharfem Essig. Marc Anton stutzte, konnte sich aber keinen Reim auf das merkwürdige Dessert machen – bis Kleopatra eine ihrer unersetzlichen Perlen in den Essig fallen ließ und nach einiger Zeit die schleimige Flüssigkeit aufschlürfte. Zehn Millionen Sesterze waren damit vernichtet. Als die Königin sich anschickte, mit der ruinösen Wette fortzufahren und auch die zweite Perle im Essig aufzulösen, gebot der zum Schiedsrichter bestellte L. Plancus Einhalt. Er erklärte Antonius für besiegt und rettete so die Hälfte des Perlenschmucks für die Venus-Statue im Pantheon[26].

Caesar, Kleopatras Liebhaber vor ihrer Affäre mit Marc Anton, wäre vermutlich entsetzt gewesen über diese mutwillige Vernichtung eines einzigartig wertvollen Schmuckstücks. Sein

Umgang mit solchen Kostbarkeiten drückte größeren Respekt vor dem Kunstwerk der Natur aus. Er war zwar auch bereit, dafür tief in die Tasche zu greifen – um dann aber der Dame seines Herzens eine Freude damit zu machen. Servilia, die Mutter seines späteren Mörders Brutus, erhielt einst von Caesar eine Perle im Werte von sechs Millionen Sesterzen geschenkt[27].

Die wahnsinnige Verschwendungstat der Kleopatra sicherte ihr im Übrigen keinen unbestrittenen Spitzenplatz in der Rangliste snobistischer Verrücktheit. Wenn auch nicht mit Perlen von solchem Einzelwert, so hatte doch schon vorher der Sohn des Schauspielers Aesopus das von seinem Vater ererbte Vermögen dadurch in rekordverdächtiger Weise ruiniert, „dass er kostbarste Perlen in Essig auflöste und in seine Getränke mischte"[28]. Er wollte einfach nur „zum Ruhm seines Gaumens" in Erfahrung bringen, wie Perlen schmeckten, und gab sich, als sie ihm mundeten, vorbildlich „sozial": Auch seine Gäste durften jeweils eine Perle schlürfen[29]. Als nächster Perlenschlürfer schrieb sich Kaiser Caligula in die Annalen demonstrativer Wertevernichtung auf dem Billett des Ego-Trips ein.

Wer weiß, wie viele andere Snobs kleinerer Kragenweite zu vorgerückter Stunde in Weinlaune ähnliche Experimente wiederholt haben?! Zynismus solcher Art lag durchaus im Interaktions-System einer Klasse begründet, die sich mit der gegenseitigen Vorführung luxuriöser Eskapaden tendenziell zu immer spektakuläreren Verschwendungsrekorden im Distinktionswettkampf ansporne. Natürlich hätte man Millionenwerte auch einfach in die Gosse werfen können. Aber das hätte keinen Stil gehabt. Es galt, Vernichtung riesiger Vermögenswerte genießerisch zu zelebrieren. Das Schlürfen von Perlen wurde als kurzer, aber ungeheuer intensiver Luxus-Orgasmus erfahren – und zwar vor den Augen ungläubig staunender Voyeure.

Es ist bezeichnend für das von den Luxus-Adepten in der römischen Gesellschaft geschaffene Klima, dass die Öffentlichkeit solche Exzesse für möglich hielt. In der Realität ging die große Geste der schlagartigen Wertevernichtung deutlich weniger theatralisch vonstatten, als es die märchenhaften Erzählungen glauben machen wollen. Denn zum einen dauert es schon einige Zeit, bevor sich der kohlensaure Kalk der Perle in starkem Essig löst. Und zum anderen bleiben doch die Häute und das Gerüst aus organischen Bestandteilen übrig[30]. Von diesen wenig appetitlichen Rückständen im königlichen Perlenschleim weiß die Legende nichts zu berichten.

## Perlen für den Herrn

Perlenschmuck trugen fast ausschließlich die feinen – und gelegentlich auch ein paar nicht ganz so feine – Damen. Was indes nicht heißt, dass die Männer sich gänzlich vom Perlenfieber hätten freihalten können. Ihnen lag mehr daran, ihre Kleidung und Schuhe mit Perlen zu schmücken – was Frauen natürlich auch nicht verschmähten[31]. Ob die nörglige Interpretation des Plinius zutrifft, mit der Perlen-Applikation am Schuhwerk habe man die Kostbarkeiten bewusst mit Füßen treten wollen, darf man bezweifeln, auch wenn das gewissermaßen das bürgerlich-mediokre Pendant zur „aristokratisch-heroischen" Geste der Perlenvernichtung durch Schlürfen gewesen wäre[32]. Aber natürlich ging es schon darum zu zeigen, dass man sich sogar „ganz unten" – dort, wo die Blicke der Passanten nicht unbedingt hinzielten – die Extravaganz echter Perlenstickerei erlauben konnte.

Einen weiteren Aufschwung nahm die Perlenbegeisterung, wenn sie sich denn überhaupt noch steigern ließ, in Neros Zeit. Denn der Kaiser war ein erklärter Perlen-Enthusiast. Und Nero wäre nicht Nero gewesen, wenn er sich in Sachen Perlenluxus nicht noch etwas Besonderes, bis dahin Unerhörtes ausgedacht hätte. Und so ließ er alles Mögliche, sein Szepter, Theaterrequisiten und sogar seine *cubilia viatoria* über und über mit Perlen verzieren. Reisebetten aus Perlen gebaut – das half vielleicht etwas über die harten Stöße hinweg, die das Basaltpflaster römischer Fernstraßen dem kaiserlichen Lager ab und zu versetzten, und ließ ihn vom Meeresrauschen träumen, das in den unzähligen Perlen seines mobilen Gemachs widerhallte ...[33]

Nero wäre indes aber auch nicht Nero gewesen, wenn er nicht wenigstens punktuell die Gegenstände seiner Leidenschaft mit „seinem" Volk geteilt hätte. Und tatsächlich fanden sich unter den *missilia* (Wurfgeschenken), die er bei öffentlichen Schauspielen in die Menge werfen ließ, auch Perlen[34]. Womit sich der Kaiser, sonst nicht gerade als Förderer der frühen Christen hervorgetreten, auf dem Boden der christlichen Verkündigung bewegt. Denn dort heißt es ja in der Vulgata-Fassung der Bibel: *neque mittatis margaritas vestras ante porcos*[35]. Vor die Säue soll man seine Perlen nicht werfen, vors Volk darf man das schon.

Natürlich nur, wenn es die Ausnahme bleibt. Denn sonst könnte der Ruf der Perle als exklusives, sündhaft teures Luxusobjekt für die Dame von Welt in Gefahr geraten.



# Wahnsinn in Holz – Männerliebling Tisch

Gelegentlich hing auch in reichen römischen Familien der Haussegen schief. Man stritt, obwohl man genug davon hatte, ums liebe Geld. Genauer gesagt, um das Ausgabenbudget für Luxusartikel. Da kam es vor, dass die Dame des Hauses sich sündhaft teuren Perlenschmuck gekauft hatte und der Herr Gemahl nicht sehr amüsiert darüber war. Allzu heftige Vorwürfe wegen der Verschleuderung des Familienvermögens für unnötige Luxusanschaffungen waren indes wenig opportun, wenn der zum Maßhalten ratende Ehemann selbst die sprichwörtliche „Leiche im Keller" hatte. Dann passierte es schon einmal, dass die angegriffene Verschwenderin mit dem Hinweis auf den Luxus-Spleen ihres Mannes konterte. Und der hieß häufig Prunktische. *mensarum insania*, „Tisch-Wahnsinn", nennt Plinius den einschlägigen Gegenvorwurf recht eingängig[1]. Auch wenn es vielleicht manchem Rollenklischee zuwider laufen mag: Es waren die *Männer*, die auf edle Tische ganz versessen waren. Tatsächlich hören wir in den Quellen ausschließlich von männlichen Besitzern, wenn es um jene Tische geht, für die astronomische Summen bezahlt wurden.

Gemeint sind die mensae *citreae*, Tische aus Citrusholz. Mit dem Zitronenbaum ist diese *citrus* nicht verwandt. Es handelt sich vielmehr um den Sandarakbaum (*Tetraclinis articulata*), eine Zypressenart, die im nordafrikanischen Raum heimisch ist. Nach der griechischen Bezeichnung *thyon* wird der Baum auch *Thuia articulata* genannt. Er wuchs an den Abhängen des Atlasgebirges sowie in Numidien und Mauretanien. Überlebt hat er die Begehrlichkeit der römischen Tisch-Sammler in einigen Gegenden des heutigen Marokko, allerdings selten in größeren Konzentrationen. Bei Essaouira an der Atlantikküste gibt es einen Thuiawald, der den Namen verdient. Dort und in Marrakesch kann man heute noch Schüsseln und Kästchen aus Citrusholz kaufen[2].

Was machte den Reiz dieses Holzes aus? Einerseits seine Härte und Robustheit, andererseits aber – und in erster Linie – eine wunderschöne Maserung, die ihresgleichen suchte. Dazu kam der leicht zitronenartige Geruch des ätherischen Öls des immergrünen „Lebensbaums". Diese Eigenschaften in Kombination mit der Seltenheit des Rohstoffes und der langen Wachstumsdauer, bis aus einem Baum Tischplatten hergestellt werden konnten, machten ihn zum unbestrittenen Luxusholz der römischen Antike.

Dem Älteren Plinius verdanken wir eine anschauliche Beschreibung: „Der bevorzugte Wert eines Tisches bezieht sich auf krause Maserung und kleine Wirbel. Das erstere ist der Fall, wenn der Verlauf länglich ist, und deshalb spricht man dann von 'getigert', die der zweiten Art zeigen einen gewundenen Lauf, und diese Tische heißen daher 'pantherartig'. Es gibt auch wellenförmig gemaserte, die noch beliebter sind, wenn sie die Augen der Pfauenfedern wiedergeben. Nach diesen aber haben, außer den schon genannten, großes Ansehen die 'gekräuselten', deren Maserung einer dichten Körpermasse gleicht, weshalb man sie wegen dieser Ähnlichkeit die 'getüpfelten' heißt. Die größte Bedeutung aber hat bei allen die Farbe; hier ist am beliebtesten die Farbe des Metes, der seinen Wein durchschimmern lässt."[3]

Die starke Maserung erzielte man dadurch, dass man die Bäume im oder unmittelbar über dem Boden regelmäßig kappte und die immer wieder aufgehenden Äste erneut abschnitt. So wurde der „unglückliche Baum"[4] (Seneca) gezwungen, ständig knotenartige Windungen in Form von Rosetten zu „produzieren", die ihn mit jedem Jahr wertvoller machten.

Die größten der in der Regel rund gearbeiteten Tischplatten (*orbes*; „Kreise"), die auf einem Marmorfuß ruhten, hatten Durchmesser zwischen 120 und 135 cm bei einer Dicke von bis zu 28 cm[5]. Nach modernen Berechnungen dauert es über 200 Jahre, bis der Citrusbaum einen solchen Durchmesser erreicht[6]. Unter diesen Umständen erklären sich die wahnwitzigen Summen, die man für große *mensae citreae* hinblättern musste. Cicero kam mit 500 000 Sesterzen noch vergleichsweise preiswert an ein repräsentatives Sammlerstück, obwohl er seinerzeit etwas knapp bei Kasse war. Das Doppelte bezahlte wenige Jahre später ein gewisser Asinius Gallus. Der zweithöchste jemals entrichtete Preis für eine *mensa citrea* lag bei 1,2 Millionen Sesterze. Den absoluten Rekord stellte der Kaufpreis von 1,3 Millionen dar. Für diese Summe erwarben die Cetheger, eines der ältesten Adelsgeschlechter, einen Luxustisch, den freilich einige Jahrzehnte später ein trauriges Schicksal ereilte: Er wurde bei einem Brand zerstört.

## Antiquitäten als Statussymbole und Vermögensanlagen

Ein großes Landgut in dieser Preislage wäre eine deutlich bessere Investition gewesen, deutet Plinius etwas maliziös an[7]. Obwohl er die Auswüchse des Luxusstrebens überhaupt nicht mag, ist er doch ein Chronist, der an Rekorden seine Freude hat. Man kann diese Faszination nachvollziehen. Tatsächlich stellte der Wert dieser Tische Gold weit in den Schatten. Darin sind sich alle zeitgenössischen Autoren einig[8]. Die Größenordnung bringt Seneca auf den Punkt: Eine einzige *mensa citrea* der obersten Preiskategorie kostete mehr, als es dem jährlichen Minimalcensus für den Senatorenstand entsprach[9]. Damit war die *citrus* das bei weitem teuerste Holz – ähnlich wie unter den im Meer vorkommenden Produkten die Perlen das wertvollste waren[10]. Insofern herrschte bei den gegenseitigen Verschwendungsvorwürfen unter reichen Ehepartnern Waffengleichheit; man stritt, jedenfalls was den Streitwert anging, auf höchstem Niveau.

### Holz schlägt Gold

*Nimm, was herrlichen Wäldern entstammt, ein Geschenk von dem Atlas!*
*Wer dir ein goldenes gibt, gibt dir doch wen'ger damit.*

Martial XIV 89 (Ü: R. Helm)

Citrustische waren ausgesprochene Liebhaberstücke. Man erfreute sich an ihrem Besitz, und man renommierte mit ihnen. Sie gehörten zur luxuriösen Tischkultur[11] und wurden den Gästen gern als besonderer Schatz vorgeführt. Auch Seneca ließ die Teilnehmer seiner Soireen von Citrustischen aus bewirten. Allerdings dürfte die Zahl seiner Gäste nie so groß gewesen sein, dass er alle seine Edeltische zum Einsatz hätte bringen können. Angeblich besaß er 500 davon[12]. Sollte die Zahl korrekt überliefert sein, so stellten *mensae citreae* wohl auch eine Vermögensanlage dar. Sie scheinen als Antiquitäten gehandelt worden zu sein; jedenfalls war die Ahnengalerie der Vorbesitzer besonders wertvoller Stücke häufig bekannt[13].

Gut möglich, dass ältere Tische sogar noch im Wert stiegen! Denn bei dem langsamen Wachstum der Bäume wurde das Angebot im oberen Marktsegment immer knapper. Dies um so mehr, als niemand auch nur im entferntesten an „Nachhaltigkeit" im Umgang mit Rohstoffen dachte. Was allgemein für den Holzeinschlag in der Antike galt, der immer weiter voranschritt, weil es keine nennenswerten Wiederaufforstungsaktivitäten gab, traf auch und – angesichts des hier besonders notwendigen langen Atems – gerade auf das Luxusholz Citrus zu: Man nahm sich das, was da war; die Zukunft der Ressource interessierte niemanden.

## Vom Wald in die Edelboutique: Wege einer Luxusware

Schon gar nicht die Nutznießer im fernen Italien. Der Verarbeitungsprozess des Citrusholzes trägt deutliche Züge einer kolonialen Ausbeutungsmentalität. Die Einheimischen – *barbari* sagt Plinius bezeichnenderweise – waren für die „Ernte" und eine erste Rohbehandlung des wertvollen Holzes zuständig. Sie präparierten es – u.a. indem sie ihm Feuchtigkeit entzogen – für den Transport[14]. Der Überseehandel lag wohl in den Händen römischer Kaufleute, die sich auf diese Edelware spezialisiert hatten. Wenn ein Berufskollegium die *negotiatores eborarii* und *citrarii* umfasste, die Elfenbein- und Citrusholzhändler, so spricht das eine deutliche Sprache: Als Luxus-Kaufmannschaft blieb man unter sich[15]. Die Händler übergaben die Halbfabrikate besonders qualifizierten *citrarii*[16], Citrusholzschreinern, die das Holz kunstvoll weiterverarbeiteten. Diese Kunstschreiner waren vermutlich eher im Auftrag der kapitalstarken Händler tätig. Dass sie auf eigene Rechnung handelten, ist bei den enormen Rohstoffkosten unwahrscheinlich[17].

Von ihnen aus gelangten die fertigen Tische bzw. Tischplatten in teure Boutiquen etwa in den Saepta am Marsfeld. *mensae citreae* standen dort wie die anderen besonders teuren Waren im hinteren Teil des Verkaufsraums. Sie waren mit Decken geschützt, die Kaufinteressenten vom Ladenpersonal abnehmen lassen mussten, um die Objekte ihrer Luxusbegierde in Augenschein nehmen zu können[18].

Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit waren die einheimischen Rohstoff-Produzenten die großen Verlierer in der Verarbeitungs- und Distributionskette dieser Edelware. Und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen wurde ihnen der knappe Rohstoff weggenommen, ohne dass sich jemand um einen „Ersatz" kümmerte, und zum anderen war die Wertschöpfung hier an der Quelle offenkundig am geringsten. Weil sie selbst von der *insania mensarum* nicht infiziert waren, gaben die Einheimischen ihre „Schätze" preiswert ab.

### Nachfrage generiert Luxus

*Einzig Mauretaniens Wälder*
*bilden einen Reichtum für die Menschen dort,*
*die ihn aber nicht zu nutzen wussten,*
*sondern daran Genüge hatten, unter dem*
*Blätterschatten des Citrusbaums zu leben.*
*Erst unsere Äxte drangen in den unbekannten Forst,*
*wir erst holten uns vom Rand der Welt neben*
*Leckerbissen auch noch Tische.*

Lucan, Pharsalia IX 426ff. (Ü: W. Ehlers)

## Citrustische, die keine sind ...

Außer zur Herstellung von Tischen fand Citrusholz noch bei weiteren Gegenständen Verwendung: Tabletts und Schreibtäfelchen[19], Tafelaufsätzen und Bettgestellen[20], Holzpfosten und Kassettendecken[21]. Letztere scheinen sogar am Anfang der Citrusholz-Manie gestanden zu haben. Kein Geringerer als der Alte Cato wetterte schon im Jahre 152 v. Chr. gegen verschwenderisch gebaute Privathäuser, die „mit Citrusholz und Elfenbein ausgeschmückt" seien[22]. Genutzt hat diese früheste Philippica gegen das Luxusholz nichts.

Die Entwicklung verlief in genau die entgegengesetzte Richtung als vom großen Warner

intendiert. Der Siegeszug der *mensae citreae* stand erst noch bevor. 300 Jahre später hätte Cato zumindest einen Grund zur Schadenfreude gehabt: Da neigte sich die Ära der Edeltische mangels Holzmasse dem Ende zu – jedenfalls was die Neuproduktion anging.

Freilich schuf sich der ungebrochene Wunsch nach Luxusgütern auf findige Weise Surrogate. Einmal in Gestalt dünner Furniere, die die früher übliche Massivholz-Ausführung der *orbes* durch 2-3 mm dicke Laminate ersetzten[23], zum anderen durch Imitate aus anderem Holz, die dem des Citrusbaums ähnlich waren. Sie waren, wie man es von heutigen *Fakes* von Edelprodukten kennt, oftmals mit großem Geschick gefertigt, so dass manche Leute „Citrustische kauften, die keine waren"[24].

Die *mensae citreae* waren Prunktische sozusagen eigenen Rechts. Sie wirkten durch ihre wunderbare Maserung und ihre dunkelbraune Farbe. Als Gebrauchsgegenstände waren sie den meisten Besitzern zu kostbar; sie werden deshalb nur selten funktional als Tische verwendet worden sein.

*Kostbare Holztische haben sich nicht erhalten, wohl aber edle dreibeinige Tische aus Bronze wie dieser; Pompeji, 1. Jh.*

## „ABACI" – WIE MAN PRUNK ZUR GELTUNG BRINGT

Ganz anders bei einer zweiten Sorte von Tischen, die ebenfalls als Prunktische bezeichnet zu werden pflegen. Auch wenn sie aus Marmor oder Edelmetall gearbeitet und ihre Füße aufwendig verziert waren, dienten sie doch nur als Träger luxuriösen Hausrats. Aufgrund ihrer rechteckigen Form wurden sie als *abaci* bezeichnet. Ihre Funktion war schlicht und einfach die Zurschaustellung von Reichtum: Der Hausherr stellte seine wertvollsten Gold- und Silbergefäße, manchmal auch edelsteinverzierte Gerätschaften dort auf[25]. Hatte man neue Prunkgefäße erworben, so gab man auch neue *abaci* in Auftrag[26]. Und damit die Gäste bloß nicht übersahen, was ihr Gastgeber sich so alles leisten konnte, standen die Schautische mit ihren kostbaren Exponaten im Esszimmer[27]. Niemand hatte eine Chance, an dem „ausgestellten" Wohlstand – *aurum et argentum exponere* war der ganz ehrliche *terminus technicus* für diese Protzerei – vorbeizuschauen[28]. Der Luxus wollte bestaunt und bewundert werden. Nirgendwo sonst tritt seine Funktion als reputationsfördernde Demonstration verschwenderischen Reichtums so offen zu Tage wie bei diesen Prunktischen.

Die Sitte stammte aus Griechenland. So richtig in Mode kam sie bei reichen Römern nach der Eroberung Kleinasiens. In der Luxusgeschichte Roms galt der 5. März 187 v. Chr. Moralisten aller Couleur als „schwarzer Tag". Damals feierte Cnaeus Manlius Volso seinen kleinasiatischen Triumph – und im Gefolge dieses militärischen Erfolges gelangten als Siegesbeute Luxusgüter nach Rom, die die Begehrlichkeit der Oberschicht weckten – darunter eben auch die *abaci*[29]. Die Dämme altrömischen Maßhaltens schienen gebrochen; die letzten Reste schwemmte die zweite Flutwelle des Luxus in Gestalt des Triumphzugs des Pompejus im Jahr 61 v. Chr. fort. So jedenfalls diagnostiziert es Plinius[30].

Wer an viereckigen „Ausstellungs"-Tischen keinen Gefallen fand, brauchte auf die Demonstration seines wertvollen Hausrates nicht zu verzichten. Als Alternative zu den *abaci* boten sich *mensae Delphicae* an. Sie verdankten ihren Namen der Ähnlichkeit mit dem berühmten delphischen Dreifuß: runde Platten auf sorgfältig gearbeiteten, häufig figürlich verzierten Beinen als Blickfang für Gold- und Silbergefäße[31].

*Einen* Nachteil hatten die ins Auge fallenden Präsentationstische allerdings schon: Wenn man die falschen Gäste einlud, konnte das Renommiergehabe unversehens zum empfindlichen Verlustgeschäft mutieren. Diese Erfahrung musste der reiche Diokles aus dem sizilischen Lilybaeum machen, als er Caius Verres, den Statthalter der Insel, zu Gast hatte. Verres, einer der skrupellosesten „Provinzfürsten" der römischen Geschichte, verhielt sich so wie bei anderen Gelegenheiten: Er nahm seinem Gastgeber all die schönen zur Schau gestellten Gefäße einfach weg. Ob er wenigstens die Prunktische dagelassen hat, ist nicht überliefert[32].



# MILLIONENMÄRKTE DER EITELKEIT – PARFUM UND SCHMUCK

*mulier recte olet, ubi nihil olet*, „eine Frau riecht dann gut, wenn sie nach nichts riecht" –, der sprichwörtlich gewordene „Klassiker" des Plautus[1] ruft zum Parfumverzicht auf, weil zu guter Geruch misstrauisch macht. Cicero haut in die gleiche Kerbe, ebenso – wenig verwunderlich – Seneca, für den „der beste Körpergeruch keiner ist"[2], und Martial, in dessen Nase „nicht gut riecht, wer stets gut riecht"[3]. Was für die Frau postuliert wird, gilt für den Mann erst recht. Schweißgeruch, das ist doch für einen kernigen Römer alten Schlages nichts Schlimmes. Die Altvorderen hätten sich zwar, weiß auch wieder Seneca, täglich Arme und Beine abgewaschen, ein Vollbad aber nur alle neun Tage genommen. Und wonach rochen sie folglich? „Nach Wehrdienst, Arbeit, Mann".[4] Das also soll das Flair von Altrom gewesen sein? Von wegen. Das Wunschdenken der „*austerity*-Apostel" übersieht, dass Parfum in Rom deutlich früher Einzug gehalten hat als „der übrige asiatische Luxus"[5] – dank der Vermittlung des unteritalischen Griechentums, das in Capua einen der führenden Produktionsorte besaß.

Der nostalgische Blick der Luxus-Skeptiker in die Frühzeit Roms als vermeintlich parfumfreie Zone erklärt sich als Protest gegen eine zunehmende Verwendung von Salben und Parfums seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. Sie galt, zumindest was das „starke Geschlecht" anging, als unmännlich. Den politischen Gegner konnte man diffamieren, indem man ihn als „von Salben triefend und in Purpur glänzend" charakterisierte[6] und ihn damit in die Nähe jener Flaneure und Müßiggänger rückte, die sich in den Läden der Salbenhändler (*unguentarii*) herumdrückten und im Verdacht der Homosexualität standen[7]. Männer, die sich täglich einsalbten und sich gar vor dem Spiegel zurechtmachten, waren in den Augen eines Scipio Africanus Weichlinge oder Dandys – jedenfalls keine Römer „aus echtem Schrot und Korn"[8].

*Die Göttin als Vorbild: Venus bei der Toilette, assistiert von zwei Eroten; Silberschale, 4. Jh., aus Rom, heute in Paris*

Alle diese stilisierten Wunschbilder hatten mit der gesellschaftlichen Realität wenig zu tun. Dort traf man meistens auf Frauen und Männer, die die Mitte hielten zwischen einem nach parfümierten Kaupastillen riechenden Rufillus und einem nach „Bock" stinkenden Gargonius[9]. Der Gebrauch von Parfum war in der römischen Gesellschaft so selbstverständlich wie heutzutage die Nutzung eines Deodorants. Es fielen nur Personen auf, die es – zur einen wie zur anderen Seite – übertrieben. Wer eben allzu sehr „nach Cosmus" roch, einem der bekanntesten Parfumhändler des 1. Jahrhunderts, geriet in den Verdacht, übel Riechendes überdecken zu wollen.

### Verwechslungsgefahr

*Überall, wo du hinkommst, meint man, Cosmus spaziere vorbei,*
*und aus dem Glas gegossen fließe in Strömen das Zimtöl;*
*ich mag aber nicht, dass du dir, Gellia, mit so exotischem Zeug gefällst.*
*Du weißt vermutlich: So gut duften kann auch – mein Hund.*

Martial, Epigramme III 55 (Ü: R. Helm)

## Der parfümierte Alltag

Ansonsten gehörte es zur normalen Hygiene, sich den Körper beim Bad mit Öl oder parfümierter Salbe zu cremen[10]. Bei der Morgentoilette machten viele Leute ebenfalls von wohlriechenden Ölen und Salben – im Lateinischen wird beides als *unguentum* bezeichnet – Gebrauch, und reichlich floss die parfümierte Essenz auch beim Gastmahl: Wohlgerüche zählten ebenso selbstverständlich zu einem heiter-stimmungsvollen *convivium* wie Kränze und Blumen[11]. Auch Bart und Haupthaar wurden kräftig parfümiert, so dass „beim Wein die kranzumflochtenen Locken hell von syrischer Salbe schimmern"[12]. Aufmerksame Gastgeber stellten *unguenta* und gegebenenfalls auch Bedienstete bereit, die den Gästen dabei halfen, die Wohlgerüche aufzutragen. Als völlig übertrieben, geradezu unerhört vermerkt man jedoch, wenn sich dieser Service bis zu den Füßen erstreckt[13]. Das verstößt ebenso gegen den guten Ton wie die „Schwerpunktverlagerung" durch einen Gastgeber, der zwar „hervorragende Salben" zum Bankett reichen lässt, aber nichts zu essen ...[14].

Sieht man von solchen Skurrilitäten ab, mit denen einzelne Gastgeber sich wichtig machen und zu vorübergehenden Hauptpersonen des Stadtklatsches aufsteigen wollten, so wird man die alltägliche Verwendung von Parfum noch nicht zu einem luxuriösen Lebenswandel rechnen. Sicher waren diese Wohlgerüche eine Domäne der Oberschicht – wenngleich die billigen Sorten auch von einfachen Bürgern erworben werden konnten (und etwa auch von Straßenprostituierten reichlich benutzt wurden)[15]. Mit „Verschwendung" indes oder demonstrativer Zurschaustellung von Reichtum hatte das alles nichts zu tun. Angesichts der Nähe, Enge und Wärme, die bei einem Gastmahl auf den Klinen herrschten, wenn sich im Normalfall drei Männer ein Liegesofa teilten, war der Gebrauch von Wohlgerüchen ein sehr pragmatisches, vernünftiges Verfahren, um den „stinkenden Bock" im Griff zu halten – vor seinen Ausdünstungen warnt Horaz ausdrücklich, wenn es allzu eng auf den Speisesofas werde ...[16]



*Eine vornehme Dame füllt Parfum um. Fresko aus der Villa Farnesina; Rom, frühes 1. Jh.*

## „Vergnügen für andere" – Wenn Parfumwolken wehen

Zum Luxus wurden *unguenta* erst, wenn quantitativ wie qualitativ das in „gutbürgerlichen" Kreisen übliche Verwendungsmaß bei weitem überschritten und das Parfum zum Selbstzweck, Konkurrenzmittel oder Statussymbol wurde. Diese Logik zeigt sich z.B. in der Rechtsprechung, insofern Juristen zwischen Parfum und Salben unterschieden, die einerseits dem Genuss (*voluptas*) oder der Gesundheit (*valetudo*) dienten, andererseits als *luxuriae materia* eingestuft wurden, „Grundlage für Prachtentfaltung"[17].

Ob es noch angemessen war, sich zwei- oder dreimal am Tag einzusalben, damit das Parfum bloß nicht verflog, darüber mochte man unterschiedlicher Meinung sein. Für Parfum-Hasser wie Seneca war damit die Grenze zu skandalösem Luxus bereits überschritten[18]. Doch weiß man ja, dass dessen Toleranzschwelle in all diesen Dingen recht niedrig und er rasch mit dem Vorwurf unnatürlicher Affektiertheit bei der Hand war. Und ist es als besonders extravagant zu beurteilen, wenn jemand seine Wäsche einparfümierte oder die Wände seines Bades mit wohlriechenden Essenzen besprengen ließ[19]? War es wirklich so maßlos, sein Badewasser mit

allerlei Parfums zu veredeln – erst recht, wenn man wie Cosmus in dieser Branche sein Geld verdiente und ein Interesse daran hatte, sich als Salböl-Avangardist neue Geschäfts-Räume zu erschließen und so den Absatz anzukurbeln[20]?

Eher schon ist der Ärger der Moralisten über den „Luxus" jener Zeitgenossen verständlich, die es in der Tat darauf anlegten, sich in wahre Parfumwolken zu hüllen und damit die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zu ziehen. Da gab es wohl schon eine Reihe von Damen, die nichts von diskreter Kosmetik hielten und die die Passanten im Vorübergehen in solche Parfumnebel hüllten, dass „der Geruch sogar die anlockt, die mit anderen Tätigkeiten beschäftigt sind"[21]. Das Kopfschütteln, mit dem Plinius solche Duft-Signale kommentiert („so teuer erkauft man das Vergnügen *für andere*!"), lässt ihn freilich kaum als erfolgversprechenden Kandidaten in einem Wettstreit um erotische Wahrnehmung erscheinen. Aber auch Männer hielten in der Konkurrenz um aufdringlichen Parfumgeruch wacker mit. Über einen gewissen Crispinus spottet Juvenal, er rieche „stärker als zwei Leichenzüge"[22]. Im Übrigen war das Votum der Männer in Sachen „Parfumwolken" so eindeutig nicht, wie es aus dem Munde der Luxus-Kritiker erschallt. Martial schätzt die erotisch stimulierende Wirkung von Parfum so hoch ein, dass er für einschlägige Geschenke an seine Freundin gern tief in die Tasche greift[23] – und er war gewiss nicht der einzige Parfum-Kavalier.

## UNGUENTA EXOTICA

Von wirklichem Luxus kann aber erst da die Rede sein, wo die Parfumpreise die olfaktorische Spreu vom Weizen trennten, wo Summen ins Spiel kamen, die manchen Betrachtern als unmoralisch erschienen, weil sie die Kosten normaler Lebensführung bei weitem überstiegen. Nardensalbe kostete zwischen 35 und 300 Denaren pro römischem Pfund; andere Parfums überstiegen selbst die 400-Denar-Schwelle[24]. Im Kaufkraft-Vergleich bedeutete das einen 300- bis 400-mal so hohen Preis wie für die gleiche Menge Olivenöl[25], den Basisstoff gewissermaßen für jede Salbe. Als besonders anstößig wurde dabei der flüchtige Charakter der Substanz empfunden. Das eigentlich Teure am *unguentum*, der wohlriechende Wirkstoff, war ja relativ rasch verflogen – und damit hatte sich das Teuerste binnen kurzem im wahrsten Sinne des Wortes in Luft aufgelöst. „Salben verdunsten rasch und verschwinden nach Ablauf ihrer Stunden", fasst Plinius das Gefühl des Unbehagens über die enorme „Halbwertzeit" dieses Luxusstoffes zusammen[26] – unfassbar in der doppelten Bedeutung, was da an Werten in rascher Zeit vernichtet wurde. Über sündhaft teure Tische, Pokale und Perlen mochte man sich aufregen, musste aber einräumen, dass diese Werte der Vergänglichkeit erstaunlich lange trotzten und notfalls sogar als Kapitalanlage gelten konnten. *unguenta* aber waren dahin, sobald man sie auftrug. Ein bisschen mehr „Prozessorientierung" hätte all denen geholfen, die sich ob solcher Verschwendung echauffierten; bei allzu ziel- oder ergebnisorientierter Betrachtung, die Stabilität und Wertesicherung verlangte, waren Parfums und Salben in der Tat hinausgeworfenes Geld – ein herber Kapitalverlust in Sekundenschnelle.

> ÜBERZEITLICHE ERKENNTNIS?
> *Frauen verschwenden den Reichtum der Männer für ihr Haar, und ganz Arabien duftet aus ihren Haaren.*
> LUKIAN, AMOR 40

Die Empörung über solche Verschwendung machte sich konsequenterweise an den Wirkstoffen fest. Denn die Essenzen waren das Kostspielige. Die Salbengrundlage (*corpus*), aus Oliven gepresstes Fett, war preiswert, ebenso das Harz, das zur Fixierung des Geruchs diente, und das Konservierungsmittel Salz[27]. All das waren Centbeträge – und die Salben blieben auch noch dann erschwinglich, wenn der *sucus*, das ätherische Öl, aus in Italien heimischen Pflanzen gewonnen wurde. Rosenöl war zwar nicht gerade billig, aber doch nichts Exquisites – erst recht nicht, nachdem sich rund um Capua eine florierende Parfumindustrie etabliert hatte. Sie bezog ihre Duftstoffe von Farmern, die zunehmend Rosen-, Lilien-, Veilchen- und Myrtenkulturen statt weniger einträglicher Olivenplantagen und Getreidefelder anlegten[28]. Das Anbauverhalten der dortigen Bauern lässt erkennen, dass der Wechsel zu „Luxus"-Pflanzen zwar lukrativ war. Da aber das Angebot mit der Nachfrage stieg, dürfte der Preis für diese „Alltagsdüfte" lange Zeit stabil geblieben sein.

Ganz anders sah das bei dem aus Asien eingeführten „exotischen Parfum" aus. Die wirklich teuren Duftstoffe waren samt und sonders importiert; *externa omnia et prodigiosa ... pretia*, stellt Plinius stirnrunzelnd fest: „Alles ist aus-



Eroten bei der Herstellung von Salben. Wandmalerei aus dem Haus der Vettier; Pompeji, 1. Jh.

ländisch, und die Preise sind ungeheuerlich."[29] Sie schlugen erheblich bei den insgesamt 100 Millionen Sesterzen zu Buche, die Rom in der Kaiserzeit Jahr für Jahr im Handel mit dem Mittleren und Fernen Osten „verlor"[30]. Dieses tatsächliche oder doch eher vermeintliche Loch in der Handelsbilanz hatten schon die Censoren des Jahres 89 v. Chr. zu stopfen versucht, als sie kurzerhand den Verkauf exotischer Salben (*unguenta exotica*) untersagten[31].

Gewirkt hat dieses Verbot offensichtlich nicht. Römerinnen und Römer waren sich einig darin, dass die besten Parfums aus der Blüte des indischen, persischen und arabischen Nardengrases gewonnen wurden[32]. Ein kleines Onyx-Fläschchen Narde war beim Gastmahl willkommener Auslöser, einen Krug guten Weins aus dem Keller zu locken ...[33] Zu Beginn eines Gelages konnte man noch ziemlich sicher sein, dass dieser „Reiz" nur durch echte Nardensalbe ausgelöst wurde. Nach etlichen Bechern Wein tat es möglicherweise auch eine jener Fälschungen, die Billigimitate als Narde ausgaben. Die Nachahmung hochpreisiger Parfums war offenkundig lukrativ, gerade weil das Nardenöl orientalischer Provenienz so teuer war[34].

## Die „Drogenhändler" von der Seplasia

Viele Labors der „Markenpiraten" lagen vermutlich dort, wo sich ein großer Teil der italischen Salbenproduktion etabliert hatte: Die nahe gelegenen Rosenfelder hatten das kampanische Capua zur Hauptproduktionsstätte in Italien aufsteigen lassen. Weil sich in Capua und Umgebung (darunter übrigens auch Pompeji) die heimische „Industrie" des guten Geruchs angesiedelt hatte, wurde auch ein Großteil der importierten Edel-Rohstoffe dort angelandet und verarbeitet.

Größte Nutznießer dieser Konzentration von Billig- und Edelparfums waren die Salbenfabrikanten und -händler mit ihren Niederlassungen auf der Seplasia, dem Hauptplatz von Capua. Dort standen die Parfumläden dicht an dicht und machten prächtige Geschäfte – die einen im oberen Marktsegment, die anderen mit Fälschungen.

Die Urteile über die *seplasiarii* – der Begriff wurde zum Synonym für *unguentarii*, „Salben- und Parfumhändler"[35] – gingen weit auseinander. Bei den einen waren sie als seriöse Kaufleute

des Luxus angesehen, andere ordneten sie in ein Halbwelt-Milieu zusammen mit Garköchen, Schenkwirten und Bordellbetreibern ein (siehe Kasten). Eines aber stand fest: Sie machten mit ihren Parfums märchenhafte Gewinne[36].

### Zwischen Glamour und Gaunerei

*Diese Leute hatten jedenfalls Glanz und Gepränge, also ein Auftreten, wie Capua und die Seplasia es verlangten. Hätten eure Salbenhändler dort Gabinius als Bürgermeister gesehen, den hätten sie schon eher anerkannt. Der hatte hübsch frisierte Haare, pomadetriefende Löckchen und tiefrot geschminkte Hängebacken, wie sie zu Capua passen, jedenfalls dem alten ...*

Cicero, Gegen Piso 24 f.

*Quacksalber vertrauen der Seplasiastraße, wo alles durch Betrügereien verfälscht wird. So kaufen sie bereits fertige Pflaster und Augensalben, und auf diese Weise soll die verdorbene oder verfälschte Ware der Seplasiastraße abgestoßen werden.*

Plinius, Naturalis Historia XXXIV 108

## Die Düfte Roms und ihre Preise

Sehr wahrscheinlich hatten die kampanischen Produzenten und Importeure ein Parfum-Netzwerk aufgebaut, das auch die Hauptstadt umfasste. Mochten die Geschäfte in Capua und den benachbarten Ferienregionen der römischen „Schickeria" noch so gut gehen, das wirklich große Geld war in Rom zu Hause. Wer dort edle Parfums erstehen wollte, suchte den *vicus unguentarius* auf. Der „Salbhändler-Weg" lag unterhalb des Kapitols in unmittelbarer Nähe des *vicus Tuscus*, der als Luxus-Einkaufsviertel bekannt war[37]. Auch in den anderen Geschäftsvierteln mit Edelboutiquen wie etwa den Saepta auf dem Marsfeld boten *unguentarii* ihre Waren an.

*Salbfläschchen aus Onyx mit Reliefschmuck - ein kostbarer Behälter für kostbares Parfum; Wien, 1. Jh.*

Das Sortiment der teuren Parfums war ausgesprochen reichhaltig. Im 1. Jahrhundert n. Chr. kannte man nicht weniger als 60 unterschiedliche Aromen, die in zahllosen Rezepturen zusammengestellt wurden. Bestandteile dieser Kompositionen waren u.a. Basilikum, Henna, Iris, Eichenmoos, Kardamon aus Nepal, Koriander, Lavendel, Lilie, Lorbeer, Minze, Myrrhe, Mohn, syrisches Gummiharz, Oregano, Rose, Rosmarin, Safran, Schilfrohr, Wacholder, Weihrauch, Zeder, Zimt aus China und Sri Lanka, Zitronat, Zyperngras und Zypresse. Aufgrund literarisch überlieferter Rezepturen und experimenteller Forschung nimmt man an, dass die holzigen, würzigen, fruchtigen und zitronenartigen Duftnoten überwogen: „In seiner Blütezeit duftete Rom nach Amber, Safran und Zitronenkraut."[38]

Neben den auf Nardenbasis hergestellten galten Parfums mit dem Hauptwirkstoff Balsam als die besten und teuersten. An der Spitze stand der Königsbalsam. In ihm vereinten sich Balsam, Kostwurz, Amomum, Zimt, Myrrhe, syrische Binse, Henna, Krokus, Lotus, Majoran und noch weitere Düfte – kurzum, er war „der Gipfel der Üppigkeit"[39].

Preise einiger Parfümsalben
*(pro 327 g-Pfund):*

| | |
|---|---|
| Balsam | 100 Denare |
| Balsam aus Petra | 175 Denare |
| Kilikischer Styrax | 500 Denare |
| Weihrauch | 500 Denare |
| Arabischer Safran | 2 000 Denare |
| Kilikischer Safran | 1 000 Denare |
| Rosenöl 1. Güte | 80 Denare |
| Rosenöl 2. Güte | 50 Denare |
| Mohnöl | 20 Denare |
| Iris | 25 Denare |

Höchstpreisedikt des Diokletian V 34

## Edle Flakons für edle Düfte

Die Dame – und auch der Herr – von Welt hatten Stil: Teure Parfums verlangten repräsentative Flakons. Parfumfläschchen von „Markenartiklern" gab es nicht. Deshalb wurden Salböle des oberen Marktsegments in besonders schönen, individuell gestalteten Fläschchen mitgeführt. Sie waren oft aus buntem, undurchsichtigem Glas, vielfach aber auch aus Blei gefertigt,

das als „kühles" Metall galt und den kostbaren Inhalt vor Licht und Wärme schützen sollte. Im Geschäft erwarb man das Parfum entweder in einer schlichten Verpackung, aus der man es zu Hause in seinen Lieblingsflakon umfüllte, oder man kaufte den Duft wie in der Parfumboutique des Niceros in einem mitgelieferten hübschen Blei- oder Glasgefäß[40].

### Duft gegen Duft

*Salböl war es zuvor, was das Onyxbüchslein enthalten.*
*Papylus roch daran, und nun ist es nur stinkige Brüh.*

Martial, Epigramme VII 94 (Ü: R. Helm)

Sehr beliebt waren Balsamarien aus Onyx; *onyx* bzw. *alabastrum* werden häufig in der Bedeutung „Flakon" gebraucht[41]. Dem Einfallsreichtum der Flakonhersteller waren keine Grenzen gesetzt. So kam es vor, dass selbst die Nachbildung eines Gladiatorenhelms als Parfumbehälter diente – vielleicht bei einer der gar nicht so wenigen Damen der *high society*, die für die „harten" Männer des Amphitheaters schwärmten[42].

Welche Bedeutung Edelparfum in der feinen Gesellschaft als von anderen Bevölkerungsschichten abgrenzendes Statussymbol zukam, lässt der überhebliche Spott gegenüber den Benutzerinnen billiger Düfte erkennen. Über sie rümpft man gern die Nase; Billigparfums werden häufig in die Schmuddelecke der Prostitution gerückt[43]. Wenn auch Damen der vornehmen Halbwelt gelegentlich zu viel Parfum auftragen, führt das zu Stirnrunzeln bei den Liebhabern[44] – vielleicht auch deswegen, weil dadurch die Nähe zu den „Kolleginnen" im preiswerteren Milieu zu offensichtlich wird.

Bei Salben und Parfums kam es früher wie heute auf die Dosierung an. Freilich unterliegt sie auch dem individuellen Geschmack, und zwar dem des Anlockenden genauso wie dem des Angelockten. Dass eine allzu üppige Duftwolke einem sogar zum Verhängnis werden konnte, musste ein gewisser L. Plotius erfahren. Als sein Name auf den Proskriptionslisten der Triumvirn des Jahres 43 v. Chr. erschien, setzte sich der für vogelfrei erklärte Politiker nach Salernum ab und versteckte sich dort in einem Quartier. Aber er hatte Pech. Sein intensiver Salbenduft verriet ihn. Kurz nachdem die Häscher ihn entdeckt hatten, wurde er ermordet. Für den Moralisten Plinius eine Genugtuung: Wenn jemand sich derart unmännlich einparfürmiere, so der gestrenge Sittenrichter, „wer wollte da bestreiten, dass so ein Mensch mit Recht ums Leben gekommen ist?"[45]

## Frauen-Demonstration gegen ein Anti-Luxus-Gesetz

Ein mit dem Parfum verwandter Markt der Eitelkeit ist der des Schmuckes – auch er im Rom der Kaiserzeit ausgesprochen umsatzstark, auch er, wie könnte es anders sein, von Kritikern heftig angefeindet. Einen bemerkenswerten Reflex der antiken Luxuskritik stellt die Formulierung eines modernen Gelehrten dar, die römischen Matronen hätten nichts dabei gefunden, „als wandernder Juwelierladen aufzutreten"[46]. Vermutlich dachte er dabei an die berühmt-berüchtigte „Vorstellung" der Lollia Paulina, die einst, mit Preziosen im Werte von 40 Millionen Sesterzen behängt, an einem Verlobungsschmaus teilnahm.

Solche Auftritte waren aber doch eher die große Ausnahme als die Spitze eines Schmuckluxus-Eisbergs. Aber es stimmt schon: Die römischen Damen fanden Gefallen an Schmuck und stellten ihn gern zur Schau – die wirklich eleganten Römerinnen vermutlich etwas diskreter als neureiche Aufsteigerinnen, die ihren üppigen Goldschmuck einander und dabei gleichzeitig einer ganzen Tafelgesellschaft präsentierten. Um wie viel diskreter, hing vom Einzelfall ab. Allerdings war es offenkundig in allen Kreisen nicht verpönt, über den Kaufpreis zu sprechen. Auf den ersten Blick möchte man meinen, dass es typisches Neureichen-Gehabe sei, wenn Trimalchio eine Standwaage bringen lässt und das Goldgewicht des Schmucks seiner Frau auf diese Weise reihum nachweist. Aber dann liest man, dass eben auch eine Frau aus der Hocharistokratie wie Lollia Paulina alle Kaufrechnungen dabei hat, um die 40-Millionen-Schmuck-Demonstration auf den letzten Sesterz genau belegen zu können ...[47] Angeben mit Nachweis-Garantie, das lernen wir daraus, war offenkundig nicht auf parvenuhafte Kreise beschränkt.

*Individueller Geschmack bei der Gestaltung von Balsamarien: Parfumflakon in Form eines Gladiatorenhelms; Köln, 3. Jh.*

Vielleicht hatte dieses Pochen auf den hohen materiellen Wert von Schmuck aber auch etwas mit einer Vergangenheit zu tun, die zwar einerseits schon lange Geschichte war, andererseits aber in einer traditionalistischen Gesellschaft wie der römischen tief im kollektiven Gedächtnis verankert war – und im Übrigen, falls es in Vergessenheit zu geraten drohte, von den ideologiefesten *laudatores temporis acti* („Lobrednern der alten Zeit") lautstark in Erinnerung gerufen zu werden pflegte. Und vielleicht erklärt sich damit auch die Lust römischer Damen am Schmuck. Schmuck und Matrone – das war nämlich jahrhundertelang kaum zusammengegangen; und wenn überhaupt, dann nur in sehr engen Grenzen.

*Schmuckanhänger mit einer in Sardonyx geschnittenen Darstellung von Dionysos und Ariadne; Wien, 1. Jh.*

Noch enger wurden diese Grenzen gezogen, als mit der *lex Oppia* im Zweiten Punischen Krieg ein Anti-Luxus-Gesetz verabschiedet wurde, das den vornehmen Römerinnen untersagte, mehr als eine halbe Unze Gold zu besitzen – einschließlich Goldschmuck. Das waren zwischen 13 und 14 Gramm, ein sehr bescheidener Besitz. Zwanzig Jahre später – der Krieg gegen Hannibal war doch wider Erwarten siegreich beendet worden – beriet der Senat über den Antrag, das Oppische Gesetz aufzuheben. Die einst verfügten Restriktionen schienen ja nun in Friedenszeiten – noch dazu nach einem gewonnenen Krieg – obsolet. Die Befürworter des Gesetzes argumentierten mit der aus ihrer Sicht bitter notwendigen Eindämmung einer Luxuswelle, die Rom zu überschwemmen und zentrale Werte Altroms zu überspülen drohe. Man müsse unbedingt an der *lex Oppia* als Bollwerk gegen Habgier und Verschwendung festhalten , „die beiden Seuchen, an denen noch alle großen Reiche zugrunde gegangen sind" – so das leidenschaftliche Plädoyer des Alten Cato[48].

Die Frauen liefen Sturm gegen das Fortbestehen der ihnen auferlegten Sonderopfer. Sie organisierten sogar eine Matronen-Demonstration, um für ihr „Recht" zu kämpfen. „Recht worauf?", fragt der Alte Cato zurück und gibt gleich selbst die bissige Antwort: „Dass wir in Gold und Silber glänzen!" Und: „Dass es keine Einschränkung für Ausgaben, keine für Luxusentfaltung gibt!"[49]

Eine demagogische, argumentativ eher holzschnittartige Position, gewiss. Aber war die seines Widersachers in der rhetorischen Auseinandersetzung vor dem Senat überzeugender? Aus heutiger Sicht macht sich Unbehagen breit, wenn wir den Volkstribunen Lucius Valerius so argumentieren hören: „Wie, glaubt ihr, wird schwachen Frauen zumute sein, die sich sogar über kleine Dinge aufregen? Weder Staats- noch Priesterämter noch militärische Auszeichnungen und Belohnungen oder Beute können ihnen zuteil werden. Hübsches Aussehen, Schmuck und Kleidung – das sind die Rangabzeichen der Frauen, darüber freuen sie sich und darauf sind sie stolz. Das haben unsere Vorfahren die 'Welt der Frauen' genannt."[50]

Feministische Positionen hören sich etwas anders an als die Argumentation, mit der dieser „Frauenfreund" hier für die Sache der Matronen eintrat. Er hatte damit jedoch, auch das nicht gerade eine Sternstunde der Emanzipationsbewegung, Erfolg: Im Jahre 195 v. Chr. wurde die *lex Oppia* aufgehoben. Damit war der Weg für Schmuckerwerb wieder frei – und damit zu inoffiziellen Statussymbolen. Zu den offiziellen, da hatte Valerius ja durchaus Recht, hatten Frauen in der römischen Welt keinen Zugang.

## Schmuckerwerb als „feministischer" Ausweg?

Die Frauen gingen diesen Weg, der ihnen immerhin zwei volle Jahrzehnte versperrt gewesen war (wobei es belanglos ist, ob wirklich alle Oberschicht-Damen ihre Schmuckbestände so reduziert hatten, wie es die *lex Oppia* befohlen hatte – in der Öffentlichkeit tragen durften sie ihn jedenfalls 20 Jahre lang nicht). Je reicher die römische Gesellschaft wurde – genauer gesagt: die von der Expansion der Herrschaft profitierende Elite –, um so selbstverständlicher partizipierten auch die Frauen an diesem ökonomischen Aufschwung. Bei vielen materialisierte er sich in Besuchen und Einkäufen beim

Goldschmied und Juwelier (*aurifex; faber aurarius*). Wie in anderen Handwerksberufen auch, lagen Herstellung und Vertrieb des Schmucks häufig in einer Hand. Hinten im Hause lag die Werkstatt, zur Straße hin der Verkaufsraum.

Hierhin kamen die Damen, um sich ihre Schmuckwünsche zu erfüllen oder vom Gatten oder Freund erfüllen zu lassen – denn Schmuck zu schenken war niemals verkehrt[51].



*Goldene Prunkfibel mit feiner ornamentaler Durchbrucharbeit; Wien, Ende 3. Jh.*

Ebenso wie „Parfum aus dem stark duftenden Zimt Arabiens" waren „das Gold aus den Klüften des Bergwerks" und „die Muschel der Venus" (hier wohl: die Perle) sehr wirksame „Waffen, auch entschlossene Keuschheit zu erobern"[52]. Umgekehrt könne sich ein Mann, rät der Liebeslehrer Ovid, über eine enttäuschende Beziehung hinweghelfen, wenn er sich klar mache, dass „Gold und Perlen alles verdecken und nur der kleinste Teil an dem Mädchen sie selbst ist"[53].

Manche Männer scheinen sich ob des Verlangens ihrer Damen nach Schmuck sehr unter Druck gesetzt, um nicht zu sagen ausgebeutet gefühlt zu haben. Wenig elegant, aber um so anschaulicher gibt das der Steinmetz Habinnas in Petrons Roman „Satyrica" zu Protokoll. Die Eloge seiner Frau auf seinen vermeintlichen Großmut – dank seiner spendablen Ader besitze keine „Konkurrentin" schönere Ohrgehänge, rühmt sie ihn – mag er nicht unwidersprochen hinnehmen: „Was? Du hast mich bis aufs Blut gequält, dass ich dir die Glaskugeln kaufen sollte. Bei Gott, wenn ich eine Tochter hätte, ich würde ihr die Ohrläppchen abschneiden. Wenn die Weiber nicht wären, sähen wir alles als Dreck an. Jetzt heißt es warm pissen und kalt saufen"[54].

Der eindeutige Favorit unter den Schmuckwünschen römischer Damen war die Perle. Sie galt als das Nonplusultra der *ornamenta muliebria* und hat sich daher ein eigenes Kapitel gewissermaßen verdient[55].

## Am ganzen Körper Gold ...

Den zweiten Rang in der Beliebtheitsskala nahm Goldschmuck ein. Der Faszination des Goldes war die römische Gesellschaft ebenso erlegen wie viele andere Zivilisationen. Die empörten Zwischenrufe der Moralisten – das vergilische *sacra auri fames*!, „verfluchter Hunger nach Gold!", ist die berühmteste unter allen Verfluchungen[56] – verhallten ungehört; das waren im besten Fall vernachlässigbare Minderheitsvoten, im schlechtesten gemeinplatzartig-resignative Lippenbekenntnisse. Den Gang der Dinge behinderten sie nicht. Und der bedeutete: Wer über die finanziellen Mittel verfügte, kaufte Goldschmuck – und zeigte ihn. Die vehementen Auseinandersetzungen um die *lex Oppia* demonstrieren ja, wie sehr ihn die vornehme Damenwelt als Statussymbol schätzte.

*Silberarmband mit goldenen Endstücken in Form von Löwenköpfen; goldene Ohrringe mit Stierköpfen; griechischer Schmuck aus Kleinasien, der römischen Schmuckproduktionen als Vorbild diente, heute in Leiden.*

Dementsprechend einfalls- und variantenreich gestaltete sich die Suche nach Körperteilen, die sich für den Schmuck eigneten. So jedenfalls kam es Plinius vor: „Überall" trügen die Damen Goldschmuck, kritisiert er, an den Armen und Fingern, am Hals und an den Ohren, im Haar, ja sogar die Hüften umgürteten sie mit Goldketten[57]. Lediglich bei den Beinen und Füßen hielten sich viele Frauen zurück. Fußkettchen und Kniereifen galten als unseriös, weil sie das Stigma der Halbwelt hatten[58]. Frauen aus dem Freigelassenen-Milieu machten solche Berührungsängste allerdings wohl weniger zu schaffen[59].

Literarische und archäologische Quellen machen deutlich, dass Plinius nicht übertreibt. Bis auf die ominösen Hüftketten haben sich alle von ihm genannten Schmuckstücke in riesiger Zahl und unterschiedlichen Kreationen gefunden. Die großen archäologischen Museen Europas bieten wunderschönes Anschauungsmaterial dafür, und zwar nicht nur die im Zentrum des ehemaligen Imperium Romanum wie das – freilich unübertroffene – Nationalmuseum in Neapel, sondern auch die Museen in Köln und Wien, Leiden, London und Paris.

Und auch das *Musée de la Civilisation Gallo-Romaine* in Lyon – dank des spektakulärsten Schatzfundes, der in Sachen römischen Schmucks bis heute gemacht worden ist. Im Jahre 1841 wurde in der Nähe des Klosters St. Barthélemy ein Schatz gefunden, der nicht nur 2000 Münzen enthielt, sondern auch ein reiches Schmuckkabinett umfasste: zwei massiv goldene Armbänder von 7,5 cm Durchmesser, weitere fünf Armbänder aus Goldblech bzw. Golddraht, eine 25 cm lange Halskette mit Goldgliedern, Smaragdzylindern und Perlen, eine 22 cm lange Kette aus 12 Goldperlen von 1 cm Durchmesser, weitere Ketten aus Amethysten in Goldfassungen, Granaten, Saphiren und eine zweireihige Kette aus kleinen Korall-, Malachit- und Goldzylindern, ferner drei Paar smaragdbesetzte Ohrringe, mehrere Goldringe und ein Scheitelschmuck aus geflochtenem Goldband mit edelsteinbesetzten Anhängern – alles offensichtlich aus dem Besitz einer Dame der provinzialen Oberschicht.



*Goldene Fingerringe aus dem Schatzfund von Eauze, darunter ein mit vier Gemmen verzierter, in Durchbruchtechnik gearbeiteter Ring, 2./3. Jh.*

Ein weiterer Schatz kam 1985 in Eauze ans Licht, insgesamt rund 120 kg kostbarstes Material, das Gros davon allerdings Münzen – 28 000 Stück! Der Schmuck ist indes alles andere als eine bloße „Beigabe". Aus der Fülle der Ketten, Armreifen, Ohrringe, Fingerringe, Gemmen und Haarnadeln ragen ein perlen- und edelsteinbesetzter Ohrenschmuck ebenso heraus wie einige besonders formschöne Goldringe.

## Schmuck als Merkmal sozialer Distinktion

Ähnliche, wenngleich nicht ganz so reiche Schmuckfunde aus anderen Orten bestätigen das Bild: Die reiche Dame verfügte über eine Schmuckkollektion, die ihr nicht nur ein üppiges Schmuck-Ensemble, sondern zahlreiche zusätzliche dekorative „Outfits" ermöglichte. Zum Standard gehörten Ringe (*anuli*), Ohrringe (*inaures; pendentes*), Armreifen (*armillae* bzw. *spinthera*, die um die Oberarme getragen wurden), Halsketten (*monilia*) mit und ohne Anhänger sowie golddurchwirkte Bänder, die kunstvoll ins Haar geflochten wurden (*vittae; reticula*), Diademe und Broschen.

Der Schmuck, der Statuen von Göttinnen gelegentlich zierte, dürfte ein verlässlicher Spiegel dessen sein, was viele Frauen gleichzeitig anlegten. Ein entsprechendes Inventar einer Isis-Statue aus dem spanischen Guadix umfasst alle möglichen Edelsteine, die in ein Diadem eingearbeitet waren, Smaragd- und Perlen-Ohrringe, ein mit 36 Perlen und 18 Smaragden besetztes Collier mit ebenfalls edelsteinbesetztem Verschluss sowie mehrere Ringe am kleinen, am Ring- und am Mittelfinger[60].

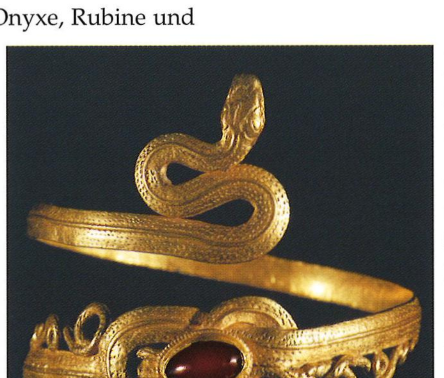
Der Befund entspricht der Darstellung von Mumienporträts aus Ägypten (siehe dazu Abbildung auf S. 108). Die dort gefundenen Bildnisse zeigen häufig Frauen der Oberschicht mit reichem, wenngleich nicht überladenem Schmuck. Ohrringe bzw. -gehänge gehören dabei ebenso zur Normalität wie Gold- oder (zum Teil mehrreihige) Edelstein-Colliers mit und ohne Anhänger. Zarte Haarnetze tragen dagegen nur einige Frauen. Da die Bildnisse nur Büstencharakter haben, konnten andere Schmuckstücke nicht dargestellt werden. Allerdings erschließt sich dem Betrachter aufgrund des sehr sorgfältig gezeichneten, wertvollen Kopf- und Halsschmucks, dass die Damen sicher auch über ein reiches „Arsenal" an Arm- und Fingerschmuck verfügt haben.

Die Selbstdarstellung der ägyptischen Elite ist klar: Man hat ein Bedürfnis nach Repräsentation, das eine luxuriöse Schmuck-Ausstattung einschließt. Wer sich so im Tode abbilden lässt, macht auch im Leben aus seinem Reichtum keinen Hehl. Daher dürfen die Mumienporträts als Abbild einer Alltagswirklichkeit gedeutet werden, in der kostbarer Schmuck mit großer Selbstverständlichkeit als Merkmal sozialer Distinktion eingesetzt wird. Man ist stolz darauf, diese Wohlstandsaccessoires zu zeigen – die Dame, die sie trägt, ebenso wie die Familie, die ihr diese Demonstration von Reichtum ermöglicht -, ein Aspekt, der gelegentlich etwas zu kurz kommt, wenn lediglich den Frauen ein Luxusbedürfnis, Abteilung Schmuck, attestiert wird. Auch wenn er sich manchmal im konkreten Fall einer Neuanschaffung etwas sträubte und sich knauserig gerierte, gab es natürlich auch dem Ehemann schon etwas, seine Frau mit edlem Schmuck beim Gastmahl oder in der Öffentlichkeit zu präsentieren: Sozialprestige fiel auch für den Finanzier des Luxus ab.

Was an der Peripherie üblich war, galt auch für das Zentrum des Reiches. Die Funde in den Vesuvstädten dokumentieren das eindrucksvoll: Die Damen der städtischen Oberschicht in Pompeji und Herculaneum verfügten über erhebliche Schmuckbestände. In der Casa di Menandro wurde nicht nur ein Schatz von 118 edelsten Silbergegenständen entdeckt, sondern auch der Juwelenkoffer der Dame des Hauses. Darin fanden sich drei Paar Ohrringe, Halsketten, große Haarnadeln, Ringe mit Smaragden und gravierten Halbedelsteinen sowie kostbare Armbänder. Ein grausiger Fund aus Herculaneum brachte das Skelett einer etwa 45-jährigen Frau zu Tage, die ihren Schmuck auf der Flucht vor dem tödlichen Ascheregen dabei hatte: zwei Goldringe mit Gemmen, ein Paar Ohrringe aus Golddraht und ein Paar Schlangenarmreife.

## Der Frauen Senatsbeschluss

Wir haben schon mehrfach gehört, dass Goldschmuck gern mit (Halb-)Edelsteinen verziert wurde. Vermutlich hat dieses Verfahren bei Siegelringen begonnen, „um dem Luxus Abwechslung zu verschaffen" (Plinius). Was als reine „Schmuck-Addition" begann und „die Finger mit überladenem Reichtum belastete", fand seine Fortsetzung in der Gravur der prächtigen Edelsteine[61]. Im Laufe der Zeit wurde es üblich, auch andere Schmuckstücke mit Gemmen zu besetzen. Die beliebtesten Edelsteine waren Saphire, Smaragde, Aquamarine, Topase und geschliffene wie ungeschliffene Diamanten. Aber auch Opale, Berylle, Jaspise, Onyxe, Rubine und Granate wurden geschätzt – und also auch verarbeitet. Das ganze Imperium und dazu der gesamte asiatische Raum sowie Afrika lieferten die Rohstoffe – zu verschwenderischen Preisen, versteht sich[62]. Seine Liste der verschiedenen Edelsteine, ihrer Herkunft, ihrer Eigenschaften und kulturgeschichtlichen Einflüsse baut Plinius im ersten Teil in Form eines Popularitäts-*ranking* auf. Er beginnt mit dem Diamanten, dem wertvollsten Edelstein, und beschließt die Liste der „Top 4" (danach Smaragd und Beryll) mit dem Opal, nicht ohne zu resümieren,



*Armreif aus Gold mit Granat in Schlangenform; Pforzheim, 4. Jh.*

### Den Damen ins Stammbuch

*Ich will, dass die Weiber in zierlichem Kleide mit Scham und Zucht sich schmücken, nicht mit Zöpfen oder Gold oder Perlen oder köstlichem Gewand, sondern, wie sich's ziemt den Weibern, die da Gottseligkeit beweisen wollen, durch gute Werke.*

Apostel Paulus an Timotheus (1. Tim. 2, 7; Ü: M. Luther)

dass „so weit über den Rang der Edelsteine Einigkeit bestehe hauptsächlich aufgrund des Senatsbeschlusses der Frauen" (*mulierum maxime senatus consulto*)[63].

Da ist sie wieder – die vorwurfsvolle Unterstellung, diese Sparte des Luxus sei vornehmlich Frauensache gewesen. Sie ist ja, wie bereits gesagt, schon dadurch fragwürdig, dass die Frau in der römischen Welt überwiegend über den Ehemann und die Familie definiert wurde, die luxuriös geschmückte Gattin also auch immer ein Aushängeschild des Mannes war (und zweifelsohne in aller Regel auch sein sollte).

Zu jedem Luxusweibchen gehört bekanntlich ein Männchen, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Und ob sich das nur um seiner männlichen Lust willen der weiblichen Lust der Verschwendung widerspruchslos ergibt, ist zumindest für die Antike stark zu bezweifeln. Auf sie greift Werner Sombart in *Liebe, Luxus und Kapitalismus* im Übrigen auch nicht zurück, um seine These zu stützen …[64]

## Finger als Schmuck-Schauplatz des Mannes

Aber war es wirklich so, dass die Herren sich dem Schmuckluxus versagten? Natürlich nicht! Sie hatten freilich, was diese Form der Prachtentfaltung anging, deutlich weniger physischen Raum zur Verfügung. Ohren und Hals waren tabu; allenfalls zierte ein militärischer *torques* (Kette) ihre Brust, und auch die Arme waren für kriegerische Auszeichnungen reserviert. Es blieben also nur die Finger übrig. Und sie entwickelten

sich im Laufe der Jahrhunderte zu *dem* Schmuckschauplatz des römischen Mannes.

Es begann, sieht man von offiziellen Statussymbolen in Form von Ringen (für Senatoren, später für Ritter) ab, mit dem Siegelring. Der Ältere Scipio Africanus vollzog den Schritt zu dessen Veredelung[65]. Das war im frühen 3. Jahrhundert v. Chr. Das Beispiel des berühmten Heerführers machte schnell Schule; auf ihn konnten sich alle berufen, die den Ring zum neuen Statussymbol „ausbauen" wollten[66].

### Den Herren ins Stammbuch

*Das schlimmste Verbrechen gegen die Menschheit beging der, der sich zuerst Gold an die Finger steckte … Anfangs war es Sitte, Ringe nur an je einem Finger zu tragen, und zwar an denen, die dem kleinsten am nächsten sind … Jetzt ist nur noch der Mittelfinger ausgenommen, alle übrigen werden belastet, sogar die Fingerglieder für sich mit besonderen kleinen Ringen.*

Plinius, Naturalis historia XXXIII 8 und 24

Dem qualitativen Sprung in der Entwicklung männlichen Ringschmucks folgten viele quantitative Sprünge. Warum nur einen Finger als Ringhalter nutzen, wenn es zehn davon gab? Warum nicht mehrere Glieder eines Fingers nutzen? Warum nicht eine ganze Reihe von Ringen an einem Finger tragen? Warum nicht eine „attraktive" Mischung von vielen Ringen einerseits und teuren Ringen andererseits kreieren? Der Phantasie – und dem schlechten Geschmack – waren kaum Grenzen gesetzt. Tatsächlich entwickelten viele Männer hier ein ungeahntes Maß an Kreativität, um ihre einzigen Schmuckflächen gehörig auszulasten.

Prächtige Ringe, das zeigt das Beispiel des Zoilus, waren gut fürs Selbstwertgefühl. Hatte er früher als fluchtverdächtiger Sklave noch „Fußringe" getragen, so verlagerte sich sein Ringschmuck nach der Freilassung nach oben: Ein Pfund Edelstein sei in die Goldfassung seines Fingerrings eingesetzt, spottet Martial; beim Gewicht habe er sich wohl noch von seinen Erfahrungen mit den Fußringen leiten lassen …[67]

Wie weit verbreitet die Unsitte war, mit ringübersäten Händen als Ausweis von Reichtum durch die City zu schlendern, wissen wir nicht. Es waren aber sicher nicht nur einige pathologische Aufschneider, die diese Mode mitmachten. Darauf weist einerseits die Warnung des Rhetoriklehrers Quintilian hin, der Redner solle seine Finger nicht mit Ringen überladen[68]. Zum anderen lässt selbst der Spötter Martial erkennen, dass auch ernst zu nehmende Intellektuelle dieser Versuchung erlagen.

### Prunk und Geist vereint zusammen

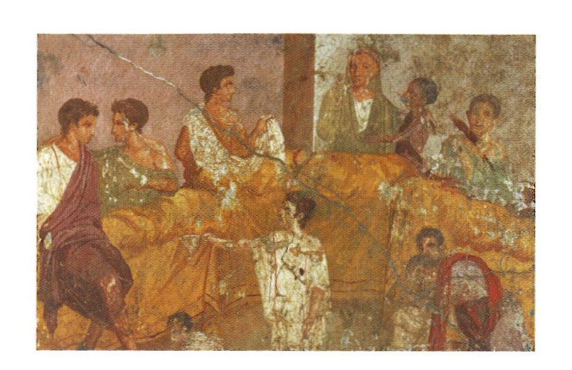
*Sardonyxe, Smaragde, Diamanten und Jaspise dreht mein Stella an einem einzigen Finger, Severus. Viele Juwelen wirst du an seiner Hand, doch mehr noch in seinen Gedichten entdecken, und von daher, glaube ich, ist auch seine Hand geschmückt.*

Martial, Epigramme V 11 (Ü: P. Barié)

Das Prahlen mit dem Edelstein-Gewicht von Ringen hörte man sicher oft genug, als exzessiv-manierierte Variante solchen Protzens dürfte es aber auch eine römische Gesellschaft, die einiges an überzogener Angeberei gewohnt war, empfunden haben, wenn ein gewisser Crispin im Sommer leichtere Ringe anzulegen pflegte als im Winter[69].

Relativ normal war es dagegen, Ringe zu sammeln und sie in einer Daktyliothek aufzureihen. Diese „Finger-Ausstellungen" waren Kästchen, die als Ablage für besonders wertvolle Ringe dienten. Als erster Römer hatte sich der Praetor des Jahres 56 v. Chr., M. Scaurus, ein Stiefsohn des Dictators Sulla, eine solche Edelsteinsammlung in Ringform zugelegt[70]. Offensichtlich eine zündende Idee, hören wir doch, dass etliche reiche Herren in der Kaiserzeit solche Daktyliotheken besaßen[71].

Zweifellos stellte man diese Sammlungen wie manche anderen Kostbarkeiten zur Schau, wenn man Gäste empfing, und ließ die teure Ringkollektion von seinen Freunden begutachten und bewundern. Bemerkenswerterweise kennen wir den eleganten griechischen Fachbegriff „Daktyliothek" für einen „Schmuckkasten" nur für die Sammelobjekte von *Männern*. Und, nicht minder bemerkenswert, ist festzustellen, dass das stolze Zurschaustellen dieser Kollektionen weitgehend auf Herrenabende beschränkt war. Für eine erotische Indienstnahme schieden Daktyliotheken deshalb aus. Schade. Denn es hätte schon seinen Reiz gehabt, wenn der angeblich so schmuckferne römische Kavalier die schmuckversessene römische Dame mit der Einladung hätte becircen können, ob er ihr nicht einmal seine Ringsammlung zeigen solle …



# „Wir grüssen mit fremdem Gedächtnis ...“ – Sklavenluxus, Luxussklaven

Wie sich die Zeiten doch ändern! Im 3. Jahrhundert v. Chr. erhielt Fabricius Lentulus, einer der angesehensten Männer seiner Zeit, von einem samnitischen Klienten fünf Sklaven als Geschenk geschickt. Lentulus schickte sie postwendend zurück. Er habe, wenn er sich auf die Straße begebe, genügend Begleitung; Sklaven brauche er dazu nicht, begründete er seine Weigerung, das Geschenk anzunehmen. Ein halbes Jahrhundert später nahm der Alte Cato auf eine Dienstreise nach Spanien nicht mehr als drei Sklaven mit. Scipio Aemilianus genehmigte sich im Jahre 131 v. Chr. zwar sieben unfreie persönliche Begleiter, doch konnte man auch das noch als vorbildliches Verhalten im Sinne von *continentia*, „Selbstbeherrschung“, „Bescheidung“, werten[1]. Die „kernigen“ alten Römer gar hatten lediglich ihren Marcipor oder Lucipor (aus *Marci* bzw. *Luci puer*, „Sklave des Marcus bzw. Lucius“, entstanden) als Diener zur Verfügung gehabt. Das reichte aus; und im Übrigen nahmen sie ihre Mahlzeiten noch mit größter Selbstverständlichkeit zusammen mit ihren Sklaven ein[2].

Sklaven gehörten eben mit zur „Familie“, ist man versucht zu schlussfolgern. Aber das wäre terminologisch unsauber. Denn im römischen Verständnis von *familia* kam es nicht darauf an, ob ein oder zwei Sklaven dazugehörten oder eine große Anzahl. Zur *familia*, „Hausgemeinschaft“, zählten alle Unfreien, die mit den Herrschaften „unter einem Dach“ lebten. Und deshalb sprach man auch in späteren Zeiten, als im Extremfall mehrere Hundert Unfreie dem Haushalt angehörten, ja „Legionen von Sklaven“[3] dort tätig waren, immer noch von einer *familia*.

Von *diesen* Zeiten soll die Rede sein – und damit von gänzlich anderen Verhältnissen und Ansprüchen als bei den Altvorderen. Konnten die – jedenfalls so, wie sie sich stilisierten oder von den moralisierenden Nostalgikern stilisiert werden – in allen Lebenslagen auf eine dienstbeflissene Entourage verzichten, so empfanden es im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. viele reiche Römer als chic, ja geradezu notwendig, dass ein Heer von unfreien Bediensteten sie umschwärmte und ihnen in jeder Situation die Arbeit abnahm. Im Hause des Trimalchio waren die Sklaven geradezu paramilitärisch in Dekurien eingeteilt, Abteilungen von jeweils zehn Mann. „Aus welcher Dekurie bist du?“, fragt Trimalchio einen Koch, der scheinbar unangenehm aufgefallen ist. „Aus der vierzigsten“, erwidert der „Übeltäter“ und muss die Drohung einer Strafversetzung in den Außendienst – die Botenabteilung – über sich ergehen lassen[4]. Die Kunstfigur Trimalchio ist somit Herr über mindestens 400 Haussklaven. Satirische Überzeichnung hin, Trimalchios pathologische Renommiersucht her – zumindest muss die Größenordnung seines Sklavenbesitzes ihre Entsprechung in der historischen Realität gehabt haben.

## Hundertköpfige Sklavenschaften

Tatsächlich sind solche Zahlen glaubwürdig überliefert. Pedanius Secundus, Stadtpräfekt von Rom im Jahre 61 und einer der reichsten Männer seiner Zeit, besaß eine *familia* von 400 Sklaven[5]. Herrin über eine noch größere Sklavenschaft war eine gewisse Pudentilla; sie konnte es sich in der Mitte des 2. Jahrhunderts erlauben, 400 ihrer Sklaven an ihre Söhne aus erster Ehe zu verschenken[6]. Allerdings ist in diesem Falle nicht bekannt, ob die Sklaven alle zu einer *familia urbana* gehörten. Eher ist anzunehmen, dass mindestens ein Teil der verschenkten Unfreien auf Landgütern ihrer Eigentümerin gearbeitet, also einer *familia rustica* oder mehreren *familiae rusticae* angehört hatten. Das gleiche trifft auf jene 4 116 Sklaven zu, die C. Caecilius Isidorus im Jahre 8 v. Chr. in seinem Testament erwähnte; der Großteil von ihnen war sicher in der Landwirtschaft eingesetzt[7]. So auch im Falle des Jüngeren Plinius: Er verfügte testamentarisch die Freilassung von 100 Sklaven[8].

Entsprechend der gesetzlich vorgeschriebenen Höchstgrenze von Freilassungen muss Plinius Herr über mindestens 500 Sklaven gewesen sein. Mit 100 Freilassungen lag er in der obersten Kategorie, die die im Jahre 2 v. Chr. erlassene *lex Fufia Caninia* kannte. Sie bestimmte Höchstzahlen von Freilassungen, die sich an der jeweiligen Sklavenzahl bemaßen, und legte folgende Kategorien fest: 2 bis 10, 11 bis 30, 31 bis 100 sowie mehr als 100 Sklaven[9]. Wenn das Gesetz ab 100 Sklaven keine weitere Differenzierung vorsah, so ist das auch als Indiz dafür anzusehen, dass derartig große *familiae* die Ausnahme bildeten. Vor übertriebenen Vorstellungen hinsichtlich der Sklavenzahlen im antiken Rom ist daher zu warnen. Seriösen Berechnungen zufolge – allerdings mit erheblichen Unsicherheitsfaktoren – lag der Anteil von Unfreien an der Gesamtbevölkerung des Imperium Romanum um die Zeitenwende bei rund 20 Prozent. Weder besaß das Gros der freien Römer auch nur einen einzigen Sklaven, noch sind die im Folgenden geschilderten Verhältnisse repräsentativ für die gesamte römische Oberschicht. Wie weit sich der „Sklavenluxus“ im privaten Bereich verallgemeinern lässt, ist nicht zu sagen. Die einschlägi-

### Lebensinhalt: Geflügelzerleger

*Einer zerlegt kostbares Geflügel: durch Brust und Keulen mit sicheren Schnitten führend die kundige Hand, schneidet er Portionen zurecht, der Unglückliche, der allein dazu lebt, Geflügel elegant zu zerlegen – elender ist, wer das um des Genusses willen lehrt, als wer es aus Notwendigkeit lernt. Ein anderer, der Mundschenk, nach Weiberart gekleidet, ringt mit seinem Alter; nicht kann er entfliehen dem Knabenalter ...; er wacht die ganze Nacht, die er zwischen der Trunkenkeit des Herrn und dessen Geschlechtslust teilt, oder ist im Schlafzimmer Mann, auf dem Gastmahl Knabe ... Füge hinzu die Einkäufer, die über genaue Kenntnis des Gaumens ihres Herrn verfügen, die wissen, welcher Speise Geschmack ihn anregt ...*

Seneca, epistulae morales 47, 5-8 (Ü: M. Rosenbach)

gen Klagen der Moralisten sind aber mit Vorsicht zu genießen; sie hatten ein Interesse daran, Auswüchse als Normalität erscheinen zu lassen.

Als Eckpunkte für eine „normale" Zahl persönlicher Bediensteter in vornehmen Häusern können die Extreme dienen, in die der launische Starsänger Tigellinus von Zeit zu Zeit verfiel: Er hielt sich mal 200, mal nur 10 Sklaven[10]. Zur Verbannung Verurteilte durften nach einer Entscheidung des Augustus maximal 20 Sklaven mit ins Exil nehmen[11]. Diese Restriktion hatte deutlichen Strafcharakter; nicht wenige Betuchte dürften daher in normalen Zeiten über eine erheblich größere Anzahl an Domestiken verfügt haben.

Dazu passt, dass es schon zu Ciceros Zeiten als standesgemäß galt, Haussklaven für unterschiedliche Funktionen zu haben. Wenn derselbe Sklave als Türhüter und als Koch tätig war, wenn dazu noch ältere Sklaven beim *convivium* servierten, dann rümpfte die feine Gesellschaft die Nase – von gutem Geschmack und Eleganz war ein solcher Haushalt weit entfernt …[12]

Aus dieser Perspektive nahm die Zahl der „geschmackvollen und eleganten" Haushalte in der Kaiserzeit erheblich zu. Sich von einigen Dutzend Sklaven rundherum bedienen zu lassen, wurde zwar nicht zum ausgesprochenen Standard, dürfte von den Zeitgenossen aber kaum als exzessive Extravaganz angesehen worden sein. Dies um so weniger, als die Fülle von Sklaven vielfach als Statussymbol galt, als Ausdruck von Wohlstand, den man gerne demonstrierte, manchmal sogar zelebrierte.

## Möglichkeiten kreativer Personalaufstockung

Sklavengruppen, die man innerhalb und außerhalb des Hauses um sich scharte, dienten der Zurschaustellung des Luxus. *pompa*, „Prunk", verschaffte Sozialprestige[13]. Und das keineswegs nur bei Männern: Auch reiche Frauen nutzten ihre Spaziergänge, um sich mit wahren Schwärmen von Domestiken in der Öffentlichkeit zu zeigen. Wer bei diesem Defilee der Eitelkeiten nicht so recht mithalten zu können glaubte, mietete sich für solche Auftritte sogar noch stundenweise Sklaven an[14].

Das einzige „Problem", das sich bei dieser Massierung von Sklaven im Haushalt stellte, war die Frage einer sinnvollen Verwendung. In diesem Punkte erwies sich die feine Gesellschaft indes als ausgesprochen kreativ: Die Zauberwörter hießen Arbeitsteilung und Spezialisierung. Für alle möglichen (und unmöglichen, würde Seneca hinzufügen) Verrichtungen und Handgriffe des Alltagslebens gab es Spezialisten. Selbstredend, dass die Dame des Hauses die gleiche Anzahl von Unfreien beanspruchte wie der Hausherr – das brachte den angenehmen Effekt einer Verdopplung des Personals.

Beginnen wir mit der Verwaltung des Hauses. Traditionell war dafür der *atriensis* („Hausmeister") zuständig gewesen. Er führte die Wirtschaft, tätigte die Einkäufe und beaufsichtigte die Vorräte[15]. Mit der Zeit wurde seine Tätigkeit in verschiedene Funktionen unterteilt; der *atriensis* avancierte dadurch zum Aufseher über alle Dienstleistungen im Bereich der Hausverwaltung. In der Hierarchie der Haussklaven stand er weit oben[16]. Die ihm unterstellten Sklaven waren die für die einzelnen Wohnungen des Hauses zuständigen *diaetarii*, die Kellermeister (*cellarii*), der Portier (*ostiarius* oder *ianitor*), der nicht selten wie ein Haushund an der Kette lag[17], der Hüter der Möbel und des Küchengeräts (*suppellectarius*), der Garderobe (*a veste, vestispicus* o.Ä.) und der Kunstsammlungen (*a statuis*). In manchen Haushalten wurde das kostbare Tafelgeschirr eigens von einem Sklaven verwaltet (*ab argento potorio; a crystallinis*). Auch die Hauskapelle und die Ahnenbilder konnten eigene Funktionsbereiche bilden, ebenso der Empfang von Gästen (*servus ab hospitiis*). Wenn weitere Sklaven auf diesen oder auf andere Bereiche verteilt werden „mussten", war das über die Schaffung von Stellvertreter-Posten (*vicarii*) zu leisten.

## Wenn zum Tanz das Messer fliegt …

Essen und Trinken stellten über die Einladung von Gästen den Repräsentationsbereich par excellence dar. Voraussetzung für die Tafelfreuden war eine vielköpfige Domestikenschaft, die vor und hinter den Kulissen wirkte. Hier zeigte sich, wie „leistungsfähig" das luxuriöse Ambiente wirklich war. Entsprechend groß war die Zahl der Einkäufer und Köche, der Bäcker und Servierer, der Unterhaltungskünstler und Dienstleister für das „Grobe", denen das Entfernen der wenig appetitlichen Folgen des Schlemmens und Pokulierens oblag[18].

Die Köche traten selten persönlich in Erscheinung. In der Küche aber „eilten sie zwischen so vielen Feuerstellen umher"; zur *turba cocorum*[19], der „Schar der Köche", gehörten natürlich auch einfache Küchenhilfen. Sie alle



*Gastmahl mit Sklaven. Ein Sklave zieht einem Gast die Schuhe aus, ein anderer reicht ihm Wein, ein dritter geleitet einen Gast hinaus; Fresko aus Pompeji, 1. Jh.*

arbeiteten auf Weisung des Chefkochs, der in einer Inschrift den hübschen Titel des *archimagirus* trägt, „Erzkoch“[20].

Hatten im alten Rom Köche zu den am wenigsten angesehenen Sklaven gezählt, so gewannen sie mit zunehmendem Tafelluxus an Ansehen und Bedeutung in der Sklavenhierarchie. Und sie kosteten eine Menge Geld, seit sie sich dank der Feinschmecker unter den Herren als wahre Künstler fühlen durften[21].

Im Unterschied zum Küchenpersonal stand die Serviermannschaft geradezu im Rampenlicht der Aufmerksamkeit (auch wenn die Speise- und Trinkgesellschaften eher in schummriger Beleuchtung tagten). Unter der Leitung des Tricliniarchen, der für das gesamte Arrangement und den reibungslosen Ablauf des Diners zuständig war[22], kümmerten sich zahlreiche Diener (*triclinarii*) um das Wohl der Gäste.

Ihre Spezialisierung nahm in manchen Haushalten groteske Formen an. Da genügte es dann nicht, dass dieselben Sklaven die Speisen auftischten und verteilten, sondern die Arbeitsgänge wurden unter Spezialisten aufgeteilt. Der größte „Künstler“ von allen war der Trancheur (*scissor*). Häufig unter Musikbegleitung kam er seiner Aufgabe nach – tanzend und springend selbstverständlich. So laufen bei Trimalchios legendärer Cena zunächst vier Mann im Hüpfschritt in den Speiseraum, um das Oberteil des Tabletts abzudecken. Daraufhin „zermetzelt der Trancheur mit Orchestermusik das Gericht in einer Weise, dass man hätte meinen können, ein Gladiator führe nach den Klängen eines Leiermannes einen Wagenkampf“[23]. Anderswo geht es etwas weniger martialisch zu; gleichwohl wird auch dort das Tranchieren zu einer Tanzinszenierung, bei der das Messer kunstvoll fliegt, bis der Braten fachgerecht zerlegt ist – „denn es ist ja von größter Bedeutung, wie, sich verrenkend, man Hennen und Hasen zerschneidet“[24].

### Chefkünstler Dädalus

*So wahr ich zunehmen will, an Geld, nicht an Masse: das da hat mein Koch aus einer Sau gemacht. Eine kostbarere Person lässt sich nicht denken. Ein Wink, und er macht aus der Gebärmutter einen Fisch, aus dem Speck eine Ringeltaube, aus dem Schinken eine Turtel, aus der Keule eine Henne. Eben deswegen hat man ihm nach einem Einfall von mir einen allerliebsten Namen gegeben: man ruft ihn nämlich Dädalus. Und weil er ein gescheiter Geselle ist, habe ich ihm aus Rom steirische Stahlmesser mitgebracht.*

Petron, Cena Trimalchionis 70, 1-3

## Langhaarige Bedienungen von mädchenhafter Figur

Hatte der *scissor* seine Demonstration beendet, so traten die eigentlichen Diener auf den Plan. Sie reichten den Gästen die Speisen und Getränke. In ihrer Gesamtheit werden sie als *ministri* oder *ministratores* bezeichnet. Auch hier gab es in manchen Haushalten noch eine Arbeitsteilung. An die *ministri* wurden höchste ästhetische Ansprüche gestellt[25]: Sie sollten jung, schön und gut gekleidet sein, bartlos und von glatter Haut – *glabri*, „Haarlose“, die sich häufig in mühevoller Arbeit depilieren mussten, um den Geschmack ihres Herrn und seiner Zechgenossen zu treffen[26]. Manche verfügten sogar über einen eigenen Sklaven, dessen Aufgabe einzig und allein darin bestand, sie hübsch herzurichten. Inschriftlich „outet“ sich ein kaiserlicher Bediensteter als *ornator glabr(orum)*, „Kosmetiker der Glatten“[27].

Natürlich verbanden sich mit diesen mädchenhaften Jünglingen auch homosexuelle Phantasien. Ein älteres Lexikon definiert die *glabri* als „Lieblingssklaven römischer Wüstlinge“[28]. Das besondere Augenmerk der „Wüstlinge“ galt

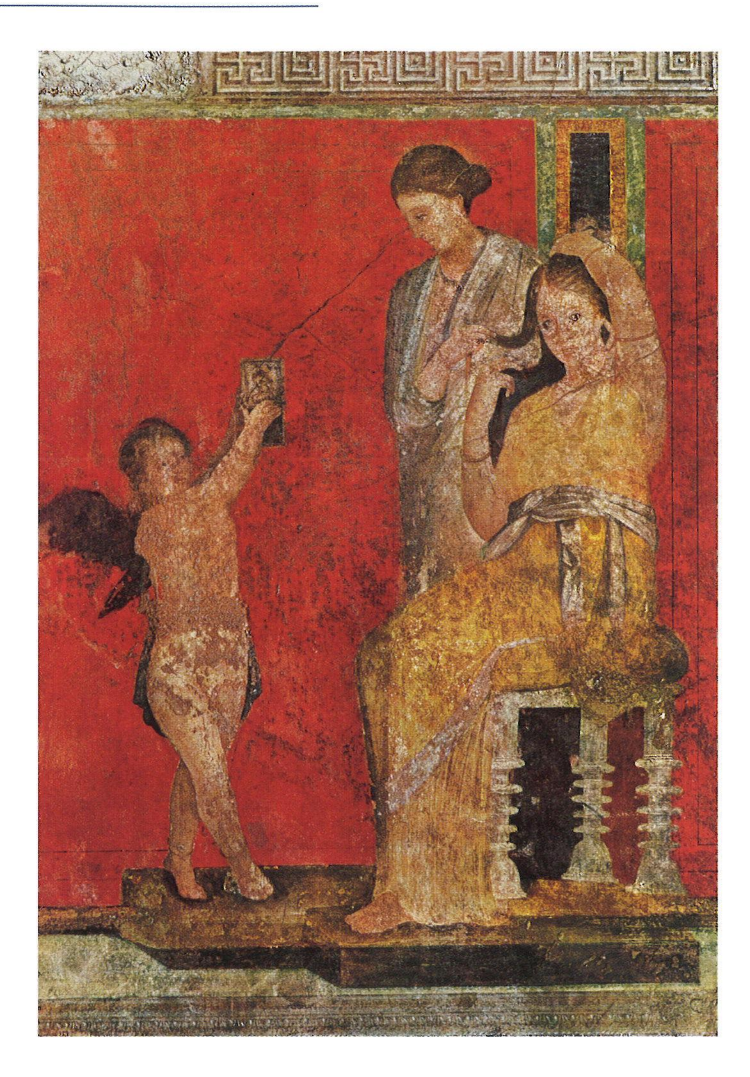
dem Haupthaar der Servierer: Hier sollten sie durch Fülle und aufwendige, parfümierte Frisuren glänzen. Man schätzte langhaarige Diener (*comati; capillati*). Ob sie die Haare glatt oder gekräuselt (*crispi*) haben sollten, darüber gingen die Geschmäcker auseinander[29].

Für die Beseitigung des übrig Gebliebenen waren die „Abräumer" (*analectae*) zuständig[30]. Ob für diese kulinarische Müllmänner-Funktion auch besonders hübsche Knaben ausgesucht wurden, ist nicht überliefert. Wohl aber, dass Sklaven, die zwischen den Gängen Erfrischungen und Reinigendes bereit hielten, *capillati* waren. Vermutlich fanden viele Gäste nichts dabei, die langen Haare der Diener als Handtuch zu missbrauchen – so wie sie es als Herren bei ihren eigenen Sklaven gewohnt waren[31].

### Auftritt der Parfümeure

*Wie man es bisher noch nicht kannte, brachten langhaarige Sklavenburschen Parfüm in einem Silberbecken und rieben damit den Gästen die Füße ein, nachdem sie vorher um Schienbeine und Knöchel kleine Kränze gewunden hatten. Danach schütteten sie von demselben Parfüm eine ordentliche Menge in Weinbehälter und Lampe.*

Petron, Cena Trimalchionis 70, 8f.



*Eine Putte als Ornatrix, die der sich kämmenden Herrin einen Spiegel hinhält. Fresko aus der Villa dei Misteri; Pompeji, 1. Jh.*

## Von dienstbaren Geistern umsorgt

In der Privatdienerschaft vornehmer Herrinnen und Herren nahmen die Kammerdiener (*cubicularii*) den höchsten Rang ein. Sie entschieden häufig, wer Zugang zu ihrer Herrschaft erhielt und wer nicht. „Des Kammerdieners gehobene Augenbraue" war kein gutes Zeichen – und wurde prompt von manchem Besucher als persönliche Beleidigung eingestuft[32]. Um die Kleidung und Toilette kümmerten sich Friseure und Friseusen (*tonsores; ornatores; ornatrices*). In der Kaiserzeit gehörten ausgedehnte Sitzungen beim Friseur auch bei vielen Herren der Schöpfung zum gehobenen *lifestyle*. Mit Argusaugen wachten sie darüber, dass jedes Löckchen und Strähnchen richtig saß[33]. Da war es gut, wenn man nicht öffentlichen Barbieren sein Vertrauen schenken musste, sondern seinen eigenen „Künstler" hatte, „der sich darauf verstand, die wirren Haare mit der Schere fast ohne Berührung zu schneiden"[34].

Was bei den Männern doch noch eher die Ausnahme darstellte, war bei den Damen der feinen Gesellschaft absolut selbstverständlich: Sie hatten ihre eigene *ornatrix* oder sogar mehrere *ornatrices*[35], die nicht nur für die Frisur, sondern auch für das Schminken, die Kleidung und den Schmuck ihrer Herrin zuständig waren. So vertraut die *ornatrix* mit ihrer Herrin war, so gefährlich lebte sie. Die Damen waren ausgesprochen anspruchsvoll. Sie neigten zu hysterischen Ausbrüchen und Wutanfällen über „ein einziges falsch sich lockendes Härchen, eine einzige sich lösende Nadel" und waren dann auch mit körperlicher Züchtigung rasch bei der Hand[36].

Manchmal war die Dienstleistung, die eine jede Sklavin oder ein jeder Sklave erbringen „durfte", ganz genau festgelegt. Da gab es Diener, die die Kleidung reichten und die Toga ordneten, nicht aber an die Füße ihres Herren gelassen wurden; denn dort hatte ausschließlich der „Schuh-Diener" seiner Aufgabe nachzukommen[37]. Bei solchen Luxus-Usancen empfindet man es schon fast als ganz normal, wenn im

Ambiente des Bades weitere unfreie Spezialisten bereitstanden: Einsalber (*unctores; aliptae*) und Kleiderwächter (*capsarii*) traten in Erscheinung, wenn sich der Herr ins Bad zu begeben geruhte[38]. Von spezialisierten Achselhaar-Ausrupfern (*alipili*) hören wir nur im öffentlichen Bereich – was nicht heißt, dass sich der eine oder andere Snob nicht auch einen privaten *alipilus* gehalten hat[39].

Die Zahl der zur persönlichen Betreuung abgestellten Sklaven mag überall da im Haushalt begrenzt gewesen sein, wo er den Blicken der Öffentlichkeit entzogen war. Der Luxus, den man dort praktizierte, diente ja nur dem eigenen Wohl- und Selbstwertgefühl. Anders, wenn es um demonstrativen Luxus in der Öffentlichkeit ging, wo man aller Welt zeigen wollte, welche Verschwendung man sich erlauben konnte. So scharten denn viele eine Riesenmenge von *pedisequi* bzw. *pedisequae* um sich, Sklavinnen und Sklaven, die in gebührendem Abstand hinter ihnen gingen – aber selbstverständlich so, dass sie dem Gefolge als zugehörig zu erkennen waren. Die weiblichen „Fußfolgerinnen" trugen den Damen u.a. die Sandalen, Fächer und Sonnenschirme.

Andere persönliche Bedienstete wie Salber, Hüter des Familiengoldes, Schmuckkästchenträgerinnen sowie Boten und Botinnen – sozusagen die römische Variante des „Handys" – reihten sich ein, damit der Zug repräsentativer erschien[40]. Natürlich erleichterte das große Gefolge auch das Vorankommen im notorischen Verkehrsgewühl der Hauptstadt; weniger Betuchte machten ehrfürchtig Platz, wenn die Masse der *pedisequi* direkt oder indirekt gebot, zur Seite zu treten[41].

## Öffentlichkeitswirksame Sklaven-Demonstrationen

Mindestens ein *nomenclator* begleitete seinen Herrn außer Haus. Aufgrund ihrer besonderen Ausbildung und eines guten Gedächtnisses kannten die *nomenclatores* eine Fülle von Leuten und waren spontan in der Lage, ein Gesicht mit einem Namen zu verbinden. Den flüsterten sie ihrem Herrn zu, sobald jemand vorbeikam, der in den Verzeichnissen der *amici* des Hauses („Freunde") stand[42]. Der Mann von Welt „schonte" sein Gedächtnis und machte Eindruck, indem er „mit fremder Erinnerung" grüßte.

Der traditionelle *nomenclator* erhielt in besonders großen Sklaven-*familiae* einen bemerkenswerten Kollegen. Dessen einzige Funktion war es, seinem Herrn die Namen seiner eigenen Sklaven zu nennen[43].

### Fremdbestimmung durch Luxus – ein Problem nur der Antike?

*Alienis pedibus ambulamus, alienis oculis agnoscimus, aliena memoria salutamus, aliena et vivimus opera, perieruntque rerum naturae pretia et vitae argumenta.*
*Wir gehen auf fremden Füßen, wir sehen mit fremden Augen, wir grüßen mit fremdem Gedächtnis, wir leben durch fremde Mühe. Die Schätze der Natur und der wahre Sinn des Lebens haben ihren Wert verloren.*

Plinius, Naturalis historia XXIX 19 (Ü: R. König)

Besonderes Aufsehen erregte, wer sich mit „fremden Füßen" in der Stadt bewegte, d.h. sich im Tragesessel oder in der Sänfte transportieren ließ. In Sachen Zurschaustellung von Reichtum war die Sänfte unbedingt vorzuziehen; denn sie erforderte sechs oder acht Träger (*lecticarii*). Das waren möglichst stämmige „Barbaren"-Sklaven, die sich in der Masse durchzusetzen verstanden und ihren Herrn sicher und schnell „über den Köpfen der Menschen"[44] ans Ziel brachten. Vielfach waren die Sänftenträger uniformiert und erinnerten an eine paramilitärische Privattruppe[45]. In großen Häusern hielten sich die Damen eigene *lecticarii*[46]. Da die Träger auf Reisen gewechselt werden mussten, dürfte die Gesamtzahl an *lecticarii* in manchen Haushalten eine beträchtliche Größenordnung erreicht haben. Selbstredend mussten damit Posten für „Obersänftenträger" geschaffen werden …[47]

Zum Begleitservice bei Nacht gehörten Fackel- und Laternenträger (*lampadarii; lanternarii*). Sie waren freilich kein eigentliches Luxus-Accessoire, denn die Straßen in den meisten Städten waren nachts stockfinster, so dass ein nächtlicher Spaziergang ohne ordentliche Beleuchtung zu einem abenteuerlichen Hindernis-Parcours geriet[48]. Der wenig verlässliche Mondschein oder eine bescheidene Fackel erlaubten dem Normalbürger jedenfalls nur ein vorsichtiges Vorwärtskommen. Anders, wenn „jede Menge Fackeln und eherne Leuchter" dem Reichen die Nacht erhellten. Wenn der dann von einem Zechgelage betrunken heimkam und noch ein Opfer suchte, an dem er sein Mütchen kühlen konnte, stand es schlecht um harmlose Passanten. Sie wurden angepöbelt und in einen Streit verwickelt, „falls das noch Streit ist, wo ei-



*Ein offensichtlich betrunkener junger Mann wird auf dem Heimweg von seinem Sklaven gestützt; ein Flötenspieler untermalt den Heimweg musikalisch; links daneben der erboste Vater; Komödienszene, Relief aus Pompeji, 1. Jh.*

ner nur schlägt und der andere nur einsteckt". Wohl dem, der aus einer solchen Situation noch ein paar Zähne retten konnte!, meint zumindest Juvenal, der eine solche nächtliche Szene mit satirischer Überspitzung, aber nicht ohne Realitätsbezug schildert[49].

Auf längere Reisen nahmen viele ein noch größeres Gefolge mit. Dazu gehörten neben Reitern, Maultierteibern, Stallmeistern und Quartiermachern auch Sklaven, die das Gepäck beförderten, eine *body guard*, die die Sicherheit des Herrn gewährleisten sollte und mehrere Dutzend Unfreie umfassen konnte[50], sowie Boten, die Aufträge und Briefe in Empfang nahmen und im Laufschritt an die Adressaten überbrachten. Ganze Heerscharen solcher *cursores* waren im Tross mancher Leute, und sie wurden rücksichtslos gegen andere Reisende eingesetzt. Eine vorausgeschickte Mannschaft „fegte" die Entgegenkommenden von der Straße[51]. Und natürlich war auch ein Teil des „Hofstaates" dabei, jene „geschminkten Lakaien", die der verwöhnte Römer auch auf Reisen ebenso wenig missen mochte wie sein goldenes Geschirr[52].

### Eigentum verpflichtet – zur Rücksichtslosigkeit?

*Danach kam Nigrinus auf den Besuch der öffentlichen Bäder zu sprechen und stellte mir diese Lustbarkeit ausführlich dar: wo man das Vergnügen hat, von der Menge Bediensteter, die ihren Herrn dahin folgen, erdrückt zu werden, alle möglichen Grobheiten von ihnen zu ertragen und alle Augenblicke irgendeinem aufgedunsenen Wanst aus dem Wege gehen zu müssen, der sich wie ein Leichnam auf den Armen seiner Sklaven aus dem Bade tragen lässt.*

Lukian, Nigrinus 33

## Menschliche Uhren, sprechende Terminkalender

Snobismus, das dürfte an manchem Detail deutlich geworden sein, war den Besitzern großer Sklaven-„Familien" nicht fremd. Aber er ließ sich problemlos steigern. So etwa durch Leute, die einen Sklaven ausschließlich dazu abstellten, ihnen in regelmäßigen Abständen die Tageszeit zuzurufen – als menschliche Uhr gewissermaßen[53]. Oder durch andere, die sich an ihr überbehütetes Luxusleben schon so gewöhnt

hatten, dass sie angeblich kaum noch merkten, was mit ihnen vor sich ging. „Sitze ich schon?“, soll ein *delicatus* (Seneca: „Genussmensch“) gefragt haben, nachdem ihn seine Sklaven aus dem Bade auf Händen getragen und dann in einen Sessel gesetzt hatten. Die Geschichte kann von Seneca in seiner Polemik gegen die *delicati* erfunden worden sein, sie mag aber auch Ausdruck einer Affektiertheit sein, mit der römische Snobs sich selbst etwas demonstrieren zu müssen glaubten[54].

Von ähnlichem „Kaliber“ war das schauspielerhafte Getue anderer Sklavenbesitzer, die sich von ihren menschlichen Werkzeugen daran erinnern lassen „mussten“, wann sie sich zu waschen, wann sie zu baden, zu essen und auszugehen hatten. Auch dafür, das war die *message* an andere wie an sich selbst, hatte man seine Sklaven – Spezialisten natürlich, die in ihrer Existenz als sprechende Terminkalender „aufgehen“ sollten[55].

Warum den eigenen Sinnen vertrauen, wenn man sich die Nutzung fremder erkaufen konnte? Bequemlichkeit, Arroganz und Protzerei gingen im 2. Jahrhundert ein fragwürdiges Bündnis ein. Damals empfanden es reiche Römer als chic, etliche Sklaven vor sich hergehen und sich pausenlos warnen zu lassen: „Vorsicht, ein Stein!“ – „Eine Unebenheit!“ – „Zur Seite!“ – „Wie arme Krüppel und Blinde ließen sie sich bei den Ohren führen“, fasst Lukian diese Unsitte zusammen[56]. Aber was manchen Betrachtern als Gipfel lächerlicher Selbstentmündigung erschien, empfanden die Trendsetter und ihre Nachahmer als schmeichelhafte Perfektionierung des Service-Gedankens, als ultimative Bestätigung dafür, wie schön es war, sich bedienen zu lassen. „Service“ ist übrigens abgeleitet von lateinisch *servitium*, „Sklavendienst“.

## Delikate Pädagogik – Ausbildung zum Edelsklaven

Unterhaltung und Bildung stellten angesichts fließender Grenzen einen weiteren großen Komplex dar, in dem und für den man sich viele Sklaven hielt. Es ist dabei nicht die Rede von den unfreien Sekretären, Schreibern und Kopisten, die eher der beruflichen als der persönlichen Sphäre zuzurechnen sind, auch nicht von den Ammen und Hauslehrern, die in allen wohlhabenden Familien für die Erziehung der Kinder zuständig waren. Sie alle gehörten natürlich zur *familia urbana*, dienten aber in der Regel nicht vorrangig dazu, das Renommee ihres Herrn zu fördern oder seinem persönlichen Wohlbefinden und Luxus-Anspruch zu dienen.

Unter der Bezeichnung *paedagogi* firmierte freilich neben den Hauslehrern noch eine andere „Lehrerschaft“. Das waren die Trainer jener oft als Pagen, Edelknaben oder auch Buhlknaben bezeichneten *pueri delicati* („sinnlichen Genuss gewährende junge Männer“), die ihren Herrn ständig begleiteten – auf Spaziergängen in Rom ebenso wie auf der Jagd, im Bad und auch im Bett[57]. Beim *convivium* traten sie als Diener auf. Im *paedagogium* erhielten sie den notwendigen Schliff zum Lieblingssklaven – wie sie sich zu benehmen, zu frisieren, zu kleiden und zu schminken hatten. Das Kaiserhaus betrieb ein solches *paedagogium*, und besonders reiche Familien wollten ihm darin nicht nachstehen, den eigenen „Pagen“-Nachwuchs zu schulen.

Die *pueri delicati* lebten wie in einem Internat[58] und traten auch nach ihrer Ausbildung häufig gemeinsam als Gruppe mit ihrem Herrn auf – schöne Knaben und junge Männer, in kostbarste, golddurchwirkte Kleidung gehüllt, „aufreizende Lockenköpfe unter dem Kommando ihres Aufsehers“[59].

### Delikates über pueri delicati

*Ich übergehe die Scharen unglücklicher Knaben, auf die nach dem Gelage andere Schändlichkeiten im Schlafzimmer warten. Ich übergehe die Scharen von Lustknaben, die nach Völkern und Farben eingeteilt sind, damit alle die gleiche Glätte haben, die gleiche Länge des ersten Bartflaumes, die gleiche Art des Haares, damit nicht einer, der glatteres Haar hat, unter die Kraushaarigen gerät.*

Seneca, Epistulae morales 95, 24

Die *pueri delicati* dienten dem Repräsentationsbedürfnis ebenso wie der Unterhaltung ihres Herrn. In anderen Funktionen trifft das auch auf die Künstler zu, die zu einem „anständigen“ Sklavenhaushalt gehörten: Musiker und Sänger, Schauspieler und Akrobaten, Tänzer und sogar Privat-Gladiatoren sowie – bis auf die Gladiatoren – natürlich auch die weibliche Besetzung dieser Dienste. Die Institution des Hausorchesters soll mit dem „Luxusschwall“ des Jahres 187 v. Chr. nach Rom gekommen sein – nach Meinung der Luxuskritiker eine asiatische Unsitte, die sich rasch durchsetzte[60]. Ein halbes bis ein Dutzend Musiker scheint für ein

reiches Haus nichts Außergewöhnliches gewesen zu sein. Und mancher Gastgeber bot bei seinen Abendgesellschaften eine solche Menge von Flötisten, Sängern und Kitharaspielern auf, dass „die ganze Nachbarschaft davon erfüllt war"[61].

Von geradezu ingeniöser Dekadenz zeugt der Einfall eines gewissen Pacuvius, der sich nach allabendlichem Totenschmaus für sich selbst unter Orchesterbegleitung zu Bett bringen ließ. Gemeinsam mit seinen *pueri delicati* sang er dazu ein fröhliches *bebiotai, bebiotai*, „man hat gelebt, man hat gelebt!". „Jeden Tag brachte er sich zu Grabe", kommentiert Seneca etwas sauertöpfisch die täglich inszenierte musikalische Lifestyle-Aktion des hedonistisch orientierten Herrn[62].

## Zwerge, Clowns, Idioten

Gemessen an anderen Unterhaltungsbedürfnissen, zu denen Sklaven missbraucht wurden, mutet das allabendliche „Selbstbegräbnis" wie ein harmloser Spleen an. Die Rede ist von den so genannten *deliciae*, „Lieblingen". Darunter konnte man das eigene geliebte „Schätzchen" verstehen oder auch ein Lieblingstier, ein Schoßhündchen z.B. oder ein Vögelchen wie den durch Catull berühmt gewordenen *passer* Lesbias[63]. Auf Haussklaven bezogen, meint der Begriff aber eine reichlich perverse Vorliebe für einen unfreien Menschen, der an einer auffälligen körperlichen oder geistigen Behinderung litt. Vor allem Zwerge und Missgestaltete hatten es vielen Reichen angetan: „Am liebsten kaufen sie alles Unnatürliche", bringt ein schockierter Rhetor diese weit verbreitete Neigung nach „Besonderem" auf den Punkt[64].

Der Handel mit diesen „Lieblingen" florierte. In Rom gab es einen eigenen Monstrositäten-Markt dafür, wo u.a. wadenlose, kurzarmige und dreiäugige Menschen verkauft wurden und hohe Preise erzielten[65]. Selbst als Geschenke für Gäste kamen solche behinderten Sklaven gelegentlich in Frage[66].

Die Vorliebe reicher „Sammler" galt nicht nur physisch abnormen Menschen. Auch Geistesschwache hielt man sich als Narren zur Belustigung. Echte *fatui* und *fatuae*, männliche und weibliche Kretins, waren begehrt. Selbst in Senecas Haushalt fand sich eine solche *fatua*, eine Sklavin seiner Frau, die freilich als „Erbstück" zu ihr gekommen war[67]. Nicht alle Hausnarren waren wirkliche Idioten; einige traten nur als Possenreißer auf, an deren Unverfrorenheiten und Unverschämtheiten sich das Privatpublikum ergötzte. Allerdings nicht jeder: Manche Gäste ließen sich demonstrativ ihre Schuhe bringen und verabschiedeten sich von der Party, wenn die tatsächlichen oder vermeintlichen Narren ihren Auftritt hatten. Es war halt eine Geschmacksfrage, befand der Jüngere Plinius. Er selbst fand keinen Gefallen an Monstrositäten irgendeiner Art, meinte aber, anderen diese „Vergnügungen" nachsehen zu sollen: *Er* blieb, wenn die Blödheit in Aktion trat[68].

Manchmal waren die Narreteien anspruchsvoller. Das Duell zweier Witzbolde (*scurrae*), die einander auf mythologischem Hintergrund schmähen und beleidigen, schildert Horaz – eine köstliche Unterhaltung, bei der man viel gelacht habe[69].

Auch freche Kinder hatten als Belustigung reicher Herrschaften Konjunktur. Besonders gefragt waren vorlaute Knaben aus Alexandria. Sie wurden auf dem Sklavenmarkt feilgeboten und teuer erstanden, damit sie ihr dreistes oder naives Geschwätzigkeits-Gift zur Ergötzung ihrer Eigentümer versprühen konnten. Damen der gehobenen Gesellschaft scheinen an solchen „Lieblingen" besonderen Gefallen gefunden zu haben; die Drei- oder Vierjährigen wurden nackt überall mit umhergetragen und galten als entzückende kleine Pointenlieferanten[70].

**Betrug beim Idiotenkauf**

*Narr sollt' er sein; ich zahlte drum zwanzigtausend und kauft ihn.*
*Gib mir mein Geld zurück, Gargilian: er ist klug!*

Martial VIII 13

## Die Kunst der stellvertretenden Bildung

Einseitigkeiten galt es zu vermeiden. Wer Geld hatte, um für Kretins eine erkleckliche Summe hinzublättern, war natürlich auch bereit, in Geist zu investieren. Die seriöse Variante bestand darin, gebildete Sklaven ins Haus zu holen und sie als Vorleser (*lectores; anagnostae*) zu beschäftigen. An lautes Lesen war man gewöhnt; man praktizierte es in aller Regel selbst. Daher lag es nahe, bei anderen Tätigkeiten, die es nicht erlaubten, eine Buchrolle zu halten, fremde Stimmen zum Lesen zu nutzen. Intellektuelle hatten deshalb beim Essen oder beim Baden mehr oder minder regelmäßig mehrere Vorleser-Sklaven dabei. Augustus ließ, wenn er nicht schlafen konnte,

Vorleser und Märchenerzähler kommen, um sich literarisch in den Schlaf wiegen zu lassen ...[71]

Die weniger seriöse Variante funktionierte nach dem „System“ der stellvertretenden Bildung. Lernen, fanden manche reichen Protze, sei doch etwas recht Anstrengendes. Noch dazu auch Zeitraubendes. Und dafür sollte man seine kostbare Zeit opfern?! Der Ausweg war gekauftes Wissen, bezahlte Intelligenz. Wie das vor sich ging, zeigt die Praxis des schwerreichen Calvisius Sabinus. Mit seinem schlechten Gedächtnis warf er selbst solche „Ikonen“ der klassischen Mythologie wie Odysseus, Achill und Priamos ständig durcheinander. Gleichwohl wollte er als gebildeter Mensch gelten. Auf dem Sklavenmarkt wurde er fündig. Für teures Geld erwarb er sich dort Bildungsspezialisten: einen, der den gesamten Homer auswendig konnte, einen, der in Hesiod absolut sattelfest war, und dann noch weitere neun für die lyrischen Dichter. Sie alle versammelte er an seiner Tafel und ließ sie sich zum jeweiligen Stand der Konversation passende Verse ins Ohr flüstern. Auch nach mehrmaligem Vorsagen haperte es freilich oft; Sabinus blieb mitten im Vers stecken.

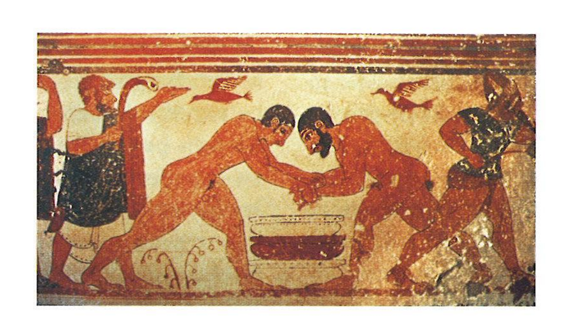
Eine Fehlinvestition? Immerhin hatte Sabinus für jedes fremde Gedächtnis 100 000 Sesterze ausgegeben. „Genauso viele Bücherschränke wären billiger gewesen“, meinte ein Spötter. Sabinus aber ließ sich nicht beirren. *Er* wisse, was einer in seinem Haus wisse, beschied er seinen Kritiker[72].

Wahrscheinlich glaubte er das wirklich – ähnlich wie heutzutage manch einer meint, vieles brauche man nicht zu wissen; wissen müsse man nur, wo man es nachschlagen könne. Zutiefst überzeugt war Sabinus auf jeden Fall davon, dass alles käuflich sei. Wer 1,1 Millionen für „Wissen“ ausgab, bekam auch Wissen dafür. Notfalls tat es ja, die Anekdote zeigt es, der Hinweis auf die enormen Kosten, die mit dem „Wissenserwerb“ verbunden waren. Spätestens das sicherte ihm jenes Sozialprestige und jene gesellschaftliche Anerkennung, die dem nur Wissenden versagt blieben.

Er hätte seinen Martial lesen sollen. Der schreibt einem anderen Sabinus namens Quintus einige herbe Bemerkungen ins Stammbuch: „Wenn du dir für 100 000 und oft auch für 200 000 Sesterze Knaben kaufst, wenn du Weine trinkst, die man unter König Numa einlagerte ..., / glaubst du dann, dass du das alles in großartiger Gesinnung erwirbst, Quintus? / Du täuschst sich: So etwas, Quintus, kauft nur ein Kleingeist.“[73]

Wenn die Diagnose des Satirikers zutrifft, lebte in den vornehmen Haushalten des kaiserzeitlichen Rom, von „Legionen“ von Luxussklaven umgeben und verwöhnt, eine Menge Kleingeister.





# ANGEMESSEN IN DIE EWIGKEIT – BESTATTUNGSPRACHT UND GRÄBERLUXUS

Im Jahre 451/0 v. Chr. wurde das römische Recht erstmals kodifiziert. Nach intensiven Beratungen fasste die damit betraute Zehnmänner-Kommission ihre Ergebnisse auf zwölf elfenbeinernen Tafeln zusammen. Das Zwölftafelgesetz wurde so gewissermaßen zum Grundgesetz Roms. Die Gesetzestafeln wurden öffentlich vor der Rednertribüne auf dem Forum Romanum aufgestellt und wurden so zu einem Meilenstein der Rechtssicherheit – das war der eigentliche Fortschritt, der sich mit der juristischen Arbeit in der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. verband. Das Zwölftafelgesetz blieb in den nächsten Jahrhunderten die Grundlage, der Nukleus des römischen Rechts. Bei aller quantitativen wie qualitativen Weiterentwicklung des Rechts brachte man dieser frühesten Kodifizierung doch stets Respekt und Ehrfurcht entgegen. Noch im 1. Jahrhundert v. Chr. „lernten wir Knaben die Zwölftafeln auswendig", berichtet Cicero, um in einer an heutige Bildungsfrust-Lamenti erinnernden resignativen Aufwallung hinzuzufügen: „Zur Zeit freilich lernt sie niemand mehr."[1]

Was, sollte die Klage so überhaupt zutreffen, nicht heißt, dass das Zwölftafelgesetz in Vergessenheit geraten oder außer Kraft gesetzt worden wäre. Die dort aufgestellten juristischen Normen waren und blieben gültig – auch wenn sich die Alltagswirklichkeit in dem einen oder anderen Punkt von ihnen weg entwickelt hatte. Im Unterschied zum modernen Staat erwies sich das antike Gemeinwesen als wesentlich „frustrationstoleranter", wenn gesetzliche Norm und gesellschaftliche Realität auseinander klafften. Dem Druck, das Gesetz der Wirklichkeit anzupassen, gab der römische Staat so schnell nicht nach. Er ließ die Spannung bestehen – und machte seinen Bürgern auf diese Weise wenigstens ein schlechtes Gewissen, wenn sie sich über das Gesetz hinwegsetzten.

In Sachen Bestattungsluxus ist man versucht, den Vätern des Zwölftafelgesetzes einen bewundernswerten Weitblick zu attestieren. Es scheint, dass sie mehrere Jahrhunderte, bevor die allgemeine Luxusentwicklung auch den funerären Bereich erfasste (*funus* ist „das Begräbnis"), diese Tendenz zu Pomp und Prunk im Bestattungswesen vorausgesehen haben. Denn ihre zehnte Tafel beschäftigt sich eingehend mit der Eindämmung eben dieses Begräbnisluxus. Das ist trotz des fragmentarischen Erhaltungszustandes des römischen „Grundgesetzes", das als Ganzes leider nicht überliefert ist, klar erkennbar.

## Ein Gesetzgeber ohne Pietät?

Die Restriktionen waren beachtlich. Insgesamt zielten sie darauf ab, den materiellen Aufwand der Leichenbegängnisse im Rahmen zu halten, aber auch die Intensität der Trauer sozusagen auf ein sozialverträgliches Maß zu beschränken. Die Grenzen zwischen diesen beiden Anliegen sind freilich fließend, wie sich in der Bestimmung über die den Leichenzug anführenden Musikanten erweist.

Die Zahl der Flötenspieler wird auf maximal zehn begrenzt, die Frauen, die als Verwandte oder Klagefrauen an den Begräbnisfeierlichkeiten teilnehmen, dürfen demnach nicht mehr als drei Trauerkleidungsstücke und nur ein Unterkleid aus Purpurwolle tragen – beides ausdrücklich als „Einschränkung des Aufwandes", um „eine (übermäßige) Totenklage" (*lamentatio*) zu verhindern[2]. Ferner verbietet das Gesetz den Frauen exzessive „Trauerarbeit" durch Zerkratzen der Wangen oder Ausstoßen schriller Klagerufe[3].

Der Gesetzgeber als Regulierer „angemessener" Totenklage? Aus heutiger Sicht reichlich befremdlich! Dahinter steht allerdings der Brauch, professionelle Klageweiber (*praeficae*) zu engagieren, die gegen gute Bezahlung bei allen Elementen ostentativer Trauer voll aus sich herausgingen, ja nicht selten „sich als Mietlinge beim Leichenbegängnis in Wort und Gebärde fast leidenschaftlicher als die Trauernden in ihrem Herzleid gaben"[4]. Mit seinen einschlägigen Bestimmungen wollte das Zwölftafelgesetz offensichtlich gegensteuern, damit sich einzelne Familien nicht zuviel Profi-Trauer erkauften und andere damit „ausstachen".

*Rogum ascea ne polito*, bestimmt die Gesetzestafel ferner, „er soll das Holz des Scheiterhaufens nicht mit der Axt glätten"[5]. Dahinter verbirgt sich die Sorge vor allzu großer Repräsentationswirkung eines kunstvoll errichteten, hohen Scheiterhaufens (*rogus*). Diese Wirkung ging später tatsächlich von einigen Kaiserbegräbnissen aus, bei denen der Scheiterhaufen Haushöhe erreichte. Unbehauenes Holz war dagegen nur bis zu einer bestimmten Höhe stapelbar. Wer zu ehrgeizig war, riskierte ein peinliches Auseinanderfallen des *rogus*, sobald die Leichenbahre darauf gestellt wurde. Lange Trauerkränze und Girlanden am Scheiterhaufen waren ebenso verboten wie „aufwendiges Besprengen" des Grabes und des Leichnams mit Weihrauch und Myrrhe[6].

Auch das Salben des Leichnams durch Sklaven wurde untersagt. Die Interpretation dieser Bestimmung[7] bereitet Schwierigkeiten. Richtet sie sich gegen die Salbung des Toten schlechthin, oder will sie diese Aufgabe an die Frauen des Hauses „zurückverweisen", nachdem sie vielfach an Bedienstete übertragen worden war? Dann verbände sich damit indirekt eine Kritik an einer – zumindest in der Außenwirkung – als luxuriös empfundenen Verwendung von Sklaven.

Eindeutiger ist das Verbot „jeglichen Umtrunks" (*omnis circumpotatio*) am Grab[8]. Wer nicht trinken darf, verzichtet auch aufs Essen. Der Leichenschmaus sollte sich vom Grab ins Trauerhaus verlagern. Öffentlichkeitswirksame Schwelgereien am Scheiterhaufen wurden als unpassend empfunden – nicht weil sie die Pietät verletzt hätten, sondern weil sie als reichlich makabre Gelegenheit von Prachtentfaltung hätten missbraucht werden können.

Missbrauch drohte auch, wenn man Angehörigen nach der Verbrennung des Leichnams gestattete, Gebeine aus dem Leichenbrand her-

auszusuchen. Die Asche des Leichenbrandes gehörte zur Gänze in einer Urne beigesetzt. Das Bergen einzelner Knochen hätte die Chance einer zweiten Leichenfeier eröffnet – und eben die will das Gesetz *expressis verbis* verhindern[9]. Eine derartige „Auslastung" eines Begräbnisses erschien als unlauterer Wettbewerb.

Schließlich das Thema Grabbeigaben. Dass sich hier Reichtum des Verstorbenen und seiner Familie demonstrieren lässt, liegt auf der Hand. Was die archäologisch und historisch interessierte Nachwelt erfreut, ist aus „volkswirtschaftlicher" Sicht ein Schaden: Die Gesellschaft nimmt freiwillig Vermögenseinbußen in Kauf. Grabbeigaben bedeuten Vernichtung von Sachwerten, und diesen „Diebstahl" der Toten an den Lebenden bekämpfen die Grabluxus-Gesetze. Sie wollen unterbinden, dass sich Konkurrenz adliger Familien untereinander in so zur Schau gestellter materieller Opferbereitschaft zum Schaden des Gemeinwohls austobt.

Daher das Verschwendungsverbot des Zwölftafelgesetzes, das u.a. Gegenstände aus Gold trifft: *neve aurum addito*, „und er soll kein Gold beigeben". Das wird ausdrücklich auch auf Zahngold bezogen. Großzügigerweise aber ist die Übertretung des Gesetzes in diesem Falle nicht strafbewehrt: „Lässt man ihn aber mit diesem (Zahngold) begraben oder verbrennen, so soll dies ohne Nachteil sein."[10]

## Ein Todesfall als Chance?

Wer diese Liste von zum Teil absonderlichen Anti-Luxus-Bestimmungen Revue passieren lässt, mag an der Zurechnungsfähigkeit der Zehnmänner-Kommission Zweifel bekommen. Legislativer Weitblick? Doch wohl eher kleinkarierte Repressionsmentalität. Was ist das für eine Regulierungswut, die in die Pietätsrechte trauernder Familien so massiv eingreift?! Ist das nicht ein pathologischer Fall, wenn der Gesetzgeber ein getrenntes Bestatten von Gebeinen und Leichenbrand als Missbrauch der Begräbnis-„*Chance*" verbietet?

Aus heutiger Sicht mag solches Kopfschütteln nahe liegen. Aber man tut gut daran, die aufsteigende Empörung gegenüber den Gesetzgebern des 5. Jahrhunderts v. Chr. niederzudrücken – oder sie auszuweiten, indem man sie gegen die gesamte Aristokratie richtet. Denn sie sah die Dinge genauso wie die zehn Verfasser des Zwölftafelgesetzes, die natürlich aus ihren Reihen stammten. Begräbnisse *waren* für sie eine Gelegenheit familiärer Repräsentation und Zurschaustellung von Macht, Prosperität und „Familiensinn".

Die adligen Geschlechter standen auf fast allen Gebieten im Wettstreit miteinander, und das Leichenbegängnis wurde in diesem Konkurrenzkampf mit großer Selbstverständlichkeit als Schauplatz zur Selbstdarstellung genutzt. Ein prächtiger Leichenzug, eine aufwendig inszenierte Feuerbestattung, eine demonstrative Großzügigkeit, sich von wertvollen Grabbeigaben zu trennen – das alles verfehlte seinen Eindruck auf das Volk, aber auch auf die aristokratischen Wettbewerber nicht und verschaffte neues gesellschaftliches Prestige.

Auch in „bürgerlichen" Gesellschaften sind Begräbnisse stets in gewissem Sinne Demonstrationen. Wer sich über die „pietätlose" Instrumentalisierung des Todes und des Toten durch die Lebenden im Alten Rom empört, übersieht, dass ähnliche Mechanismen auch heutzutage greifen. Die Motive, ein Begräbnis in einem bestimmten Rahmen auszurichten oder auch nur an einer Bestattung teilzunehmen, liegen nicht nur in der Person des oder der Verstorbenen und den Gefühlen zu ihm bzw. ihr begründet. Trauern kann man auch ohne die öffentliche Demonstration der Trauer.

Mancher sträubt sich gegen diese Erkenntnis und empfindet solche Überlegungen als deplatziert im Angesicht des Todes. Das ist eine Form der Verdrängung oder Heuchelei, die den Römern fremd war. Sie bekannten sich offen dazu, dass ein *funus* demonstrativen Charakter hatte, dass sie es nach Kräften als „werbewirksames" *spectaculum* in Szene setzten. Heute würde man sagen: als Show. Und sie hatten dabei alles andere als ein schlechtes Gewissen gegenüber dem Toten. Denn er war ja Angehöriger der *gens*, hatte sich zeitlebens so gefühlt und sich zum großen Teil auch über diese *gens* definiert – also galt die Selbstdarstellung der Familie anlässlich einer pompösen Trauerveranstaltung auch ihm. Ja, er wurde in besonderer Weise geehrt, weil er mit seinem Tode den Anlass zu dieser Chance der Prachtentfaltung gegeben hatte. Lässt man sich auf die Leitvorstellung einer traditionalistischen Gesellschaft ein, in der sich der Einzelne (auch) als genealogisches Verbindungs-„Stück" zwischen Vergangenheit und Zukunft der *gens* begreift (siehe Kasten), so wirkt diese Perspektive weniger inhuman als in der sehr stark individualistisch geprägten westlichen Mentalität unserer Tage.

## Aufwandsgesetze als Regulativ adliger Konkurrenz

Wenn freilich von „den" Römern die Rede ist, so gilt es zu präzisieren. Die materiellen Möglichkeiten, Bestattungsluxus zu entfalten, waren natürlich auf die Oberschicht beschränkt. Nur für sie war es sinnvoll, in einen Wettbewerb funerärer Prunkentfaltung einzutreten. Sie hatte als Gesamtaristokratie das Machtmonopol inne. Das stand im Prinzip nicht zur Disposition, wohl aber musste stets neu darum gerungen werden, wie dieser Macht-„Kuchen" auf die einzelnen *gentes* verteilt wurde. Das geschah nicht nur über Wahlen, sondern viel stärker über die gesellschaftliche Stellung, das Ansehen und den Einfluss – Faktoren, die Wahlentscheidungen bestimmten. Und deshalb waren auch und gerade Bestattungen Teil des machtpolitischen Verteilungskampfes innerhalb des Adels.

### Dasein für die Familie – Die Grabinschrift eines Scipionen

*virtutes generis meieis moribus accumulavi,*
*progeniem genui, facta patris petiei,*
*maiorum optenui laudem, ut sibei me esse creatum*
*laetentur; stirpem nobilitavi honore.*
*Meiner Familie Verdienste habe ich durch meine Charaktereigenschaften vermehrt,*
*Nachkommen habe ich gezeugt; die Taten meines Vaters habe ich zu erreichen gesucht,*
*der Ahnen Ruhm habe ich behauptet, so dass sie sich freuen,*
*dass ich ihr Spross bin. Meine Nachkommenschaft habe ich durch meine Ehre geadelt.*

Grabinschrift, Corpus Inscriptionum Latinarum I (2. Aufl.) 15

Warum griff aber der „Staat" in dieser rigiden Weise in die Konkurrenz der großen Familien ein? Warum schuf er verbindliche Standards, anstatt dem freien Spiel der Kräfte – dem Markt funerärer Selbstdarstellung sozusagen – die Entscheidung zu überlassen, wer sich mit der überzeugendsten PR-Vermarktung in Sachen Bestattungsluxus durchsetzte?

Die Kommission der zehn Gesetzgeber war dem Adelskollektiv verpflichtet, nicht einzelnen *gentes*. Und dieses Kollektiv wachte stets darüber, dass das Ährenfeld aristokratischer „Gewächse" möglichst auf gleichem Niveau blieb. Keine Ähre sollte die anderen zu sehr überragen – sonst drohte eine Spitzenstellung, die Gefahren für den gesamten Stand heraufbeschwor.

In ihrem Selbstverständnis hat jede Aristokratie zwei große Gegner: Entweder einen regierenden Monarchen, den sie unter anderen historischen Vorzeichen einst selbst auf den Schild gehoben hat, dessen Vorrangstellung sie aber mit allen Mitteln einzudämmen bemüht ist, oder einen Usurpator, der aus den eigenen Reihen zur Macht drängt und danach strebt, die von allen Angehörigen der Oberschicht nominell mitgetragene, ja beschworene „Gleichheit" zu überwinden. Allen Lippenbekenntnissen zum Trotz richtet sich der Ehrgeiz vieler darauf, sich über die Standesgenossen zu erheben, sobald sie eine Chance dazu sehen. Und natürlich ist jede *gens* darauf erpicht, möglichst viele und möglichst hohe Amtsträger zu stellen, um das eigene Gewicht zu stärken und eine Spitzenstellung zumindest in der gesellschaftlichen Achtung einzunehmen.

Gegen diese Partikularinteressen muss sich die Gemeinschaft des Adels schützen. Der Gesetzgeber ist Hüter dieses übergeordneten aristokratischen Gesamtinteresses. Er kappt allzu hoch aufgeschossene „Ähren" und stutzt sie auf Normalmaß zurück. Damit bekämpft er desolidarisierende Tendenzen nicht nur, um in der Führungsriege niemanden zu stark werden zu lassen, sondern auch, um den Anspruch des Adels gegenüber dem Volk glaubwürdig zu halten. Die aristokratische Herrschaftssicherung beruht ja darauf, dass „die mit den nennenswerten Vätern", die „edel Geborenen" als im Wesentlichen gemeinsam handelnder *Stand* die Geschicke der Gemeinschaft lenken.

Die Furcht, allzu plakativ zur Schau gestellter Bestattungsluxus könne im Volk Unmut oder Sozialneid auslösen, spielt bei der gesetzgeberischen Regulierungsaufgabe kaum eine Rolle. Das politische Bewusstsein der Plebs war nicht so weit entwickelt, dass sie an krassen Vermögensunterschieden prinzipiell Anstoß genommen hätte. Prächtige Leichenbegängnisse wurden von ihr eher als wahrhaft spektakuläre „Unterhaltung" empfunden denn als Provokation. Grabluxusgesetze zielten auf einen Ausgleich innerhalb der herrschenden Aristokratie, nicht auf einen Ausgleich zwischen den Ständen. Sie waren ein in der Horizontalen, nicht in der Vertikalen angelegtes soziales Regulativ. Die Gleichbehandlung aller Römer im Tode ist nie ein Anliegen römischer Politik gewesen[11].



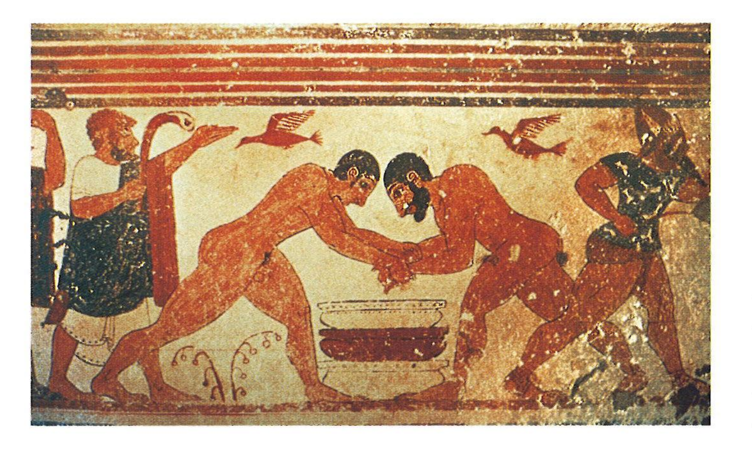
*Griechischer Grabluxus: Fresko mit Bankettszene aus dem „Grab des Tauchers"; Paestum, frühes 5. Jh. v. Chr.*

## Abwehr eines etruskischen „Bazillus"

Bleibt noch die Frage des vermeintlichen Weitblicks der Zwölf Tafeln zu klären. Natürlich wurden die Beschränkungen des Funerärluxus nicht im Hinblick auf eine ferne Zukunft beschlossen. Sie bezogen sich auf eine Praxis, die sich seit der etruskischen Herrschaft über Rom etabliert hatte. Der etruskische Adel hatte seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. überaus großzügig in Grabbeigaben, Totenfeiern und Grabmäler „investiert". Zum Glück für uns, denn die Welt der Etrusker lässt sich zum überwiegenden Teil nur über ihre Nekropolen und reichen Grabinventare rekonstruieren. Noch nach zweieinhalb Jahrtausenden beeindrucken die kunstvollen Grabhügel (*tumuli*) von Cerveteri und die wunderschön ausgemalten Gräber von Tarquinia heutige Besucher zutiefst.

Die etruskischen Adelsgeschlechter, die etwa bis in die siebziger Jahre des 5. Jahrhunderts v. Chr. über Rom herrschten, hatten sich diesem funerären Aufwand nicht verschlossen. Zwar blieb der Bestattungsluxus hier außerhalb des etruskischen Kernlandes wesentlich bescheidener; aber der „Bazillus" war auch nach Rom übergesprungen und hatte die stadtrömische Aristokratie nicht verschont. Grund genug für sie, nach der Abschüttelung des etruskischen „Jochs" in der Zeit um 470 v. Chr. sich einen eigenen Kodex zu geben und sich – ein politisch durchaus willkommener Nebeneffekt – auch in Sachen Grabluxus von den Etruskern abzugrenzen.

*Etruskischer Grabluxus: Fresko mit Ringkämpfern aus dem „Grab der Auguren"; Tarquinia, 2. Hälfte 6. Jh. v. Chr.*



Das Ergebnis war eine bemerkenswerte Selbstverpflichtung. Der römische Adel rief sich kollektiv selbst zur Ordnung. Er disziplinierte sich mit einem rigiden Anti-Grabluxus-Gesetz, das im historischen Umfeld – nicht nur im Vergleich mit Etrurien, sondern auch dem süditalischen „Großgriechenland" – seinesgleichen suchte.

Es wäre allerdings verfehlt, würde man den gesetzgeberischen Appell mit der geschichtlichen Wirklichkeit gleichsetzen. Alle Anti-Luxus-Gesetze, auch diejenigen, die sich gegen übertriebenen Bestattungspomp richteten, hatten einen Schönheitsfehler: Sie versuchten gesellschaftliche oder mentalitätsgeschichtliche Entwicklungen zu bremsen, zu stoppen oder gar rückgängig zu machen, die letztlich unumkehrbar waren. Sie reagierten auf eine Veränderung des Status quo und hinkten damit ihrer Zeit hinterher. Sie waren „reaktionär" im ursprünglichen Sinne des Wortes und damit zum Scheitern verurteilt. Sie forderten wo nicht zu direkter Opposition, so doch zur Umgehung und Trickserei heraus. Vornehmer ausgedrückt: zum Ausloten von Spielräumen.

Auch die zehnte Tafel des Zwölftafelgesetzes war nur scheinbar erfolgreich. Die Gesetzeskodifikation fiel in eine Zeit zurückgehenden Wohlstandes. Dadurch war die Versuchung zunächst geringer, sie „kreativ" zu interpretieren. Mit der zunehmenden Prosperität der Oberschicht, die mit der „Weltherrschaft" seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. einherging, stieg auch der Aufwand im Bestattungswesen rasant an. Neue

*leges sumptuariae* („Aufwandsgesetze") wurden erlassen, die auch den Grabluxus eindämmen sollten. Sehr restriktiv verfuhr man in *diesem* Bereich allerdings nicht: Es galten ja noch die außerordentlich harten Vorschriften des Zwölftafelgesetzes.

Soweit die Theorie. In der Praxis sah es anders aus. Dort triumphierte schon lange der Pomp, wenn ein Angehöriger der Oberschicht gestorben war. Keine vornehme Familie ließ sich die Gelegenheit entgehen, ihren Toten angemessen, standesgemäß und würdig zu bestatten. Was dabei als angemessen anzusehen war, bestimmte im Zweifel sie – und nicht das Gesetz.

### Auch Gesetzgeber werden schwach …

*Inmitten dieser Feierlichkeiten starb Sullas Ehefrau Metella an einer Krankheit … Das von ihm selbst eingebrachte Gesetz, das den Aufwand bei Leichenbegängnissen einschränkte, übertrat Sulla, und er sparte keine Ausgabe. Ebenso setzte er sich über seine eigenen Verordnungen hinweg, die Sparsamkeit bei Gastmählern forderten, und suchte sich durch Trinkgelage und Schmausereien, bei denen es üppig und wenig fein zuging, über den Verlust hinwegzutrösten.*

Plutarch, Sulla 35

## Aufbahrung im Atrium

Der erste Akt des Begräbnis-*spectaculum* spielte sich weitgehend in der privaten Sphäre des Trauerhauses ab. Der Leichnam wurde gewaschen, mit wohlriechenden Essenzen gesalbt und vollständig bekleidet. Ein römischer Bürger wurde in seinem „Ehrenkleide" bestattet, der Toga. Auf Repräsentationswirkung achteten die Angehörigen schon jetzt, da der Tote im Atrium, mit den Füßen zur Tür, aufgebahrt wurde. Die Insignien des höchsten von ihm bekleideten Amtes gehörten genauso zum Totenschmuck, wie eine kostspielige Bahre, besonders kostbare Kleidung – aus Purpur oder golddurchwirkt – sowie Preziosen wie Siegelringe und andere Schmuckstücke dazu gehören *konnten*. Erwünscht war das bekanntlich nicht, praktiziert wurde es nach Aussage glaubwürdiger Quellen sehr wohl – und das war wohl auch nicht auf Einzelfälle beschränkt[12].

Auch die Anzahl der neben der Bahre aufgestellten Rauchpfannen (*acerrae*), in denen Weihrauch und andere Spezereien verbrannt wurden, war ein Element materiellen Aufwandes. Weihrauch war ein notorisch teures Gewürz; für ein Pfund der billigsten Sorte musste ein Lohnarbeiter eine ganze Woche lang arbeiten. Die teuerste Sorte kostete das Doppelte[13]. Kein Wunder, dass das Zwölftafelgesetz die Verwendung von *acerrae* verbot[14]. Kein Wunder aber auch, dass man sich zumindest im „Schutz" des Privathauses ihrer repräsentativen Wirkung gleichwohl versicherte. Denn *so* privat war das Atrium nicht. Freunde, Bekannte und Klienten kamen hierhin, um von dem Toten Abschied zu nehmen.

Während einfache Leute eher unauffällig und rasch bestattet wurden[15], blieben vornehme Tote in der Regel drei Tage lang aufgebahrt. Manchmal erwirkten die Familien eine längere Aufbahrungszeit, im Extremfall bis zu sieben Tage[16]. Wurde solchen Anträgen stattgegeben, so war das nicht nur ein Prestigegewinn, weil es den Rang des Verstorbenen und damit die Bedeutung seiner *gens* unterstrich.

Will man so böse sein wie der große Spötter Lukian? Dann kann man eine möglichst lange Aufbahrungszeit auch als beste Gelegenheit

### Ein Ritual als Farce? – Unsägliches über Trauer

*Nachdem sie den Leichnam gewaschen … und dem eindringenden üblen Geruch durch die wohlriechendsten Salben und Spezereien gewehrt haben, wird er aufs zierlichste angekleidet (vermutlich um nicht unterwegs zu frieren oder von Cerberus nackt gesehen zu werden), mit den Blumen, die die Jahreszeit mit sich bringt, bekränzt und sodann in Parade ausgesetzt. Nun geht das Geheul und Gewinsel der Weiber an; alle Anwesenden fangen auf einmal an zu weinen, schlagen sich auf die Brust, raufen sich die Haare aus dem Kopf und zerritzen sich die Wangen. An vielen Orten ist überdies noch der Gebrauch, seine Kleider zu zerreißen und Asche aufs Haupt zu streuen. Kurz, die Lebenden sind wirklich schlimmer daran und beklagenswürdiger als die Toten; denn jene wälzen sich öfters wie in Verzweiflung auf dem Boden und schlagen mit den Köpfen gegen das Pflaster, während der Tote, schön ausgeschmückt und mit Blumenkränzen überladen, auf einem hohen Prunkbette daliegt und wie zu einer großen Feierlichkeit herausgeputzt ist.*

Lukian, Von der Trauer 10 (Ü: Chr. M. Wieland)



*Feierliches Begräbnis mit Klageweibern, Musikanten und Angehörigen; Relief aus Amiternum, 1. Jh.*

für demonstrative Akte des Wehklagens und Trauerns – u.a. durch gemietete Klagefrauen – ansehen (siehe Kasten). Dass dies nicht nur eine böswillige rationalistische Unterstellung ist, lassen ja die einschlägigen Mahnungen der Zwölf Tafeln erkennen …

Blieb der Tote länger als üblich im Atrium aufgebahrt, so verschaffte das dem Bestattungsunternehmer (*libitinarius*) auch mehr Zeit, das Leichenbegängnis vorzubereiten und eine größere Zahl von Prozessionsteilnehmern zu organisieren. Neben Formen der privaten Kommunikation hatte die Familie eines prominenten Verstorbenen auch die Möglichkeit, dessen Ableben durch einen Herold bekannt zu geben und zum letzten Geleit einladen zu lassen. Die dafür übliche Formel deutet darauf hin, dass der Herold erst am Morgen des Begräbnistages in Erscheinung trat[17]. Um so wichtiger war es, die Zeitspanne der Aufbahrung für Publicity zu nutzen. Ein unpassender Begriff für diese Situation? Nicht, wenn man sich die Funktion des Herolds genauer anschaut. Sie bestand ja nicht primär darin, potentielle Trauernde über den Tod eines bedeutenden Menschen zu informieren, sondern Schaulustige für den in Kürze beginnenden Trauerzug wenn nicht zu rekrutieren, dann doch zur Teilnahme einzuladen.

## Die Trauerprozession als Schauerlebnis

Es folgte der zweite Akt: die *pompa funebris*, die feierliche Trauerprozession durch das Zentrum der Stadt. Sie hatte Ähnlichkeit mit anderen feierlichen Umzügen: der *pompa circensis*, dem rituellen Umzug mit Götterbildern, der den Auftakt zu Circusspielen bildete, und der *pompa triumphalis*, dem Triumphzug, der rund 4 km durch die Stadt führte, bis er auf dem Capitolsplateau ankam. Natürlich waren das unterschiedliche Größenordnungen. Ein Triumphzug brachte es auf 300 000-400 000 Zuschauer, die *pompa circensis* im Circus selbst auf 100 000-150 000. Mit diesen Zahlen konnte keine *pompa funebris* konkurrieren – auch nicht, wenn ein Mitglied der Hocharistokratie zu Grabe getragen wurde.

Was aber alle *pompae* verbindet, ist das Schauerlebnis, die Tatsache, dass sie den Augen einiges boten, dass sie attraktiv und spektakulär waren, weil sie das entfalteten, was noch im deutschen Wort „pompös" weiter lebt: Pracht, Prunk, Gepränge – eben: Pomp. Es gab da etwas zu sehen, und man darf große Trauerprozessionen durchaus als Zuschauermagneten bezeichnen. Dass mehrere Tausend, bei großartigen Leichenbegängnissen mehrere Zehntausend Zuschauer die Straßen säumten, um sich die *pompa funebris* nicht entgehen zu lassen, ist sicher anzunehmen.

Und es lohnte sich! Die Spitze des Zuges, dessen Management wie bei anderen *pompae* in den Händen von *dissignatores* (Ordnern) lag, bildeten Musikanten, und zwar Flötisten, Trompeter und Hornisten. Möglicherweise waren die beiden letzten Blasinstrumente im Laufe der Zeit nicht nur dazu gekommen, weil sie akustisch durchdringender waren als Flöten, sondern auch, um die vom Zwölftafelgesetz auf zehn Flötenspieler beschränkte Zahl von Musikanten listig und lautstark zu vergrößern. Jedenfalls ging zumal von den Hornbläsern ein gewaltiger Beerdigungslärm (*funebris strepitus*) aus[18].

Malereien, die große Augenblicke im Leben des Erfolgsmenschen darstellten, waren Teil einer sehr anschaulich gestalteten Leistungsbilanz[32].

Daran schloss sich gewissermaßen das amtliche Gefolge des Toten an, seine Liktoren, ganz in Schwarz gekleidet, die Rutenbündel (*fasces*) zum Zeichen der Trauer gesenkt. Verwandte und befreundete Magistrate schlossen sich ihnen an. Ebenso das private „Gefolge" des Verstorbenen, alle seine zu Lebzeiten freigelassenen Sklaven sowie alle jene, die er per testamentarische Verfügung in die Freiheit entlassen hatte. Das konnte eine respektable, in die Dutzende gehende Zahl von Menschen sein, die auf diesem letzten Weg ihre Dankbarkeit bekundeten, aber auch die Großzügigkeit ihres früheren Herrn repräsentierten[33].

Von Fackelträgern begleitet, kam schließlich der Verstorbene selbst. Der Leichnam war auf eine prunkvolle, aus Elfenbein gearbeitete, mindestens aber mit elfenbeinernen Füßen verzierte Totenbahre gebettet, und zwar in aufgerichteter Haltung, damit alle ihn sehen konnten[34]. Darüber waren purpurne, vielfach mit Goldfäden durchwirkte Decken gebreitet. Die Bahre wurde auf einem von acht Verwandten, bei ganz hoch gestellten Persönlichkeiten sogar von Magistraten und Senatoren auf den Schultern getragenen Gestell befördert. In selteneren Fällen wurde der Tote durch eine in seinen Amtsornat gekleidete Holzfigur mit Wachsmaske ersetzt, während der Leichnam selbst in einem Sarg innerhalb der Bahre verschlossen lag[35].

Der Bahre folgten die Angehörigen des Trauerhauses sowie die Trauergäste. Vor allem die Frauen ließen ihrem Schmerz freien Lauf. Lautes Wehklagen, häufiges Rufen des Namens des Verstorbenen, Schläge an die Brust, Raufen der Haare, Zerkratzen der Wangen und Zerreißen der Kleider waren übliche Manifestationen der Trauer. Die entsprechenden Quellen fließen so reichlich[36], dass kein Zweifel an der Wirkungslosigkeit der einschlägigen gesetzlichen Verbote aufkommen kann.

## Leichenrede mit Lizenz zur historischen „Korrektur"

Der dritte Akt der Trauerfeierlichkeiten war auf wirklich prominente Tote beschränkt. Die Rede ist von der *laudatio funebris*, der Leichenrede, die ein naher Angehöriger, meist der älteste Sohn, hielt. Dazu bog der Trauerzug auf das Forum Romanum ein. Hier, im Herzen Roms, wo die politischen Fäden in der Machtschmiede des Reiches zusammenliefen, wurden die Verdienste des Verstorbenen noch einmal gewürdigt – eine Ehrung, zu der es der Erlaubnis durch die Consuln bedurfte, weil es sich juristisch um eine Trauer-Volksversammlung (*contio funebris*) handelte[37].

Das Paradebett mit dem Leichnam (*lectus funebris*) wurde vor der Rednertribüne abgesetzt, die „Ahnen" stiegen von ihren Wagen und nahmen auf elfenbeinernen Sesseln Platz. Die Trauerversammlung stellte sich im Kreis auf, um der Rede des Laudators zu lauschen, die durch Trauergesänge und gelegentlich auch szenische Aufführungen der am Zuge teilnehmenden Tänzer und Mimen umrahmt wurde[38].

Die *laudatio funebris* wurde als weitere Selbstdarstellung der *gens* genutzt. Eindringlich rief der Redner die Bedeutung des Toten für die Gemeinschaft in Erinnerung und betonte den Verlust, der allen Römern durch seinen Tod entstanden war. Mit der Wahrheit nahm er es nicht ganz so genau. Im Gegenteil: Die Trauerrede war eine gute Gelegenheit, den Glanz der Familie durch ein paar zusätzliche Triumphe und Konsulate aufzupolieren. Da wurde an Ruhmestaten erinnert, die es gar nicht gegeben hatte. Durch diese Art der „Verherrlichung ihrer vornehmen Abstammung" hätten manche *gentes* über die Leichenrede die römische Geschichtsschreibung nachhaltig gefälscht, schimpft Cicero[39]. Auch der Historiker Livius warnt vor unkritischer Übernahme dessen, was bei Grabreden und auf den Ruhmestafeln der Vorfahren so alles zu Protokoll gegeben wurde: „Ich glaube, die Überlieferung ist verfälscht durch die Lobreden auf die Verstorbenen und durch die unrichtigen Inschriften unter den Ahnenbildern, womit jede Familie den Ruhm von Taten und Ämtern mit täuschender Lüge für sich beansprucht."[40]

Allzu große Skepsis scheint allerdings nicht angebracht zu sein. Die bedeutenden *gentes* passten untereinander und erst recht gegenüber aristokratischen Aufsteigerfamilien auf, dass nicht zuviel gefälscht und manipuliert wurde. Die Konkurrenz wirkte durchaus als Kontrollinstanz. Andererseits zeigen ja die Berichte über die historischen „Mauscheleien", welche Bedeutung man der *laudatio funebris* beimaß – sie war keine erbauliche, beruhigende Trostrede an eine Trauergesellschaft, sondern eher eine die Trauer durch Aufweis des „unersetzlichen Verlustes" schürende „Brandrede", bei der der Todesfall selbstverständlich durch verbale Prachtentfaltung politisch instrumentalisiert wurde[41].

## Auf dem Wege zur Gleichberechtigung im Tod

Auch Frauen der Hocharistokratie kamen in der Zeit der späten Republik zunehmend in den „Genuss" einer *laudatio funebris*. Mit einer eindrucksvollen Rede auf seine Tante Iulia stellte sich Caesar als junger Politiker ins Rampenlicht der römischen Öffentlichkeit – sich und seine *gens Iulia*, deren Stammbaum auf die Göttin Venus zurückzuführen er bei dieser Gelegenheit nicht vergaß[42].

Persönlicher gehalten und in einigen Passagen geradezu anrührend ist die fragmentarisch überlieferte Grabrede eines Aristokraten auf seine Ehefrau. Die so genannte *laudatio Turiae* hatte allerdings nicht den öffentlichen Charakter wie eine auf dem Forum Romanum gehaltene *laudatio funebris*; sie ist vermutlich am Grabe gehalten worden. Der Witwer war von tiefer Trauer erfüllt. Aus römischer Sicht stand das nicht im Widerspruch dazu, seine rhetorische Leistung auf repräsentativen Marmortafeln zu verewigen – der namenlosen Toten und ihrem trauernden Lobredner zum dauerhaften Ruhm[43]. Pietät und glanzvolle Selbstdarstellung bilden in der römischen Mentalität keine Gegensätze; das christliche Bescheidenheits- und Demutsgebot und seine lange abendländische Tradition stehen uns gelegentlich im Wege, das zu begreifen.

Männer standen und blieben – das brachte die ihnen allein zugestandene politisch-militärische Tätigkeit mit sich – im Zentrum des luxuriösen aristokratischen Bestattungswesens. Aber die Frauen holten doch, wie die beiden Beispiele zeigen, etwas auf. Die erste bezeugte *laudatio funebris* auf eine Aristokratin fällt in das Jahr 102 v. Chr. Damals rühmte der Consul Q. Lutatius Catulus die Leistungen seiner verstorbenen Mutter Popilia[44]. Wahrscheinlich wurden auch damals schon die *imagines* ihrer Ahnen im Trauerzuge mitgeführt. Ausdrücklich belegt ist das für das Begräbnis der „alten Iunia" zehn Jahre später[45].

Eine weitere Hürde nahm die funeräre Gleichberechtigung, als Caesar im Jahre 54 v. Chr. anlässlich der Trauerfeier für seine Tochter Julia erstmals Gladiatorenkämpfe als Teil der Totenehrung ausrichten ließ[46]. Das fast gleichzeitig entstandene riesige Grabmal der Caecilia Metella an der Via Appia vervollständigt das Bild: Grundsätzlich wurden im 1. Jahrhundert v. Chr. auch vornehme Frauen in die Luxuswelt des Bestattungswesens aufgenommen. Ihre Zahl blieb freilich vergleichsweise bescheiden.

## Weihrauch-„Orgien" am Scheiterhaufen

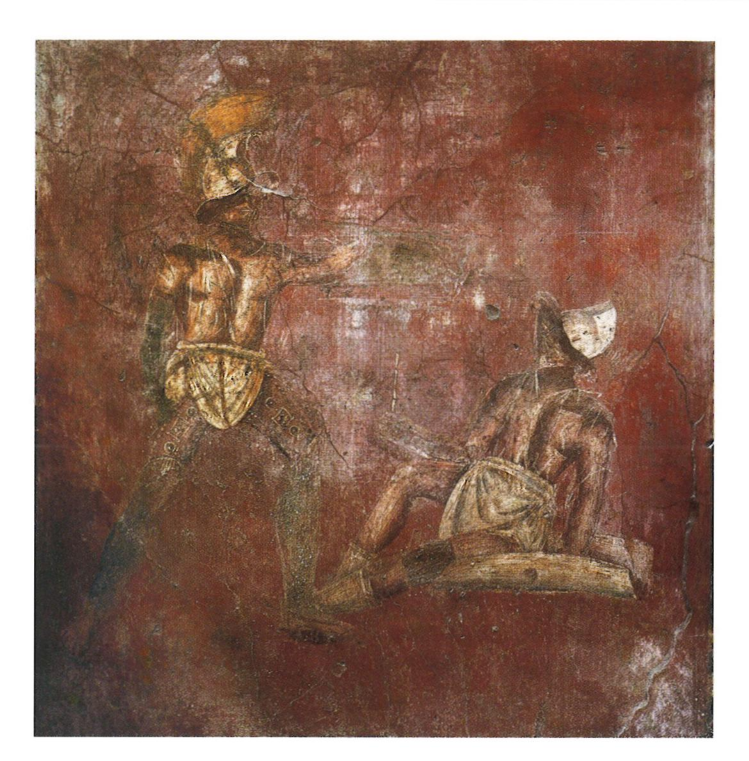
Der letzte Akt des Leichenbegängnisses führte die Prozession zum Scheiterhaufen, der außerhalb der Stadtmauern errichtet war. Die Brandbestattung wurde als repräsentativere Form des Begräbnisses für die allermeisten Reichen und Vornehmen der Erdbestattung vorgezogen. Dem Verbot des Zwölftafelgesetzes zum Trotz gestaltete man den Scheiterhaufen nicht selten als „funeräres Kunstwerk"[47] – eine besonders sinnvolle, da im Grunde unsinnige Demonstration von Luxus. Denn die kostbaren Purpurdecken, die den *rogus* schmückten, die Malereien, die an ihm angebracht waren, die mit Goldfäden durchwebten Teppiche, die an ihm herabhingen[48] – all das wurde ja wenige Minuten, nachdem der Scheiterhaufen entzündet worden war, ein Raub der Flammen. Ebenso die kostbaren Kleider, Waffen, Gerätschaften und andere persönliche Habe, die dem Verstorbenen lieb und teuer gewesen war[49], darunter gelegentlich sogar Schmuck[50]. Nur in den seltensten Fällen allerdings kam es zu exzessiv ostentativer Trauer, der sogar Tiere zum Opfer fielen.

### Trauer-Spiel

*Jetzt, da er tot ist, betrauert Regulus seinen Sohn wie wahnsinnig. Der Knabe besaß viele Ponys zum Fahren und zum Reiten, besaß große und kleine Hunde, besaß Nachtigallen, Papageien und Amseln. Alle diese Tiere ließ Regulus an seinem Scheiterhaufen abschlachten. Aber das war keine echte Trauer, das war nur ein Zurschaustellen von Trauer (ostentatio doloris).*

Plinius, Epistulae IV 2, 3

Wurden auf diese Weise schon erhebliche Werte zu Demonstrationszwecken vernichtet, so fielen sie gegenüber den Weihrauch-„Orgien" am Scheiterhaufen – so darf man die antike Luxuskritik daran auf den Punkt bringen – kaum ins Gewicht. *Arabia felix*, „glückliches Arabien!", ruft Plinius aus und erläutert: „Glücklich hat dieses Land die noch im Tode deutliche Verschwendungssucht der Menschen gemacht, indem sie das, was, wie man wusste, für die Götter geschaffen war, zum Verbrennen der Leichen verwendeten."[51] In der Tat: „Fetter Qualm von Arabiens Wohlgerüchen"[52] stieg auf, wenn der Leichnam eines reichen Römers ver-



*Gladiatorenkampf. Fresko aus dem Grab (!) des Vestorius Priscus; Pompeji, 1. Jh.*

brannt wurde; „die Weihrauchernte Arabiens und Kilikiens, der Sabäer und Inder, sowie Safran, Myrrhe und Balsam von Jericho" erfüllten die Luft mit ihren Düften[53].

Nero soll bei der Bestattung der Poppaea mehr verbrannt haben als die Weihrauchernte eines Jahres[54]. Und auch manch anderer übertrieb es so, dass die nahe am Scheiterhaufen stehenden Trauergäste die Weihrauch-„Verschwendung" intensiver spürten, als ihnen lieb war: Sie drohten von lauter Wohlgeruch ohnmächtig zu werden[55].

## Gladiatorenkämpfe als Teil der Bestattungsschau

Die Rituale des Leichenschmauses und auch der Toten-Gedenktage mitsamt dem dabei getriebenen Opferaufwand können wir an dieser Stelle übergehen, weil sie sich im Wesentlichen im Familienkreise abspielten. Für öffentlich zur Schau gestellten Funerär-Luxus boten sie sich deshalb nicht an. Wohl aber eine andere Form der Totenehrung, die seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. immer stärker an Popularität gewann – bei den Kostenträgern wie bei den Nutznießern. Die Rede ist von Gladiatoren-„Spielen". Sie wurden erstmals im Jahre 264 v. Chr. anlässlich der Leichenfeier für D. Iunius Brutus Pera veranstaltet – ein Schauspiel zu Ehren des Verstorbenen, das den Lebenden zur Unterhaltung diente[56]. Zweifellos stand schon bei der Begründung der *munera* der Werbeeffekt für die Familie Pate. Einige Tage nach dem Leichenbegängnis terminiert, riefen sie erneut die Bedeutung dieser *gens* in Erinnerung. Und als Ausdruck aristokratischer *munificentia* („Großzügigkeit") halfen sie den Ausrichtern auch bei den nächsten Wahlen.

Die Gladiatorenkämpfe erwiesen sich, man weiß es, als Publikumsmagnet – und damit als Erfolgsprogramm für ehrgeizige, nach Popularität strebende Politiker. Kein Wunder, dass die Ansprüche schnell stiegen und die Kosten dafür rasant in die Höhe gingen. Hatten im Jahre 264 noch drei Gladiatorenpaare gekämpft, so ließ die Familie des Marcus Aemilius Lepidus ein halbes Jahrhundert später schon 22 Paare antreten. Eine Generation später, im Jahre 183 v. Chr., wurde der Rekord auf 60 Kämpferpaare hochgeschraubt[57].

Möglicherweise sollte ein fragmentarisch erhaltener Senatsbeschluss aus dem Jahre 177/6 v. Chr. „zur Minderung der Ausgaben bei Gladiatorenkämpfen" als „Notbremse" gegen einen weiteren Weg in diesen „kaum noch erträglichen Wahnsinn" – so Livius unter dem Eindruck allerdings noch gestiegenen Aufwandes[58] – dienen. Er scheint eine Höchstgrenze von 30 000 oder 50 000 Sesterzen für *munera* vorgesehen zu haben. Aber es war – wie üblich – für solche Restriktionen schon zu spät. Die Kosten für ein „standesgemäßes" Gladiatoren-*spectaculum* lagen bereits weit darüber. Nach einer Notiz des Polybios beliefen sie sich schon im 2. Jahrhundert v. Chr. auf weit über das Zehnfache: 30 Talente, d.h. 720 000 Sesterze[59].

In der Kaiserzeit wurde das Gladiatorenwesen in Rom gewissermaßen verstaatlicht. Augustus fürchtete, dass sich die Beliebtheit dieser Unterhaltung politisch gegen ihn richten könnte, wenn er Privatleuten die Ausrichtung von *munera* gestattete. Er beanspruchte daher ein Monopol für diese – auf den Totenkult im Übrigen schon nicht mehr beschränkte – Form der Massenunterhaltung.

Damit fielen Gladiatorenkämpfe in der Hauptstadt als Bestandteil prachtvoller Begräbnisse fort. In anderen Städten blieben sie dagegen noch im Bestattungs-„Programm". Welche Anspruchsmentalität sich mancherorts herausgebildet hatte, zeigt ein Vorfall in Pollentia zur Zeit des Tiberius. Dort erpresste eine Menschenmenge von der Familie eines Offiziers die Zusage, „gladiatorische" Leichenspiele auszurichten – sie ließen den Trauerzug nicht eher den Marktplatz überqueren, bis sie den Erben diese Kostenübernahme abgerungen hatten[60].

Im Unterschied zu anderen Sparten des Luxus scheint es zum guten Ton gehört zu haben, die Kosten eines Begräbnisses nicht öffentlich zu beziffern oder sich gar mit ihnen zu brüsten. Das könnte die ausgesprochene Spärlichkeit einschlägiger Nachrichten in den Quellen erklären. Dort stoßen wir im Grunde auf nur eine konkrete Angabe: Der Multimillionär Caecilius Isidorus bestimmte in seinem am 27. Januar 8 v. Chr. aufgesetzten Testament, für seine Bestattung eine Million Sesterze auszugeben[61]. Bei einem reinen Barvermögen von 60 Millionen, Sachwerte nicht eingerechnet, konnten seine Erben das verschmerzen.

Offenkundig waren auch die großen Adelsfamilien Roms in der republikanischen Zeit bereit und in der Lage, bei Trauerfällen erhebliche Summen in ihre Selbstdarstellung zu investieren. Der Luxus zahlte sich aus, solange sie den Machtkuchen untereinander aufteilen konnten. Der Wechsel zur Monarchie bedeutete für sie eine schmerzliche Machteinbuße. Damit verband sich auch ein Wechsel in der Strategie der politischen Werbung. Prachtvolle Begräbnisse sicherten zwar noch gesellschaftliches Renommee, sie führten aber nicht mehr, wenn man so pietätlos formulieren darf, an die Fleischtöpfe der Macht. Und deshalb verlagerten sich die Repräsentationsbemühungen durch Funerärluxus jetzt zunehmend auf die Bestattung von Mitgliedern des Kaiserhauses.

## Wohnungen für die Ewigkeit – Sorge für den Nachruhm

Die alte Elite konnte die „eingesparten" Mittel für andere Formen luxuriöser Selbstdarstellung verwenden. Denn auch ein anderes Betätigungsfeld für Prachtentfaltung im Angesicht des Todes hatte sich mit der Etablierung des augusteischen Principats für die senatorische Oberschicht deutlich reduziert: Der Bau repräsentativer Grabdenkmäler. Es galt Acht zu geben, dass man damit keinen Machtanspruch anzumelden schien, der vom Kaiser als Herausforderung gedeutet werden konnte.

Aber es standen andere bereit, hier in die Fußstapfen der aristokratischen Renommiertradition zu treten: Angehörige des wohlhabenden Bürgertums, zumal gesellschaftliche und finanzielle Aufsteiger, die sich ein prachtvolles Grabmonument als Ausweis ihres Erfolges bauen ließen – oft schon zu Lebzeiten, wie die häufige Abkürzung *V F* (*vivus fecit*, „hat er (sie) zu Lebzeiten errichten lassen") verrät. Wer wusste schon so genau, ob auch die Erben diese Form der Selbstdarstellung in gleicher Weise schätzten? Als weitere Vorsichtsmaßnahme konnte man allerdings bestimmen, dass ein bestimmter Teil der Erbmasse in den Bau und Unterhalt des eigenen Grabmonuments fließen müsse. Auch diese Vorsorge für den eigenen Ruhm ist vielfach bezeugt.

Wo immer römische Truppen hingekommen sind, wo immer sich römische Zivilisation ausgebreitet hat, stoßen wir noch heute auf eindrucksvolle Überreste einer bemerkenswerten Grabkultur. Lateinische Grabinschriften sind Legion, römische Grabsteine und Grabbauten finden sich allenthalben, so verwittert und unansehnlich ihr Erhaltungszustand auch sein mag. Welche Motive haben zu dieser Fülle an „Erinnerungsmaterial" geführt?

Zum einen die Vorstellung, dass Tote in irgendeiner Weise weiterleben – in einer schattenhaften „Existenz", deren völlig unscharfe Konturen die Lebenden nicht daran hinderten, den Verstorbenen persönliche Gegenstände zum „Gebrauch" mit ins Grab zu geben. Das Grab wird mitunter als *domus*, „Haus", bezeichnet, gelegentlich mit dem Zusatz *aeterna*, „ewiges"[62]. Als Wohnung des Toten wird es mit Möbeln und Kleidung, Schmuck und Toilettenartikeln, Spielzeug und Geld, Wein und Lebensmitteln ausgestattet. Die meisten Exponate in den Antikenmuseen, die unterschiedlichste Gegenstände römischen Hausrats zeigen, stammen aus Gräbern.

Der sterbliche Mann baut vor. In diesem Sinne hat der Hobby-Philosoph Trimalchio ganz recht, wenn er feststellt: „Es ist nämlich ganz verkehrt, wenn man bei Lebzeiten ein gepflegtes Haus führt, sich aber nicht um das kümmert, wo wir länger zu wohnen haben."[63]

Zum zweiten war es den Römern wichtig, das Andenken (*memoria*) an sich zu sichern. Dazu wollte man sich nicht auf das mehr oder minder kurze Gedächtnis der Nachwelt verlassen, sondern den „Erinnerungsprozess" aktiv mitbestimmen. Grabmäler ragten sozusagen in die Welt der Lebenden hinein – und das nicht nur in abgegrenzten Friedhofsbezirken. Sie forderten stumm, aber nachdrücklich zur Erinnerung auf. „Stumm" ist im Übrigen nur der richtige Ausdruck, wenn man an akustische Signale als Gegenbegriff denkt. Sprechen tun die Gräber über ihre Inschriften sehr wohl; und die rufen dem Reisenden häufig einen Gruß zu, bitten ihn, kurz zu verweilen und des Toten zu gedenken – ein Fortleben mittels inschriftlicher „Zwiesprache". Das Grabmal wird, wie klein oder groß es

auch immer sein mag, zum Garanten eines Nachruhms, wie klein oder groß auch immer der sein mag. Man hat sich zumindest bemüht.

Zum dritten dienten Grabmal und Grabinschrift zur Selbst-Charakterisierung und -Stilisierung. Hier konnte der Verstorbene sich in Wort – auch viele Grabinschriften wurden „sicherheitshalber" zu Lebzeiten formuliert –, Bild und Kostenaufwand so darstellen, wie er gesehen werden wollte, konnten Familien ihren gesellschaftlichen Status zu definieren versuchen, konnte durch funeräre Prachtentfaltung Profil gewinnen, wer im Leben Profil hatte vermissen lassen. Grabmonumente dienten der Dokumentation der Lebensleistung oder ihrer Korrektur. Sie unterlagen weder dem Gebot der Wahrhaftigkeit noch dem der Verhältnismäßigkeit zwischen Sein und Schein. Auch von daher war es ganz hilfreich, dass das Grab als *locus religiosus* unverletzlich war. Für Dementis war kein Raum.

### TUE GUTES UND SPRICH VOM JENSEITS AUS DARÜBER

*P. Decimus Eros Merula, Freigelassener des Publius,*
*klinischer Arzt, Chirurg, Augenarzt, sevir Augustalis.*
*Für seine Freilassung zahlte er 50 000 Sesterze,*
*für das Sevirat 2 000 Sesterze an die Gemeinde;*
*für die Aufstellung von Statuen um den Hercules-*
*Tempel spendete er 30 000 Sesterze, für die*
*Pflasterung von Straßen zahlte er 37 000 Sesterze*
*an die Gemeindekasse. Am Tage vor seinem Tode*
*hinterließ er ein Vermögen von mehr als*
*500 000 Sesterzen.*

GRABINSCHRIFT; CORPUS INSCRIPTIONUM LATINARUM XI 5400

## PRESTIGEFAKTOR GRABPLATZ

Wer Lebende aus dem Grab ansprechen und beeindrucken wollte, benötigte dafür einen attraktiven, möglichst stark frequentierten Schauplatz. Dem Repräsentationsbedürfnis kam es sehr zupass, dass, was diesen Punkt angeht, der römische Funerär-„Markt" ausgesprochen dereguliert war. Will sagen: Es gab keinen Friedhofszwang. Vielmehr konnte jedes Fleckchen Erde, vorausgesetzt, es lag nicht in der Stadt, als Grabstätte dienen – sofern man Grundstückseigentümer war oder den Grabplatz kaufte oder pachtete. Wo aber waren außerhalb der Städte die größte Resonanz und Beachtung zu erwarten? Natürlich am Rande viel befahrener – und noch mehr *begangener* – Straßen! Das war beste „Lauflage", in der man zahlreiche Menschen „erreichen" konnte. Jeder Passant war ein potentieller Empfänger der vom Grab ausgestrahlten Selbstdarstellungs-Botschaft.

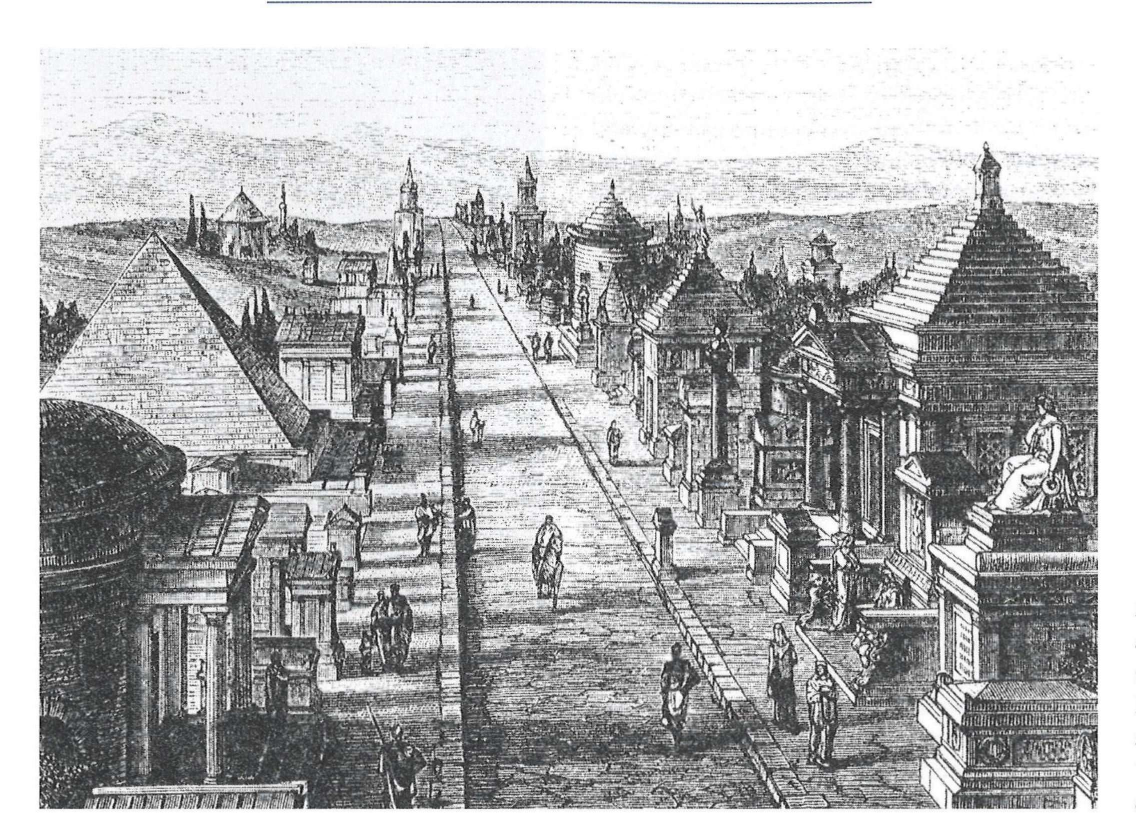
### „HERRLICHER MARMOR" FÜR DEN HERRLICHEN SCHAUSPIELER PARIS

*Die Flaminische Straße schreitend, Wanderer,*
*geh am herrlichen Marmor nicht vorüber!*
*Roms Entzücken, der ganze Witz des Niltals,*
*Kunst und Grazie, Scherz und helle Freude,*
*Glanz und Kummer zugleich für Roms Theater,*
*alles, was es an Reizen gibt und Wonne,*
*ist mit Paris in diesem Grab begraben.*

MARTIAL, EPIGRAMME XI 13 (Ü: R. HELM)

Die großen Ausfallstraßen Roms (und auch anderer Städte) entwickelten sich zu regelrechten Gräberalleen mit auf viele Kilometer Länge fast zugebauten Fronten von Grabmonumenten unterschiedlichsten Aussehens. Allen voran die Via Appia, die älteste der großen Consularstraßen! Wer an der *regina viarum*, der „Königin der Straßen", begraben sein wollte, musste freilich tief in die Tasche greifen. Die Nachfrage trieb die Grundstückspreise dort stark in die Höhe. Nicht jeder konnte sich die begehrte „Frontlage" leisten, aus der heraus die besten Chancen bestanden, Passanten auf sich aufmerksam zu machen. Weniger finanzstarke „Kunden" wichen deshalb schweren Herzens in die zweite oder dritte Reihe aus. Die Entwicklung der Gräberstraßen in die Tiefe der zweiten Dimension hängt ebenso mit dem Preisniveau zusammen wie die Ausdehnung in die Tiefe der dritten Dimension: Die Katakomben lagen zwar auch an renommierten Gräberstraßen, boten aber durch die stockwerkartige Anlage unter der Erde erheblich billigeren Grabraum.

Grundstückseigentümer erstklassiger Grablagen wussten natürlich um die Attraktivität ihrer Besitzungen und scheuten sich nicht, Höchstpreise dafür zu verlangen bzw. durch Parzellierung noch größeren Gewinn zu erzielen. Möglicherweise wurden solche Grundstücke sogar auf dem Wege der Versteigerung verkauft[64]. Dieses Profitstreben hatte natürlich nur Erfolg, wenn die Nachfrage groß genug war und nicht



*Fast eine geschlossene Front von Gräbern: Rekonstruktionszeichnung der Via Appia aus dem 19. Jh.*

zu viele zahlungskräftige „Kunden" ein einsam gelegenes, lauschiges Grab vorzogen anstelle eines Stücks „Erde, wo es belebt ist und das Volk ständig die Straße betritt"[65].

Zu befürchten war das freilich nicht. Der romantische Wunsch des Elegikers Properz war in der römischen Gesellschaft gewiss nicht mehrheitsfähig. Und damit stand fest: Ein prominenter, teuer erkaufter Grabplatz an einer der großen Verkehrsadern in Stadtnähe oder an einer Straßengabelung (heutzutage eine begehrte Tankstellenlage!) war an sich schon ein Prestigefaktor. Je größer das Grundstück war, um so besser! Und damit auch niemand auf die Idee kam, Grenzsteine zu verrücken, den Grabplatz auf diese Weise betrügerisch zu verkleinern oder gar, welch garstige Vorstellung, eine fremde Person auf widerrechtlich okkupiertem Grund zu bestatten, war auf vielen Grabtafeln die Größe des Grabplatzes exakt vermerkt: So und so viel Fuß in die Breite, so und so viel Fuß in die Tiefe[66], zum Teil ergänzt durch derbe Drohungen gegen „Grabplatzräuber" und andere Grabschänder wie den, „der hier noch eine weitere Leiche drauflegt ..."[67]

In Rom war es – im Unterschied zu anderen Regionen des Reiches – nicht üblich, mit den Grundstückskosten für Gräber zu prahlen. Die Flächenangabe war da ein willkommener Ersatz. Tausende von Quadratfuß beeindruckten auch in nüchterner Zahlensprache. Bei einigen wenigen Grabinschriften konnten die Erben allerdings auch in Rom nicht widerstehen, mit dem konkret genannten Kaufpreis ein bisschen anzugeben. Wer wollte es ihnen verdenken, wenn sie wie in einem Falle die stolze Summe von 100 000 Sesterzen „hingeblättert" hatten ...[68]?

## Gräber mit Gärten – repräsentativ, aber gefährdet

Lage und Größe des Grabplatzes waren wichtige Elemente sozialer Distinktion. In einer dicht bebauten Gräberlandschaft fiel es auf, wenn hochpreisiger „Begräbnisraum" zu anderen Zwecken genutzt wurde. Eine Gartenanlage am Grab oder gar kleine Felder, auf denen, von Blumenbeeten gesäumt, Wein und Obst angebaut wurden[69], machten entsprechend etwas her. Erst recht, wenn gleich drei *topiarii*, „Kunstgärtner", zur dauerhaften Grabpflege abgestellt werden – und das in der Grabinschrift eigens vermerkt wird[70]. Und auch, wenn für „Rosen [aus eigener Produktion?] und Besprengungen" des Grabes mit Wein und Aromen jährlich 60 000 Sesterze zur Verfügung stehen[71].

*Einen* Nachteil hatten „Gartengräber" (*cepotaphia*) indes, falls sie nicht mit einer Mauer umfriedet waren. Sie boten sich für eine bestimmte Spezies von „Grabschändern" an, die allerdings

oft genug aus purer Not dazu wurden (die Via Appia war auf viele, viele Kilometer hin vollständig mit Gräbern zugebaut!). Gemeint sind Reisende, die dort ihre Notdurft verrichteten. Für den neureichen Trimalchio bietet sich indes selbst dabei eine Chance, mit seinem Reichtum zu protzen: Er stellt eigens einen Wächter vor seine letzte Ruhestätte, „damit die Leute nicht zum Kacken nach meinem Grabmal rennen"[72].

Mit dieser Vorsorgemaßnahme stand er nicht allein. In größeren Grabanlagen haben sich neben Wirtschaftsgebäuden (für die Pflege der Gartenanlagen), Küchen und Essräumen (für rituelle Mahlzeiten an Totengedenktagen) auch Wohnungen für Wachpersonal gefunden. Wer darauf verzichtete, versuchte Übeltäter wenigstens verbal abzuschrecken – in einer Sprache, die sich an Derbheit von der des Trimalchio nicht unterschied[73].

Gärten hin, Wächter her – am meisten Aufsehen erregte, wer inmitten eines verwirrenden Gräberlabyrinths die Aufmerksamkeit der Passanten durch Größe, Pracht oder eine besonders kreative Gestaltung des Grabmals an sich band. In dem funerären Verdrängungswettbewerb hatten Masse und Qualität die besten Chancen, sich durchzusetzen. Aufwand kostete, aber er zahlte sich aus – und *beide* Seiten dieser Medaille waren ja im Wettstreit um gesellschaftliches Prestige erwünscht.

## Ruhm für Caecilia Metella – und ihren Ehemann

Die staatlichen Versuche, grabarchitektonischen Aufwand durch Anti-Luxus-Gesetze zu reduzieren, waren nicht einmal halbherzig zu nennen. Der Gesetzgeber hatte irgendwann im 1. Jahrhundert v. Chr. eine Strafsteuer auf Grabmal-Luxus eingeführt: Alle Kosten, die die zulässige (uns nicht bekannte) Höchstsumme überstiegen, sollten in gleicher Höhe an die Staatskasse abgeführt werden. Das hört sich schlimmer an, als es war. Denn zum einen hatten die Leute, die man damit treffen wollte, das notwendige Kleingeld, um auch die Strafsteuer zu bezahlen, und ließen sich in ihren Repräsentationsplänen schwerlich davon abschrecken. Zum anderen wurden Übertretungen von „Aufwandsgesetzen" offensichtlich relativ nachsichtig, wenn überhaupt, verfolgt. Und schließlich gab es da so manches definitorische Hintertürchen, das den Weg in die Abgabenfreiheit eröffnete. Kein Geringerer als Cicero führt uns in diese – uns ja gar nicht so unvertraute – Welt der Umgehungstatbestände ein: Es soll ja kein Grabmal werden, was er da bauen lassen will, sondern eine Kapelle (*fanum*) – und die fällt natürlich nicht unter das Anti-Luxus-Gesetz![74]



*Grabmal der Caecilia Metella an der Via Appia, 1. Jh. v. Chr.*

Einer, der ein hohes Bußgeld zahlen konnte, ohne mit der Wimper zu zucken (und ohne wirklich eine spürbare Vermögenseinbuße zu erleiden), war Marcus Crassus, der Sohn des gleichnamigen Caesar-Finanziers und -Vertrauten. Dessen Reichtum war so sprichwörtlich, wie seine Quellen obskur bis fragwürdig waren. Spätestens mit Antritt seiner Erbschaft war der junge Crassus ein gemachter Mann.

Als Politiker ist er nicht in Erscheinung getreten. Wohl aber hat er sich ein Denkmal geschaffen, das ihn jetzt schon um zwei Jahrtausende relativ ansehnlich überlebt hat: Zu Ehren seiner Gattin Caecilia Metella, der Tochter des Kreta-Eroberers Quintus Caecilius Metellus Creticus, ließ er um das Jahr 50 v. Chr. ein Grabmal von unerhörter Größe erbauen. Es liegt einige Kilometer außerhalb der Hauptstadt an der Via Appia und gehört zu den berühmtesten Grabdenkmälern Roms – ein Wahrzeichen der „Königin der Straßen" noch heute, ein Monument, das die Campagna ringsum beherrscht.

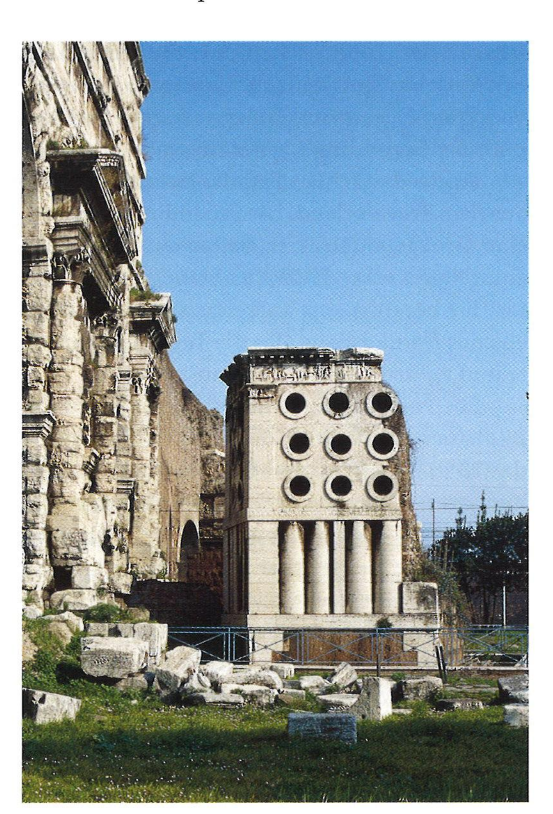
„Noch heute" – oder erst heute, da so viele andere Grabbauten zerstört oder auf einen hässlichen „Zement"-Kern reduziert sind? Alles spricht dafür, dass das Grab der Caecilia Metella schon zur Zeit seiner Entstehung die „Konkurrenz" weit in den Schatten gestellt hat. Mit einem Durchmesser von 29, 5 m (=100 römische Fuß) und einer Höhe von 11 m hat der auf einem hohen quadratischen Sockel stehenden „Grabzylinder" alle anderen Monumente in seiner

Nachbarschaft überragt – erst recht, wenn man der ansprechenden Theorie folgt, dass ursprünglich ein konisch zulaufender Erdhügel mit reicher Vegetation den Rundkörper des Grabes gekrönt hat.

Das Grab wirkte durch seine Masse, weniger durch Schmuckelemente. Eine durchgehend mit Travertinplatten verkleidete Außenwand des Grabes, die unterhalb des Gesimses in einen Fries aus Stierschädeln und Girlanden mündete, stand in ihrer Schlichtheit und Eleganz in einem durchaus reizvollen Spannungsverhältnis zu der architektonischen Wucht des Gesamtkomplexes. Die zur Straßenseite hin angebrachte Inschrift gibt sich bescheiden: *Caeciliae Q(uinti) Cretici f(iliae) Metellae Crassi (uxori)*, „für Caecilia Metella, die Tochter des Quintus Creticus, die Gattin des Crassus".

## Bäckergrab – Stolz auf ein „schmutziges Gewerbe"

Von Monumentalität hielt auch er viel, von Schlichtheit und Eleganz dagegen weniger: Marcus Vergileus Eurysaces. Er ließ 10 bis 20 Jahre später für sich und seine Frau Atistia an der heutigen Porta Maggiore ein Grabmal bauen, das zu den originellsten römischen Grabmonumenten überhaupt gehört. Das trapezförmige, ursprünglich mit Travertinplatten verkleidete Grab mit den Abmessungen 8,75 x 6,85 x 5,80 x 4,05 m sticht durch drei übereinander liegende Reihen von „Röhren" ins Auge. Über deren Bedeutung ist viel gestritten worden. Ist das die Nachbildung eines Backofens, sind das gestapelte Getreidemaße oder handelt es sich um ein reines Phantasiespiel mit geometrischen Formen? Eurysaces hätte, dessen darf man sicher sein, seine helle Freude am munteren Rätselraten – so würde er die archäologischen Interpretationsbemühungen nennen – der Wissenschaftler gehabt. Wer weiß, ob er nicht schon seinen Zeitgenossen mit der unkonventionellen Form seines Grabmals listig eine Denksportaufgabe stellen wollte, die sie in ihrem Sinnen länger und intensiver an seine letzte Ruhestätte band?



*Grabmal des Bäckers Eurysaces an der Porta Maggiore; Rom, 1. Jh.*

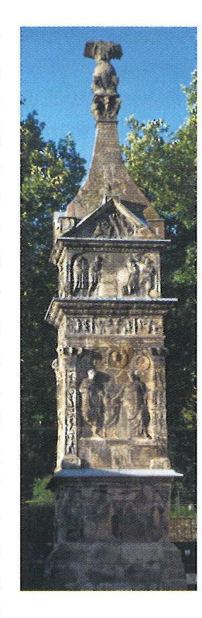
Die Deutungen „Backofen" und „Getreidemaße" hängen mit dem oben verlaufenden Fries zusammen. Dort werden in systematischer Abfolge Arbeitsvorgänge aus dem Berufsleben des Bauherrn gezeigt. Man sieht, wie Getreide gewaschen, gesiebt, gemahlen und sortiert wird. Ein Maultier bewegt eine Maschine, die Teig knetet. Der Teig wird ausgerollt, geformt und in den Ofen geschoben. Schließlich werden die fertigen Brote unter Aufsicht eines hohen Beamten gewogen und in Körbe verpackt. Die bei der Arbeit tätigen Männer tragen Tunicen; ein Togaträger beaufsichtigt sie. Unschwer zu erkennen, wer sich so als „Boss" abbilden lässt: Das ist Eurysaces, der Herr des Grabes.

Eurysaces war Inhaber eines offensichtlich florierenden Bäckereibetriebes, der auch in staatlichem Auftrag tätig war. Die unter den „Röhren" ringsum laufenden Inschriften bezeichnen ihn als *pistor* und *redemptor*, „Bäcker und Unternehmer". In der Nähe des Grabes sind Überreste von Bildnissen gefunden worden, die die beiden Eheleute darstellten. Seinen Einfallsreichtum und Berufsstolz hat Eurysaces konsequent bis zur Gestaltung der Urne durchgehalten: Sie hat die Form eines Backtrogs.

Eurysaces war nicht nur ein Schelm. Er war auch ein wohlhabender Mann, der es in seinem Berufsleben zu etwas gebracht hat. Der griechische Name deutet auf einen Freigelassenen hin. Das eigentlich Aufregende ist nicht die originelle Gestaltung seines Grabmonuments, sondern die Tatsache, dass er sich zu seinem Beruf als Quelle seines Wohlstandes – den soll das repräsentative, auffällige Monument in einer stark frequentierten Umgebung ja spiegeln – frank und frei bekennt.

Das war keine Selbstverständlichkeit in einer Gesellschaft, die ihre Normen von einer Oberschicht vorgegeben bekam, die mit den Händen

erbrachte Arbeit zum *negotium sordidum*, „schmutzigen Geschäft", degradierte[75]. Gegen diese Geringschätzung ihrer Arbeit beginnen sich Handwerker, Gewerbetreibende, Klein- und Großunternehmer wie Eurysaces seit augusteischer Zeit vorsichtig aufzulehnen – nicht mit großen Worten oder in polemischen Streitschriften, sondern mit einer fast schwejkhaft anmutenden „Gegenstrategie", die Bilder sprechen lässt – Bilder aus ihrer Berufswelt, zu der sie selbstbewusst stehen und die sie als *ihre* Leistung in einer offensiven Bildersprache propagieren. Stolz auf die von ihnen geleistete Arbeit wird so zum Teil eines eigenen Wertesystems der „kleinen" Leute.





*Die Igeler Säule; daneben Umzeichnungen der Reliefs aller vier Seiten*

Die arrivierten, die Aufsteiger unter ihnen treten dann noch, der „Fall" Eurysaces zeigt es, qua Grabmonument in eine direkte Repräsentations-Konkurrenz mit der Oberschicht ein, münzen die Zeichensprache der Friese an Staatsmonumenten und Triumphbögen auf ihre Arbeitswelt um und demonstrieren auf diese Weise Selbstbewusstsein. Eines freilich übernimmt diese „Neureichen"-Schicht von der gesellschaftlichen Elite: Das Bestreben, sich durch Statussymbole, demonstrativen Konsum und Luxus von denen abzusetzen, die es nicht so weit gebracht haben, und auch untereinander in einen Wettbewerb funerärer Prachtentfaltung einzutreten. Es ist ein doppelter Schrei nach Anerkennung, der uns aus dem Eurysaces-Grabmal entgegenhallt. Er richtet sich im Wesentlichen an die „alte" Oberschicht und sagt: Nehmt uns in unserem erfolgreichen beruflichen Anderssein ernst! Und: Nehmt uns in eure Gemeinschaft auf!

## Eine wahrhaft betuchte Familie – Die Igeler Säule

An repräsentativen Grabmälern und der von ihnen ausgehenden gesellschaftlichen Wirkung fand auch die Oberschicht in den italischen Städten und in den Provinzen Gefallen. Im deutschsprachigen Raum ist vermutlich das bekannteste Grabmonument das aus zahlreichen Fragmenten rekonstruierte Grabmal des L. Poblicius, weil es einen prominenten Platz im Römisch-Germanischen Museum Köln gefunden hat. Der aus der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. stammende Grabturm erhebt sich zu einer Höhe von fast 15 m. Sein dreigliedriger Aufbau vereinigt eine Fülle unterschiedlicher Ornamente, von Pilastern und Säulen über Friese und Gesimse bis zu Statuenschmuck – ein wirklich beachtliches, auch schon zu „seiner" Zeit viel beachtetes Monument. Selbst im „verwöhnten" Rom hätte es durchaus Aufmerksamkeit erregt.

Ein anderes berühmtes Grabmal auf deutschem Boden findet sich noch *in situ* in dem kleinen Moselort Igel wenige Kilometer südwestlich von Trier: Die „Igeler Säule" war das Familiengrab der Secundinier, einer im wahrsten Sinne des Wortes betuchten Familie der Oberschicht aus dem Trevererland. Die Secundinii waren sicher Großgrundbesitzer, hatten sich aber noch ein weiteres wirtschaftliches Standbein geschaffen: Sie besaßen eine Tuchmanufaktur und ein eigenes Handelshaus, das die Tuche vermarktete und zu den Abnehmern transportierte.

Eben diesen Geschäftsbetrieb ließen sie von Bildhauern in zahlreichen Reliefs darstellen, die das 23 m hohe Pfeilergrabmal aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. schmücken. Das Monument ist auf allen vier Seiten üppig mit Darstellungen verziert. Sie zeigen eine Tuchwerkstatt, einen Tuchladen, eine Kontorszene, die Begutachtung soeben eingegangener Waren, die Verschnürung eines großen Tuchballens, ein mit Tuchballen beladenes Schiff auf der Mosel und den Landtransport von Tuch auf einem von drei Maultieren gezogenen Wagen. Kein Zweifel, die Secundinier waren eine erfolgreiche Kaufmanns-

familie, die den Stolz auf ihr Gewerbe und die Dokumentation ihres Wohlstandes geschickt mit ein bisschen Firmenreklame im „Grabmilieu" zu verbinden wusste. Weitere Reliefs bilden andere Szenen aus dem Alltag der Familie ab.

Diese Dokumentation eines erfolgreichen Geschäftshaushalts und harmonischen Familienlebens reichte den Auftraggebern des Grabmals indes nicht aus. Bei allem – auch hier wieder offensiv vorgetragenen – Bekenntnis zu ihrem Berufsstand schienen die bisher geschilderten Darstellungen aber doch zu alltäglich und banal. Daher wurden sie mit einem weiteren Bildprogramm kombiniert, das erheblich größeres Gewicht hatte: Man nobilitierte das Monument durch Szenen aus dem Mythos. Hylas und Ganymed, Achill und Hercules, Perseus und Andromeda, Mars und Rhea Silvia, die Mutter von Romulus und Remus – sie alle sind präsent, flankieren das „irdische" Geschehen und werten es mitsamt seiner menschlichen Protagonisten auf. Kunst und Kommerz, Bildung und Reichtum sind keine Gegensätze; bei den Secundinii finden sie zu einer Harmonie zusammen, die sich in dem prächtigen Grabmal spiegelt – das ist die Botschaft dieses ungewöhnlichen Monuments, das Goethe sehr beeindruckt hat.

Die ursprüngliche Wirkung war im Übrigen – wie bei den meisten anderen Grabmälern auch – noch viel intensiver, als die in manchen Teilen vom Zahn der Zeit stark angenagte Säule heute erscheint. Sie erstrahlte in kräftig bunten Farben – gewöhnungsbedürftig für moderne, wohl immer noch stark von Thorvaldsen geprägte ästhetische Wahrnehmung. Wem die entsprechende Imaginationskraft fehlt, der besuche das Rheinische Landesmuseum in Trier. Dort steht im Hof eine Nachbildung der Igeler Säule „in Farbe". Manchem Betrachter dieser Rekonstruktion kommt unwillkürlich der Begriff „Kitsch" in den Sinn. Doch Vorsicht – auch das Programm des Grabmals und seine nicht unbedingt stringente künstlerische Konzeption könnte man bei etwas bösem Willen mit diesem bösen Wort in Verbindung bringen.

**„Woher die Wohlhabigkeit komme …"**

*Man spürt die Lust und Liebe, seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Tätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegeneinander, man schmaust im Familienkreis. Aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhabigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt … So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, indem das wirkliche Leben dargestellt wird, allegorisch gewürzt durch mythologische Andeutungen.*

J. W. v. Goethe, *Kampagne in Frankreich*, 1792

## Vom Luxus des schlechten Geschmacks

Das gilt für die Igeler Säule, das gilt für Tausende und Abertausende römischer Grabbauten. Auch das war eine Variante des Luxus: Im Unterschied zu anderen architektonischen und künstlerischen Formen brauchte sich bei Grabmonumenten niemand an einem bestimmten Stil, an einem mehr oder weniger festgelegten geschmacklichen Comment zu orientieren. Gebaut wurde, was dem Auftraggeber gefiel. Und das wiederum bemaß sich oft daran, was er für auffällig, aus dem Rahmen fallend, Aufmerksamkeit erheischend hielt. Bizarre Formen und überladener Dekor, stilistischer Eklektizismus und eine Typenvielfalt, die sich typologischen Kategorisierungen von Kunsthistorikern und Archäologen bockig entgegenstellt – all das war Teil des sepulkralen Wettbewerbs. Nicht weniges davon war Ausdruck dessen, was man den Luxus des schlechten Geschmacks nennen könnte.

Das war die Freiheit, die den Zwang zur Selbstdarstellung, zum Mithalten in der Konkurrenzveranstaltung Gräberluxus relativierte und versüßte. Die wenigsten waren so souverän, sich diesem Druck grundsätzlich zu entziehen. Eine große Ausnahme war Frontin, im 1. Jahrhundert n. Chr. Generaldirektor der Wasserversorgung von Rom. „Aufwendungen für ein Grabmal sind überflüssig", pflegte er zu sagen, denn „das Andenken an uns wird dauern, wenn wir es durch unser Leben verdient haben."[76]

In der römischen Welt vertrat er damit eine vergleichsweise einsame Position, die in der Regel nur teilte, wer sich einigermaßen sicher sein konnte, auf anderem Wege der Unsterblichkeit teilhaftig werden zu können. „Wenn Massalas steinernes Denkmal verwittert und geborsten daliegt und der hochragende Marmor des Licinus einmal zu Staub zerfällt, wird man *mich* immer noch lesen", prophezeit Martial mit unerschütterlichem Selbstbewusstsein[77]. Ähnlich optimistisch äußert sich der Liebesdichter Pro-

perz: Seine Dichtung werde des Mausolos prunkvolles Grab ebenso überdauern wie die Pyramiden, „obschon mit Verschwendung bis zum Himmel geführt". Im Unterschied zu diesen steinernen Zeugen des Nachruhms werde „dem Geist Ruhm bleiben ohne Ende"[78]. Der römischen Dichter Wort in der deutschen Kultusminister Ohr!



Neben der Engelsburg der größte Grabbau der römischen Welt: das Mausoleum des Augustus auf dem Marsfeld in Rom

## Ein Mausoleum für Rom – Megalomanie als Bekenntnis

Einer, der der Unvergänglichkeit des Geistes eher misstraute und sich lieber auf materiell fassbaren Nachruhm verließ, war Kaiser Augustus. Mit seinem gewaltigen Mausoleum reihte er sich in die Tradition einer Grabarchitektur ein, die auf Prestige und Anerkennung setzte, und übersteigerte sie in einer beinahe größenwahnsinnig anmutenden Weise.

Noch heute wirkt das Augustus-Mausoleum imposant, obwohl es in mancher Hinsicht nur noch ein Schatten seiner einstigen Pracht und Größe ist: Verschwunden ist die mächtige, von immergrünen Bäumen bestandene Erdaufschüttung über dem Grabzylinder, verschwunden ist die Kolossalstatue des Kaisers, die das Monument krönte und es zu einer Gesamthöhe von rund 40 m aufragen ließ, verschwunden ist die dekorative Außenhaut aus großen Marmor- und Travertinflächen[79]. Immerhin: Selbst noch die heutige, zudem durch den Niveauunterschied optisch geschmälerte Höhe von „nur" 9 m, vor allem aber der Durchmesser von 89 m machen auf den ersten Blick deutlich, dass hier ein Grab der Superlative ins Werk gesetzt worden war.

Und das von einem Mann, der gerade einmal 30 Jahre alt war, als die Grundsteinlegung (zwischen 32 und 28 v. Chr.) erfolgte! Und der noch keineswegs unangefochten an der Spitze des Staates stand, an die ihn erst die Schlacht von Actium im Jahre 27 v. Chr. bringen sollte. Was hatte es zu bedeuten, wenn jemand in dieser Situation ein Riesengrabmal in Auftrag gab, das sich bewusst in die Nachfolge des Mausoleums von Halikarnassos stellt, eines der sieben Weltwunder der Antike?

Das Grab war zum einen die Antwort Octavians auf die eher angeblichen als tatsächlichen Pläne seines Gegenspielers Marc Anton, die Hauptstadt des Reiches an den Nil zu verlegen. Das Mausoleum war ein eindeutiges Bekenntnis zu Rom. Hier wollte er, das konnte keiner bezweifeln, der dieses Wunderwerk in den Himmel wachsen sah, einst begraben werden. Rom würde unter seiner Führung Hauptstadt bleiben, noch dazu eine, die es auch baulich mit den prächtigen Fürstensitzen der hellenistischen Welt würde aufnehmen können. Das war die eine politische Botschaft des Mausoleums.

Die zweite hieß: Hier baut sich der künftige Herrscher über Rom und seine Welt einen Palast für die Ewigkeit – sich und seiner Familie. Offiziell trug das Mausoleum den Namen *tumulus Iuliorum*, „Grabhügel der Iulier". Als er die Macht allein in Händen hielt, baute Augustus das Grab mit dem ihm eigenen Talent zur symbolischen Propaganda zu „seinem" Triumphalmonument aus. Ein landschaftsbeherrschendes Grabmal nicht im, aber doch nahe am Zentrum der Hauptstadt des Weltreiches signalisierte den Römern, dass die Republik, die der Princeps verbal nach Kräften beschwor, erledigt und eine neue Zeitrechnung unter einer dynastischen Monarchie angebrochen war.

Augustus bediente sich der Zeichensprache der alten Aristokratie: Wie sie im Bestattungspomp ihren Führungsanspruch propagiert und sinnfällig umgesetzt hatte, so nutzte er jetzt ein römisches Mausoleum zur Demonstration seines Machtanspruches. Da wurden nicht nur Respekt und Anerkennung eingefordert, es wurden auch Signale der Einschüchterung ausgesandt. Das Phänomen war so wenig neu wie die Methode der politischen Indienstnahme des Bestattungswesens, neu war indes die Zielgruppe. Der riesige *tumulus Iuliorum* markierte auch den Wechsel der Verfassung.



# „Symptom einer kranken Gesellschaft"? – Luxusschelte in luxuriösem Ambiente

Die Kapitulationserklärung hatte Stil. Sie erfolgte in einem Schreiben an den Senat, die höchste moralische Instanz des römischen Staates. Und sie war eingehend begründet. Der Absender des Briefes war der mächtigste Mann der damaligen Welt, Kaiser Tiberius, der Stiefsohn und Nachfolger des Augustus. Der Gegner, vor dem selbst der Herrscher über ein Riesenreich die Waffen streckte, war ein apokalyptisches Tier[1], eine Krake, vor der es kein Entrinnen gab, die mit ihren tausend gierigen Fängen alles in ihren Bann zog und sich einverleibte. Der Name dieses Untiers war *luxuria*. Sie halte, das war die Überzeugung des Kaisers, die römische Gesellschaft im Würgegriff, ihr seien gerade diejenigen hilflos verfallen, auf die der Staat besonders angewiesen sei: die „Leistungsträger" der Oberschicht. Wohin man schaue – überall begegne man den Symptomen einer *luxuria*-kranken Gesellschaft. Wo sollte man ansetzen, um diese moralische Seuche zu bekämpfen? Bei den Nobel-Landsitzen, die sich „grenzenlos ausdehnten"? Bei der inflationären Zahl von reinen „Service-Sklaven"? Bei der „Masse des Silber- und

Goldgeschirrs" in den Haushalten der Reichen? Den sündhaft teuren Statuen und Bronzeplastiken, die deren Häuser und Parks schmückten? Der aufwendigen Kleidung? Oder bei den „besonderen Wünschen der Frauen, die dazu führen, dass um der Edelsteine willen unser Geld zu fremden oder gar feindlichen Völkern abwandert?"[2]

Die Liste der von der Krankheit befallenen Bereiche war, das deutet die Salve der rhetorischen Fragen an, in den Augen des Kaisers beliebig zu verlängern. Gab es keine Remedur gegen das, was er als Krebsübel der Gesellschaft – um genau zu sein: der vornehmen Gesellschaft, denn „die Not der Armen" erkannte er sehr wohl[3] – ansah? Eine Zeitlang hatte Tiberius mit dem Gedanken einer Radikalkur gespielt. Sie hätte in einer konsequenten und harten gesetzgeberischen Anti-Luxus-Offensive gelegen, einem wirklich entschlossenen Durchgreifen gegen die „Auswüchse der Genusssucht" (*profusae cupidines*). Einige der führenden Beamten hätten Tiberius in seinem Krieg gegen die *luxuria* unterstützt. Sie scheinen ihn sogar dazu gedrängt zu haben. Da er zudem im Ruf altrömischer Sparsamkeit stand, erwartete man sich von ihm Taten. Wenige hofften darauf, die meisten befürchteten, dass Tiberius sich für eine rigide *austerity*-Politik in der Bekämpfung der Genusssucht entscheiden werde[4].

Doch der Kaiser resignierte, bevor er den Kampf aufgenommen hatte. Der offizielle Brief an den Senat war das Eingeständnis dieser Resignation. Nach reiflicher Überlegung war Tiberius zu der Überzeugung gelangt, dass er diesen Kampf nur verlieren könne. Pragmatisch entschied er, sich nicht in einer aussichtslosen Sache zu engagieren; zu sehr stand dabei die Autorität seiner Herrschaft auf dem Spiel.

## Luxusabbau – Auf Edelpartys ein chices Thema

Warum er die von manch einem in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllte, erläuterte Tiberius in einem Schreiben an die Senatoren. Ein wesentlicher Punkt seiner Argumentation: Für den Anti-Luxus-Ruck, der durch die feine Gesellschaft hätte gehen müssen, gab es keine wirkliche Akzeptanz. Bei Gelagen und Gesellschaften wurde beredt über „Luxus-Dekadenz" und „Sittenverfall" geklagt[5]; man hatte ja schließlich die Rhetorikschule besucht, in der das Thema wieder und wieder intensiv im Zentrum deklamatorischer Übungen stand. Da machte es sich gut, beim *small talk* auf Partys der Oberschicht seine Kenntnisse und rhetorischen Fähigkeiten anzuwenden und mit sorgenumwölkter Stirn mit in den Chor der Luxuskritiker einzustimmen, die den Staat in Gefahr sahen – einen edelsteinbesetzten Becher mit altem Falernerwein in der Hand, auf einer von Purpurdecken und perlenbestickten Kissen gepolsterten Edel-Kline aus bester griechischer Produktion gelagert, mit dem Blick auf marmorinkrustierte Tricliniumwände, von Silbergeschirr überbordende Prunktische und Statuen alter Bildhauer-Meister aus Athens größter Zeit. Ein Ambiente wie geschaffen, um sich über die verderbliche Luxussucht in Rage zu reden und die Einfachheit und Unverfälschtheit der guten alten Zeit kerniger Römerart zu beschwören. Schlimm, dieses Anspruchsdenken, diese Luxus-Obsession, dieses ostentative Zurschaustellen von Reichtum! Ein Skandal! Der Staat muss handeln!

Freilich: Der Skandal war immer nur der Skandal der anderen. Sobald die wohlfeilen rhetorischen Anti-Luxus-Tiraden in praktische Politik mit Konsequenzen für die eigene Lebensführung umgesetzt zu werden drohten, musste man das alles natürlich wesentlich „differenzierter" sehen. Besitzstandswahrung war das Mindeste, was man in Zeiten drängender Reformen für sich selbst beanspruchte.

Das Jammern auf hohem Niveau forderte Einschnitte – aber bitte bei den anderen. Der Kaiser musste die gefährliche Anspruchsmentalität einer das Wohlleben vergötternden *leisure class* endlich energisch bekämpfen – doch durfte das einem selbst bitte nicht weh tun. Eben diese Einstellung ließ Tiberius zurückschrecken. Eine wirklich entschlossene Anti-Luxus-Gesetzgebung hätte mit hohen, ja drakonischen Geldstrafen und fühlbaren Sanktionen anderer Art einhergehen müssen – und das hätte ein Riesengeschrei auch bei denen ausgelöst, die ihn vorher so vollmundig zu einem solchen Kreuzzug gedrängt hatten.

„Dieselben Leute werden schreien, das Bürgerrecht werde untergraben", gibt Tiberius den Senatoren zu bedenken, „gerade den angesehensten Familien drohe der Untergang, niemand sei vor einer Anklage sicher"[6]. Merke: Fast noch schlimmer als tatsächlicher oder vermeintlicher Sozialabbau ist Luxusabbau. Die Reaktionen ähneln sich. Ein Gespenst geht um: Die Obrigkeit greift euch in die Tasche – Bürger, wehrt euch!

Und zwar auch für den (Normal-)Fall, dass die Toga keine Taschen hat.

Der Kaiser sah die Dinge realistisch. Er rechnete mit einem Proteststurm und er sah kommen, dass sich die Luxus-Kritiker dann wegducken und ihn die Suppe würden auslöffeln lassen, die sie ihm eingebrockt hatten. Sich über Missstände aufregen und damit prominent zu werden, das war die eine Sache, und auf die verstanden sich manche Ratgeber gut. Dann aber auch gemeinsam die Folgen zu akzeptieren und zusammen mit dem Kaiser Anfeindungen in Kauf zu nehmen – das war eine ganz andere. Zu dieser Verantwortung würden die geistigen Väter einer Anti-Luxus-Kampagne nicht stehen, fürchtete Tiberius; denn damit würden sie sich ebenso unpopulär machen wie er selbst. Zu dieser ungleichen Aufgabenverteilung hatte er schlicht keine Lust. Das schrieb er den Senatoren in bemerkenswerter Offenheit: „Glaubt mir, dass auch ich nicht scharf bin auf Ärger (*offensionum avidum*)!"[7]

## Anti-Luxus-Gesetze mit legislativer Frustration

Es gab allerdings noch einen weiteren gewichtigen Grund, der von einem legislativen Feldzug gegen die *luxuria* abriet: An Anti-Luxus-Gesetzen herrschte in Rom kein Mangel. Sie alle teilten freilich dasselbe Schicksal: Kaum jemand scherte sich darum. Selbst die von Augustus erlassenen *leges sumptuariae* („Aufwandsgesetze") hatten nichts bewirkt: „Sie sind", erkennt Tiberius nüchtern, „durch Nichtbeachtung außer Kraft gesetzt und haben den Luxus damit nur noch unbekümmerter gemacht." So etwas wirke geradezu wie eine Einladung: „Wenn man einmal Verbote straflos übertreten hat, gibt es fortan weder Furcht noch Scham."[8] Und als besonders nachhaltige Stützung für die kaiserliche *auctoritas* bot sich ein erneuter gesetzgeberischer Kraftakt in Sachen Luxusbeschränkung auch nicht gerade an, wenn die übliche Reaktion darauf zu befürchten stand.

Tatsächlich könnte man die – lange! – Geschichte der römischen *leges sumptuariae* unter die salopp formulierte Erfahrungsformel stellen „Stell dir vor, es gibt Luxusgesetze, und keiner kümmert sich drum!" Im Ergebnis war es so. Kein einziges Aufwandsbeschränkungsgesetz – das wäre die moderne juristische Diktion; *lex sumptuaria* klingt demgegenüber geradezu wie Musik – hat auf Dauer gegriffen. Punktuell mag dem einen oder anderen Gesetz ein vorübergehender bescheidener Erfolg beschieden gewesen sein, grundsätzlich aber forderten Luxusgesetze nur zu kreativen Überlegungen heraus, wie sie zu umgehen seien oder welchen anderen Formen des Aufwandes sich die Luxus-Neigung bzw. das Verlangen nach sozialer Distinktion zuwenden könnte, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten. Oder aber es war wirklich so, wie Tiberius resigniert feststellt: Man ließ das Gesetz Gesetz sein und machte weiter wie vorher.

Der Beginn der römischen Anti-Luxus-Gesetzgebung liegt schon im 5. Jahrhundert v. Chr. Das Zwölftafelgesetz, die früheste Kodifikation des römischen Rechts aus dem Jahre 451/0 v. Chr., enthielt ziemlich rigide Bestimmungen zum Bestattungsaufwand. Dadurch sollte eine zu starke und „volkswirtschaftlich" unsinnige Konkurrenz der Adelsgeschlechter verhindert werden, die sich in ehrgeizigem Gepränge bei Totenfeiern manifestierte. Da dem Begräbnispomp bereits ein eigenes Kapitel gewidmet wurde, braucht an dieser Stelle nicht näher darauf eingegangen zu werden[9].

Fest steht, dass manches einschlägige Verbot des Zwölftafelgesetzes im Laufe der Zeit in Vergessenheit geriet bzw. sich Usancen funerärer Prachtentfaltung herausbildeten, die zwar nicht gegen den Buchstaben, wohl aber gegen den Geist dieses römischen „Grundgesetzes" verstießen. Da sich fast alle vornehmen Familien aus Gründen der Selbstdarstellung und der politischen Profilierung daran beteiligten, gab es keine ernst zu nehmende Kraft, die auf die Einhaltung der restriktiven Vorschriften gepocht hätte: Die Politiker und Beamten, die als Wächter der Gesetze in Frage kamen, waren ja selbst Angehörige einer Nobilität, die von der großzügigen Auslegung der Aufwandsgesetze profitierte.

## Der Alte Cato und sein Steuermodell

Allenfalls ein paar herausragende „Einzelkämpfer", Überzeugungstäter gewissermaßen gegen die seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. zunehmende Neigung bzw. den gesellschaftlichen Zwang zu luxuriöser Lebensführung, vermochten kurzfristig etwas zu erreichen. Einer von ihnen – der berühmteste überhaupt – war der Alte Cato. Er wetterte in seinen Reden nicht nur wider die Abkehr vom *mos maiorum*, der „Sitte der Väter", die er durch demonstrativen Konsum im Hochpreisbereich und das Prahlen mit teuren Statussymbolen desavouiert sah, sondern er handelte auch. Und zwar so, dass es schmerzte. Mit der Einführung einer hohen

Steuer auf Luxuswaren – Kleidung, Wagen, weiblicher Schmuck und Tafelgerät –, sofern sie eine bestimmte Höchstgrenze überstiegen, stellte er die „Luxus-Jünger" vor eine bittere Alternative. Entweder sie gaben all diesen schönen Besitz in ihrer Steuererklärung an und zahlten dann die darauf entfallende Steuer – ein auch der Moderne nicht ganz unbekanntes Abschöpfen von „überschüssiger" Kaufkraft zugunsten der Staatskasse -, oder sie versteckten ihre Luxuswaren zu Hause. In diesem Fall aber durften sie sie nicht mehr „ausführen" – eine Eliminierung des Prestige- und Protzfaktors, die mindestens ebenso weh tat.

Denn Luxus will gesehen werden, will sich den Augen möglichst vieler präsentieren. „Wer legt den Purpur an, um ihn niemandem zu zeigen?", fragt Seneca wissend. „Wer entfaltet, unter irgendeines ländlichen Baumes Schatten hingestreckt, allein für sich Prunk?" Kein Mensch, denn der Luxus benötigt ein Publikum: „Bewunderer und Zeugen."[10] Für den zweiten Begriff steht im Lateinischen *conscii*. Das meint auch „Komplizen". Und dieses Verständnis wäre sicher in Senecas (und Catos) Sinn. Da die *luxuria* ihnen als Laster (*vitium*) gilt, macht sich auch der mitschuldig, der ihr seine Augen leiht.

Auf diese Psychologie der Prunkentfaltung setzte Cato in seinem Kampf gegen den Luxus; „denn als Wegnahme des Reichtums sehen es die meisten an, wenn man sie hindert, ihn zu zeigen"[11]. Mit dem Ende seiner Censur im Jahre 184 v. Chr. ging auch Catos politischer Einfluss zurück. Gewiss, er war nach wie vor eine moralische Instanz, vor der man großen Respekt hatte und die man ungern zum Gegner hatte. Gleichwohl darf man nicht aus seinem Ruf bei der Nachwelt fälschlich schlussfolgern, Cato habe gewissermaßen dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert den Weg gewiesen. Er war ohne Frage der Exponent einer bestimmten politischen Richtung, nicht nur ein weit und breit einsam strahlender Leuchtturm am Firmament des *regimen maiorum* („Sittenlenkung").

Auf der anderen Seite gab es Kräfte, gegen die er z.B. im Streit um die Aufhebung der *lex Oppia* eine empfindliche Schlappe hatte einstecken müssen. Dieses Gesetz war im Zweiten Punischen Krieg als Maßnahme demonstrativer Solidarität mit den gegen Hannibals Armee verzweifelt kämpfenden Soldaten und der Not leidenden Unterschicht beschlossen worden. Es engte die Luxusentfaltung der Oberschicht-Damen auf außerordentlich restriktive Weise ein. Einige Zeit nach dem Ende des Krieges demonstrierten die vornehmen Matronen für die Abschaffung des sie diskriminierenden Gesetzes – und hatten damit gegen den erbitterten Widerstand Catos und seiner Mitstreiter Erfolg; für Cato ein herber Rückschlag, der ihm und anderen zeigte, dass seine Position keineswegs immer mehrheitsfähig war[12]. Im Übrigen macht ja auch der Cato-Mythos selbst bei oberflächlichem Hinschauen deutlich, dass dieser streitbare, kantige Mann alles andere war als unangefochten. Er provozierte Widerstände, und er stieß auch auf Widerstände. Und er verlor eben schon zu seiner eigenen Zeit manche Schlacht gegen die hydraartige *luxuria* und ihre willfährigen Opfer.

## Streitfall luxuria

In den nächsten Jahrzehnten entbrannte der Streit um den richtigen Umgang mit der unheimlichen Seuche *luxuria* voll. Kein Wunder, denn mit der Eroberung des hellenistischen Ostens wurde die römische Oberschicht nicht nur mit griechischem „Hedonismus" konfrontiert, sondern gelangte auch zu einem Reichtum, der Bestätigung im Edel-Konsum suchte – und ihn in zahlreichen Bereichen fand. Der rasante materielle Aufstieg konnte nicht ohne Auswirkungen auf die Mentalität und die Lebensführung bleiben. *parsimonia*, „Sparsamkeit", und *modestia*, „maßhaltende Bescheidenheit", wurden immer schwieriger zu praktizieren, da sie sich zunehmend zum moralischen Selbstzweck ohne Verankerung in der Lebensrealität entwickelten: Es *war* ja reichlich Geld da, wozu also sparen, wozu sich mäßigen?

Die Moralisten argumentierten, das Erfolgsrezept der Welteroberung sei gerade der „herkömmliche", tugendhafte, jeder Ausschweifung abholde Lebenswandel der Vorfahren gewesen. Man könnte auch sagen: der „moralische" Lebenswandel, denn das deutsche „Moral" geht auf das lateinische Adjektiv *moralis* zurück, das seinerseits von *mos, moris*, „Sitte", „Gewohnheit", „Herkommen", abgeleitet ist. Die „Modernisten" – die sich natürlich nie so genannt und wohl auch nicht als solche gefühlt hätten – hielten dagegen, dass die Öffnung zu griechischer Lebensart und Wohlleben die errungene Weltherrschaft ja offenkundig nicht in Gefahr bringe.

Es verwundert nicht, dass der Einzug der *luxuria* in eine traditionalistische Gesellschaft wie die römische zu starker Verunsicherung bis hin zu einer Bewusstseinskrise führte – dies um so mehr, als die politischen Strukturverände-

rungen die Führungsschicht vor enorme Herausforderungen stellten. Denn wie man einen großen Stadtstaat zu führen hatte, das wusste die römische Nobilität. Ein „weltumspannendes" Imperium zu führen, das hatte sie nicht gelernt – und *learning by doing* war und ist eine Methode, bei der zwangsläufig einiges schief läuft.

Im Kampf um den *mos maiorum* hielten seine kompromisslosen Vertreter die besseren theoretischen Trümpfe in der Hand. In Rom musste sich grundsätzlich rechtfertigen, wer etwas Neues wollte; nicht der, der das Alte verteidigte. Zudem fiel das argumentative Bekenntnis zum Luxus schwer. Wer wollte schon ein flammendes Plädoyer dafür halten, dass man Geld mit vollen Händen ausgeben, dass man nach Herzenslust schlemmen, dass man sich von einem Heer von Sklaven verwöhnen lassen sollte? Nur ganz wenige brachten den Mut auf, *luxuria* geradezu programmatisch als Lebensform und Lebensinhalt offensiv zu propagieren. Deswegen wimmelt es in der lateinischen Literatur zwar geradezu vor leidenschaftlichen Schmähreden wider und Warnungen vor diesem „Übel", doch stößt man auf kaum ein klares oder gar fulminantes Credo pro *luxuria*. Wer so dachte, hielt lieber den Mund – und verlegte sich aufs Handeln. Der Connaisseur genoss und schwieg.

## Daumenschrauben für den Tafelluxus

Die Anwälte des *mos maiorum* schwiegen natürlich nicht, und dank ihrer Meinungsführerschaft erreichten sie auch einiges – zumindest pro forma. Konkret: Sie setzten im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. eine Serie von Anti-Luxus-Gesetzen durch. Allerdings vornehmlich in einem Bereich, der sich direkter öffentlicher Kontrolle meist entzog: Es ging nämlich überwiegend um die Eindämmung des Tafelluxus. Das erste Gesetz brachte der Volkstribun L. Orchius im Jahre 182 v. Chr. ein. Es beschränkte die Zahl der Gäste bei einem *convivium*;[13] 20 Jahre später verbot eine *lex Fannia*, mehr als drei Personen, an Markttagen mehr als fünf Personen zum Mahle zu laden. Gleichzeitig wurde als Kostenobergrenze 10 Asse, in Ausnahmefällen 30 Asse und an hohen Feiertagen 100 Asse festgelegt. Außer ungemästeten Hennen durfte kein Geflügel serviert werden – ein „Grundsatz", der in alle nachfolgenden Luxusgesetze übernommen wurde. Die Feinschmecker dachten sich ihr Teil, „veredelten" fortan Hähnchen (wodurch sie noch schmackhafter wurden)[14] und reagierten in einer bezeichnenden Weise, die sich am Geflügelverbrauch ablesen lässt. Der ging seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. steil in die Höhe[15] – Verbotenes schmeckt halt besonders gut.

„Irrtümlicherweise" hatte man die Gültigkeit dieser ominösen *lex Fannia* auf die Hauptstadt beschränkt. Wer je die kasuistisch-skrupulöse Art kennen gelernt hat, in der gerade der römische Gesetzgeber seine Verfügungen juristisch „wasserdicht" macht, reibt sich ob dieser Nachricht verwundert die Augen und mag nicht so recht an einen Irrtum glauben. Es dauerte jedenfalls weitere 20 Jahre, bevor der Fehler „entdeckt" und die *lex Fannia* auf ganz Italien ausgedehnt wurde[16].

Es lohnt nicht, all die weiteren Gesetze aufzuzählen, die man sich bis in die augusteische Zeit ausdachte, um dem Tafelluxus den Garaus zu machen. Gellius und Macrobius haben sie mit antiquarischer Akribie zusammengestellt[17] – eine Fleißarbeit, deren Nutzen einer der beiden Schriftsteller sogar selbst in Zweifel zieht. Immer wieder, räumt Gellius ein, seien „die gesetzlichen Bestimmungen als vermodert und veraltet in Vergessenheit geraten", so dass „sich viele der Schwelgerei ergaben und in verschwenderischen Abend- und Mittagsschmausereien am Ende ihr Hab und Gut verprassten …"[18]

Jedes neue Gesetz wurde mehr oder weniger ignoriert. Wenn sich in Kreisen der Oberschicht die Alternative Lucullus oder Luxusgesetz stellte, fiel die Antwort leicht: Leitbild der neuen Zeit war Lucullus und nicht das Gesetz. Das war, schon als es in Kraft trat, so „vermodert und veraltet", dass man das nächste direkt vorbereiten musste. Eine Vielzahl von Gesetzen mit ähnlichen Bestimmungen ist stets ein untrügliches Indiz dafür, dass diese Bestimmungen ständig übertreten und kaum ernst genommen werden. Gewiss, der eine oder andere Gastgeber wird sich eine saftige Geldstrafe oder eine peinliche Rüge des Censors eingehandelt haben. Im Ganzen aber war das politische Klima solchen Sanktionen nicht günstig. Wegschauen und sich im Geheimen über die „verkommenen" Standesgenossen ärgern war vermutlich das Beste, was überzeugte Hüter der Tradition tun konnten. So hielt es jedenfalls C. Antius Restio. Er hatte im Jahre 70 v. Chr. ein Gesetz durchgebracht, das es amtierenden Magistraten und Amtsbewerbern untersagte, Einladungen zum Diner anzunehmen[19]. Seitdem hatte Restio ein Problem. Er löste es, indem er fortan nur noch auswärts speiste, um nicht mit ansehen zu müssen, wie sein Gesetz missachtet wurde[20].

## Eine historische Quadratur des Kreises

Auch wenn die *leges sumptuariae* im Laufe der Zeit großzügiger wurden, indem sie den Kostenrahmen etwa für Gastmähler allmählich ausweiteten, hinkten sie doch stets der Wirklichkeit hinterher. Ein schlechtes Bild, denn es setzt voraus, dass zwischen Lebensrealität und „Aufwandsgesetz" noch eine Art Blickkontakt bestand. Den aber gab es nicht; allzu weit waren Praxis und Norm voneinander entfernt. Manchmal lagen Welten zwischen ihnen, denn was da teilweise als Höchstgrenze für die Kosten eines *convivium* fixiert war, dürfte von nicht wenigen Zeitgenossen als grotesk bis lächerlich empfunden worden sein.

Anti-Luxus-Gesetze waren offenkundig ein untaugliches Mittel, den Veränderungsprozess in der Gesellschaft zu stoppen oder auch nur wirkungsvoll zu verlangsamen. Sie sperrten sich gegen eine Entwicklung, die mit legislativen Restriktionen und in Gesetze gegossenen Sonntagsreden nicht aufzuhalten, geschweige denn rückgängig zu machen war. „Aufwandsgesetze" waren im Zeitpunkt ihrer Inkraftsetzung immer schon überholt, weil sie an Symptomen kurierten und die Ursachen unberücksichtigt – und damit weiter wirksam sein – ließen. Ihr gestalterischer Impetus war rückwärts gewandt. Es ging nicht darum, einer Zukunft unter veränderten Bedingungen eine bestimmte neue Form zu geben (oder jedenfalls den Versuch dazu zu unternehmen), sondern die Zukunft gewissermaßen zum Abbild einer Vergangenheit zu machen, die offensichtlich schon durch die Gegenwart überholt war.

Das Gesetz wollte einen Tafelluxus, der bereits „eingerissen" war und der sich tendenziell zu noch größerem Aufwand und Prunk entwickelte, durch Reduktion auf ein früheres Maß bekämpfen, also hinter das schon Erreichte, wie fragwürdig es auch immer war, zurückkehren. Vielleicht hätten Bestimmungen eine Chance gehabt, die den Rahmen *weiter* gefasst hätten als den Status quo, weil der Gesetzgeber dann die sich abzeichnenden Trends und Tendenzen hätte antizipieren und selbst wieder agieren können, statt nur noch hilflos, ja fassungslos zu reagieren. Doch man suchte das Heil in einer guten, alten Vergangenheit, zu der hin das Rad der Geschichte zurückgedreht werden sollte.

Ob sie wirklich so gut, so sittenrein und von dem hohen Ethos durchdrungen war, das man dem *mos maiorum* unterstellte, bleibe dahin gestellt. Entscheidend war, dass kein Mensch – auch kein noch so engagierter Sittenwächter – im Traum daran dachte, gleichzeitig auch zu dem kleineren Rom der Frühzeit zurückzukehren. Wenn der Einfluss aus dem griechischen Osten so unheilvoll war, dann hätte es zumindest in der Logik der Anti-Luxus-Gesetze gelegen, ihn durch „Rücktritt" von der Weltherrschaft einzudämmen, im besten Falle zu eliminieren.

Kein Gedanke daran, kein Wort davon! Was richtig war, da jede Idee einer freiwilligen Rückabwicklung von Geschichte selbst als rein utopisches Planspiel ziemlich hirnrissig erscheint. In dieser Situation galt dann aber, so platt es klingen mag, die schlichte Logik des „Wer A sagt, muss auch B sagen".

Weltherrschaft gab und gibt es nicht zum mentalitätsgeschichtlichen Nulltarif. Merkwürdig nur, dass auch heute noch Historiker zu meinen scheinen, die Römer hätten diesen Spagat bewältigen können: zum Weltreich zu springen und gleichzeitig am geistig-moralischen Absprungort stehen zu bleiben.

Die Luxusgesetze haben ein Stück weit versucht, diese historische Quadratur des Kreises zu bewerkstelligen. Ihr Scheitern war indes offensichtlich, und selbst ihre Väter konnten das nicht übersehen – die verzweifelte Flucht des nur noch auswärts tafelnden Restio vor der Wirklichkeit belegt es.

## Zur „Feldwebelgesinnung" des disziplinären Staates

Um so dringlicher stellt sich die Frage, warum Rom sich eine chimärenhafte Politik geleistet hat, die nicht darauf aus war, die Kluft zwischen Norm und Lebenswirklichkeit zu verkleinern, sondern sie im Gegenteil zu vertiefen. Aus heutiger Sicht mutet die verzweifelte Luxusgesetzgebung wie ein permanenter Akt bigotter Donquichotterie an. Mussten sich die Gesetze nicht dem gesellschaftlichen Wandel und den veränderten Einstellungen anpassen, um glaubwürdig zu sein?

Das ist das Denken der westlichen Moderne, in dem eine gefährliche, jedenfalls gesellschaftlich unerwünschte Legitimitätskrise der Gesetzgebung und der Rechtsprechung droht, wenn Anspruch und Wirklichkeit zu weit auseinander klaffen. Die moderne „Sittengesetzgebung" in vielen westlichen Ländern hat es in den vergangenen Jahrzehnten gezeigt: Nachdem sich die Einstellung eines großen Teils der

Bevölkerung etwa zum Schwangerschaftsabbruch grundlegend gewandelt hatte und sich auch eine entsprechende Praxis herausgebildet hatte, sah sich die Gesetzgebung unter massivem Druck, den Strafanspruch des Staates zu reduzieren bzw. trotz erheblicher grundsätzlicher juristischer Bedenken im Hinblick auf übergeordnete Normen auf ihn zu verzichten.

Der antike Staat hält eine erheblich größere Spannung zwischen Rechtsnorm und Wirklichkeit aus. Wo er gesellschaftliche Veränderungen für unheilvoll hält, beugt er sich nicht in „opportunistischer" Weise der „normativen Kraft des Faktischen", sondern er hält dagegen. Er verteidigt die von ihm für richtig erkannte Norm, auch wenn sie nicht mehr durchsetzbar ist. Über das, was moralisch richtig ist, wird nicht per Abstimmung durch tagtäglichen Lebensvollzug entschieden, sondern von den dafür zuständigen legislativen Gremien.

Die Bürger erfahren ihren Staat auf diese Weise als einen Patriarchen, der sie ganz bewusst diszipliniert, der sie qua Gesetzgebung unerbittlich daran erinnert, wie sie sich eigentlich verhalten sollten. Er demonstriert ihnen, wie disziplinlos sie sind, wie sehr sie sich gehen lassen, welches Maß an Ungehorsam sie sich leisten. Das Gesetz verkörpert gewissermaßen die kollektive Rationalität als das notwendige Gegengewicht zu einer individualistischen „Freiheit", die viel stärker Emotionen unterliegt und menschlichen Schwächen nachzugeben bereit ist. Hinter diesem Konflikt lauert nach antikem Verständnis rasch das Chaos, die Anarchie. Die „fragwürdige" Natur des Menschen steht immer im Verdacht, es sich bequem machen zu wollen und Grenzen nicht zu mögen. Also braucht eine Gemeinschaft für ihren Zusammenhalt Setzungen, die nicht wie schwache Halme bei Zeitgeist-gepeitschtem Gegenwind (= der Addition vieler individueller Freiheitsbedürfnisse) knicken, sondern als einmal eingerammte Pflöcke auch heftigen Stürmen trotzen, ohne aus der Verankerung gerissen zu werden.

Es ist ja nicht so, als fände sich diese Position im Rechtsverständnis der westlichen Moderne nicht auch in sicher deutlich abgeschwächter Form wieder. Denn auch hier werden Stimmungsschwankungen der öffentlichen Meinung ja nicht unmittelbar in Gesetze umgesetzt. Am Beispiel der Problematik der Todesstrafe wird das schnell klar. Brutale, von den Medien „schrill" begleitete Mordtaten lassen die Zustimmung der Bevölkerung zur Todesstrafe vorübergehend stark ansteigen – für den Gesetzgeber geradezu traditionell kein Grund, in der eigenen Grundnorm schwankend zu werden und der Stimmung nachzugeben. Hier „diszipliniert" also auch der moderne Staats-„Vater" seine unbeherrschten, „ungezogenen" Kinder.

Aber das sind natürlich Momentaufnahmen, die sich von der grundsätzlich rigideren disziplinären Politik des antiken Staates deutlich unterscheiden. Die „Feldwebelgesinnung", die Paul Veyne dem disziplinären Konzept des Altertums attestiert[21], lehnt der liberale moderne Staat ab; das sieht allzu sehr nach Entmündigung von Staatsbürgern aus, die als mündig anzusehen er zu einer seiner Grundüberzeugungen gemacht hat.

Ein „Nachgeben", das der moderne Gesetzgeber als notwendige Flexibilität versteht, verdächtigt der römische Gesetzgeber als einen Opportunismus, von dem die falschen Signale ausgehen. In Fragen wie der Luxusgesetzgebung weiß er sich einem – freilich teilweise konstruierten und unreflektierten – *mos maiorum* verpflichtet, und deshalb bleibt er inflexibel, stur, ja geradezu bockig.

## Schlechtes Gewissen als Beitrag zur Integration

Als flexibel erweist sich dieser disziplinäre Staat indes an anderer Stelle. Er versucht nicht, eine Norm, die sich weit von der Realität entfernt hat, auf Biegen oder Brechen durchzusetzen. Er verzichtet weitgehend auf die Sanktionierung von Überschreitungen und Missachtungen, hütet sich davor, große Teile der Oberschicht zu kriminalisieren. Aber er stellt sie bloß. Er macht ihnen ein schlechtes Gewissen. Er führt ihnen ihre „Disziplinlosigkeit" vor Augen. Anti-Luxus-Gesetze sind das Stirnrunzeln öffentlicher Missbilligung eines unschicklichen Sich-Gehen-Lassens.

Was soll's?, könnte die achselzuckende Reaktion der so Gescholtenen darauf sein. Mit diesem Bewusstsein lässt es sich bei Austern und Falernerwein gut leben. Ohne Frage haben viele so reagiert oder es jedenfalls versucht. Allerdings kann man das nur daran ablesen, dass kein Luxusgesetz und keine Luxusschelte eine Veränderung bewirkt haben. Ob nicht doch die Strategie des schlechten Gewissens funktioniert hat, lässt sich naturgemäß nicht belegen. Eines könnte dafür sprechen: Warum hat sich eigentlich die normensetzende römische Oberschicht ihr Gewissen nicht dadurch erleichtert,

dass sie den Luxus kurzerhand zum positiven Wert umdeutete? Dass sie das, was sie ausweislich ihres eigenen Tuns angenehm und schön fand, schlicht als angenehm und schön deklarierte und sich so auch in der Theorie zur Praxis bekannte?

Grundsätzlich hätte ihr das keiner verwehren können. *Sie* war es, die die Werte und gesellschaftlichen Leitvorstellungen definierte. Eine überschaubare Elite, die sich rasch auf einen Konsens hätte einigen können, der für den einzelnen Luxus-Adepten so entlastend gewirkt hätte.

So leicht hat es sich die römische Oberschicht nicht gemacht. Luxusschelte ist stets aus den eigenen Reihen derer gekommen, die im Luxus lebten – nicht von außen, nicht von den Mittel- und Unterschichten. Auf sie brauchte man keine Rücksicht zu nehmen; denn sie übernahmen im Großen und Ganzen die Normen der Oberschicht. Solange sein Existenzminimum einigermaßen gesichert war, begehrte das Volk nicht auf.

Sicher trug traditionalistische Unbeweglichkeit ihren Teil zu einer bemerkenswerten Selbstkritik bei, die kaum jemand als unnötige Nestbeschmutzung empfunden haben dürfte. Wichtiger aber waren Einsicht oder Gefühl, dass sich eine allzu große Prunkentfaltung, eine allzu ungehemmte Luxus-Demonstration desintegrativ auswirkte. Die Oberschicht verstand sich bei allen Unterschieden etwa zwischen Senatoren und Rittern, die ja durch offizielle Statussymbole sogar betont wurden, doch als Führungskollektiv. Konkurrenz zwischen den Adelsfamilien war in der Zeit der Republik erwünscht. Davon lebte das politische System Roms, und das trug zu seiner Leistungsfähigkeit und zu seinen Erfolgen bei der Eroberung der Welt bei. Zu viel und zu erbitterte Konkurrenz aber erschütterte die grundlegende Solidarität innerhalb der Oberschicht. Diejenigen, die den anderen zu enteilen drohten, mussten wieder eingefangen und an die Kandare genommen werden. Nur so waren Sonderstellungen zu verhindern, die jede einzelne *gens* anstrebte, die Gesamtheit der *gentes* aber verhindern musste.

Die Beamten als Exponenten der politischen Klasse waren gehalten, integrativ zu wirken. *leges sumptuariae* waren Teil dieser integrativen Bemühungen. Sie riefen gewissermaßen zur Ordnung oder schärften zumindest das Bewusstsein dafür, dass individuelle oder gentilizische „Ego-Trips" dem Standesinteresse zuwider liefen. Wenn sie schon in der praktischen Lebensführung nichts änderte, wollte sich eine Mehrheit der „Luxus-Fraktion" zumindest dieser theoretischen Einsicht nicht verschließen. Deswegen trug sie Gesetze mit, die ihr ins eigene Fleisch schnitten. Das schlechte Gewissen über die eigene *luxuria* (die man gleichwohl weiter genoss) war der Preis, den man für die grundsätzliche Glaubwürdigkeit des Führungsanspruchs zu zahlen bereit war. Das war die dialektische Logik einer Luxuskritik in luxuriösem Ambiente.

## Selbstdemontage einer Führungsschicht?

Andere Bedenken kamen hinzu. Sie wurden vorwiegend von Intellektuellen formuliert, die aus unterschiedlichen Gründen ihre warnende Stimme erhoben.

Manche machten sich um die Regierungsfähigkeit der Elite Sorgen. Dass man sich in der aufgewühlten Atmosphäre der späten Republik, in der „der Staat" auf dem Spiel stand – so jedenfalls erschien es manchen Anhängern der Senatsherrschaft -, in die Isolation eines privaten Luxuslebens zurückzog, konnte Cicero nicht verstehen. Diese „Fischteichbesitzer" waren in seinen Augen schlicht Verräter am politischen Führungsauftrag der Elite[22]. Da waren welche in ein beschauliches Wohlleben abgestürzt, denen dieser unwürdige politische Ruhestand einfach nicht zustand. Ein nur dem Luxus gewidmetes Leben war Ausdruck einer Pflichtvergessenheit, die gefährlich wurde, wenn sie zu viele Nachahmer fand.

Der Agrarschriftsteller Columella befürchtet, dass die alte Elite der Großgrundbesitzer ihre Führungsrolle an eine neue, von den Kaisern ohnehin geförderte Elite von Rittern verlieren könnte. Ihren Eigenbeitrag dazu lieferte sie in Form eines gesundheitlich ruinösen Wohllebens – eine Selbstdemontage durch „Wollust und Trunksucht" in Tateinheit mit extrem ungesundem Lebenswandel, der die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht machte, so dass „wir die Sonne weder auf- noch untergehen sehen". Krankheiten sind die Folge, und zwar schon in alarmierend frühem Alter: „Der Körper junger Männer ist bereits derart kraftlos und verlebt, dass man den Eindruck hat, der Tod brauche daran gar nichts mehr zu verändern."[23]

Dick aufgetragen, gewiss. Aber nur als moralisierende Nörgelei wird man das ebenso wenig abtun können wie die – zugegebenermaßen in ihrer monotonen Einfallslosigkeit schwer erträglichen – Früher-war-alles-besser-Passagen

im Werk des Älteren Plinius. Auch er beobachtete drastische physische Auswirkungen eines ungezügelt-ausschweifenden Lebensstils mit Alkohol-Exzessen als „Fundament": „Daher Blässe und herab hängende Wangen, Augengeschwüre, zitternde Hände, die volle Becher verschütten, ... von Furien geplagte Träume, nächtliche Unruhe und schließlich als höchster Preis der Trunkenheit eine widernatürliche Wollust und Freude am Laster. Am nächsten Tage ein Atem wie aus einem Weinkrug, Vergessen aller Dinge und der Tod des Gedächtnisses."[24]

Solche Leute kennt auch Seneca. Ihre „ständigen Räusche lassen ihre Seelen verwildern", machen aus ihnen aber auch körperliche Wracks und führen, wenn sich die „Seuche" ausbreiten sollte, zur politischen Katastrophe[25]. Allerdings geht er davon aus, dass üppige Lebensart mit ausgedehnten Trinkgelagen nur das an charakterlichen Schwächen zu Tage fördere, was ohnehin in diesen Süchtigen angelegt sei: „Dann sucht der Lüstling nicht einmal nach einem Schlafzimmer, sondern gestattet seinen geilen Wünschen ohne Aufschub alles, was sie verlangen."[26]

## Zielscheibe Luxus

Anders begründet Seneca als stoischer Philosoph seine Gegnerschaft zu den *luxuriosi*. Luxus als Verschwendung sei unvernünftig, meint er. Denn sie schaffe Abhängigkeit, die vermeidbar sei. Die wirklichen Bedürfnisse des Körpers sind gering: Er möchte keinen Hunger und Durst leiden, und er will nicht frieren. „Alles, was darüber hinaus begehrt wird, wird für Laster, nicht für den Bedarf mühselig errungen."[27]

Na ja. Nach alter stoischer Tradition ist es riskant, sich auf sonstige (Schein-)Güter zu verlassen. Denn dadurch macht man sich vom Geld abhängig bzw. von anderen, die einem das dazu benötigte Geld wegnehmen könnten. Die Befriedigung von Primärbedürfnissen dagegen kostet fast nichts. Also ist es nur vernünftig, auch keine weiteren Ansprüche zu stellen. Das sagt einer, der 300 Millionen im Rücken hat. Man kann darüber streiten, ob ihn das glaubwürdiger macht oder nicht.

Senecas Luxuskritik scheint aber sogar eine überraschend moderne Perspektive zu eröffnen. All das Durchforsten fremder Länder und Meere nach neuen Leckerbissen, das angestrengte Suchen nach einem lukullischen „Kick" der Extraklasse sei eine Perversion der Natur, befindet er – und reiht sich damit in eine lange Tradition von Moralisten ein, die an diesem „imperialistischen" Wühlen nach wahrhaft exquisiten Köstlichkeiten Anstoß nehmen[28].

Dafür lasse man Schiffe auf die Weltmeere auslaufen! Dafür verwüste man ganze Wälder – denn die fallen einem Schiffsbau im Dienste einer unersättlichen *luxuria* zum Opfer[29]. „Was bewaffnet ihr eure Hände gegen wilde Tiere und gegen Menschen?", ereifert er sich weiter – und das nur, um den Gaumen durch raffinierte exotische Genüsse zu kitzeln.

Ist das im Ansatz eine ökologisch orientierte Luxuskritik? So wird sie gelegentlich gedeutet[30]. Aber das billigt dem Moral-Philosophen eine Originalität zu, die er in diesem Punkte nicht hat. Senecas Klage über die Verschwendung natürlicher Ressourcen zugunsten der Befriedigung eines „perversen" Luxus-„Bedürfnisses" ist wenig mehr als der Reflex einer pessimistischen Weltsicht, die die Entwicklung der Menschheit als einen steten moralischen Niedergang interpretiert. Im Goldenen Zeitalter gab es keinen Schiffsbau und folglich keinen Überseehandel[31]. Als der sich später entwickelte, lag ihm das Motiv der *avaritia* zugrunde, einer Habgier, die sich mit dem idealen Urzustand nicht mehr zufrieden gab, in dem die Erde ihren Menschenkindern von sich aus alles zum Leben Notwendige zur Verfügung gestellt hatte.

Damit schließt sich der traditionelle Argumentationskreis. Denn *avaritia* und *luxuria* waren Geschwister. Das galt den Moralisten als ausgemacht[32]. Und in den Rhetorenschulen wurde dieser Gemeinplatz fleißig trainiert und tradiert[33]. Das macht ihn nicht gerade authentischer und glaubwürdiger.

Origineller war es dann schon, den verhassten Luxus mit drastischen Satiren und in mit satten Farben gemalten Sittenbildern zu beschreiben. Diesen Weg wählte Martial, in besonders derber Weise aber Juvenal. Auf diese Weise hatte auch das Laster sein Gutes: Es dient bis heute der anspruchsvollen Unterhaltung.

Was selbstredend nur ein Nebeneffekt sein kann. Denn natürlich verfolgen die nicht selten selbst recht wollüstig daherkommenden Geschichten über die Hydra Luxus nur einen pädagogischen Zweck. Nach Auskunft des besonders verbissen auftretenden Anekdoten-Erzählers Valerius Maximus sollen sie die Leser zur Selbsterkenntnis führen – und zur Reue[34].

Ob der eifrige *exempla*-Sammler das wirklich geglaubt hat?

# NUR KAISER WAREN REICHER ... – EIN KLEINES WHO IS WHO DER 25 REICHSTEN RÖMER

**Cnaeus Cornelius Lentulus**
14 v. Chr. Consul, 2/1 v. Chr. Proconsul in der Provinz Asia, gestorben 25 n. Chr.
Vermögen: 400 Mio HS (Sen. ben. II 27, 1)
Quellen seines Reichtums: Nähe zu Augustus, Kriegsbeute, Patron der Steuerpächter in Asia, Großgrundbesitz in Spanien, Handelstätigkeit in Südfrankreich
Charakteristik: galt als nicht besonders intelligent, wortkarg, geizig (Sen. ben. II 27, 1), aber vernünftig im Umgang mit Armut und Reichtum (Tac. ann. IV 44, 1)

**Narcissus**
Leiter der Korrespondenzabteilung der kaiserlichen Verwaltung, Freigelassener des Kaisers Claudius, gestorben 54
Vermögen: 400 Mio HS (Dio Cass. LX 34, 4; Tac. ann. XIV 55, 5)
Quellen seines Reichtums: Günstling des Claudius, „Raubzüge" im Fiscus (Suet. Claud. 28), Großgrundbesitz in Ägypten und am Golf von Neapel
Charakteristik: habgierig und verschwendungssüchtig (Tac. ann. XIII 1, 3)

**Marcus Antonius Pallas**
Leiter der kaiserlichen Finanzverwaltung, Freigelassener, 62 auf Veranlassung Neros ermordet
Vermögen: zwischen 300 (Tac. ann. XII 53, 3) und 400 Mio HS (Dio Cass. LXI 14, 3)
Quellen seines Reichtums: Günstling des Claudius, Großgrundbesitz u.a. in Ägypten, Eigentümer der *horti Pallantiani* in Rom
Charakteristik: vom Senat wegen seiner „altrömischen Sparsamkeit" belobigt, weil er ein Ehrengeschenk von 15 Mio HS ablehnte (Tac, ann. XII 53, 2f.)

**Lucius Annaeus Seneca**
Philosoph, Schriftsteller, Ratgeber Neros, stammte aus Cordoba, von Nero 65 in den Freitod getrieben
Vermögen: 300 Mio HS (Tac. ann. XIII 42, 2; Dio Cass. LXI 10, 3)
Quellen seines Reichtums: Großgrundbesitz im gesamten Imperium, vor allem in Spanien, Italien, Ägypten; Nähe zu Nero und Agrippina
Charakteristik: zählte als Stoiker Reichtum nicht zu den wahren Gütern; „seit das Geld in hohen Ehren steht, ist der wahre Wert der Dinge dahin" (ep. mor. 115, 10); „Geld wird dich nicht gottgleich machen: Gott besitzt nichts" (ep. 31, 8); einer der schärfsten Kritiker des zeitgenössischen Luxus

**Iunius Quintus Vibius Crispus**
Mehrfach Consul zwischen 60 und 83, Proconsul in Africa 68, um 93 gestorben
Vermögen: 300 Mio HS
Quellen seines Reichtums: Tätigkeit in hohen Staatsämtern, rhetorische Begabung vor allem in Denunziationsprozessen (Tac. dial. 8, 1; hist. II 10)
Charakteristik: „er gehörte eher zu den bekannten als zu den einwandfreien Bürgern" (Tac. Hist. II 10, 1); großzügig und freigebig (Mart. XII 36, 9)

**Lucius Volusius Saturninus**
Consul 3 n. Chr., Statthalter von Dalmatia vor 29, *praefectus urbi*, 56 im Alter von 93 Jahren gestorben
Vermögen: 300 Mio HS (Tac. ann. XIV 56, 1)
Quellen seines Reichtums: Nähe zu Augustus, Tiberius und Claudius, ererbter Besitz, „lange Sparsamkeit" (Tac. ann. XIV 56, 1)
Charakteristik: hohes Ansehen, auf anständige Weise geschaffenes Vermögen (Tac. ann. XIII 30, 2)

**Caius Iulius Licinius**
Freigelassener Caesars; kaiserlicher Procurator in seiner Heimat Gallien 16/15 v. Chr., gestorben 14 n. Chr.
Vermögen: 200-300 Mio HS (Iuv. I 109; Sen. ep. mor. 119, 9)
Quellen seines Reichtums: Nähe zu Caesar und Augustus, Erpressungen in seiner Funktion als Procurator in Gallien (Dio Cass. LIV 21, 4ff.)
Charakteristik: „barbarische Habsucht"; präsentierte Augustus einen Berg von Gold, Silber und Wertsachen in seinem Hause mit der Bemerkung: „Das alles habe ich für dich und die übrigen Römer eingesammelt" (Dio Cass. LIV 21, 4 und 8)

**Marcus Licinius Crassus**
Consul 70 und 55 v. Chr., Censor 65 v. Chr., 60 v. Chr. Erstes Triumvirat mit Caesar und Pompejus; 53 v. Chr. in der Schlacht bei Carrhae gefallen
Vermögen: 200 Mio HS (Plin. NH XXX 134; vgl. auch Plut. Crass. 2, 2: 185 Mio)
Quellen seines Reichtums: Proskriptionsgewinnler; Großgrundbesitz, Privatfeuerwehr von 500 Sklaven, die Brände erst nach Übertragung des Eigentums an Crassus löschte (Plut. Crass. 2), Sklaven-Leiharbeit; Immobilienbesitz in Rom, Großgrundbesitz, Silberminen
Charakteristik: „Nur der ist wirklich reich, der mit seinem Jahreseinkommen eine Legion unterhalten kann" (Crassus bei Plin. NH XXXIII 134); Plinius: „unersättliche Habgier"; setzte sein Vermögen und seine „Freigebigkeit" zur Förderung seiner politischen Karriere ein

**Caius Sallustius Crispus Passienus**
Consul 27 und 44, Statthalter von Asia 41/43, gestorben 46/47
Vermögen: 200 Mio HS (Suet. vita Pass. Crispi)
Quellen seines Reichtums: ererbtes Vermögen, Großgrundbesitz, Bergwerke, Sklavenhandel

**Titus Clodius Eprius Marcellus**
Consul 62 und 74, Statthalter von Asia 70-73
Vermögen: 200 Mio HS (Tac. dial. 8, 1)
Quellen seines Reichtums: Nähe zum Kaiserhaus, Erpressungen als Statthalter, rhetorisches Talent vor allem in Denunziationsprozessen (5 Mio HS Belohnung für die Anzeige des Thrasea Paetus; Tac. ann. XVI 33, 2)
Charakteristik: „charakterlich nicht über dem Durchschnitt" (Tac. dial. 8, 3)

**Caius Iulius Callistus**
Leiter der Bittschriften-Abteilung der kaiserlichen Verwaltung, Freigelassener, gestorben um 52
Vermögen: mehr als 200 Mio HS (Plin. NH XXXIII 134)
Quellen seines Reichtums: Günstling des Claudius, Bestechungsgelder (Jos. AJ XIX 1, 10)
Charakteristik: nutzte sein Geld u.a. für luxuriöse Bauten; den Speisesaal seines Palastes zierten 30 Säulen aus Onyx (Plin. NH XXXVI 60)

**Marcus Gavius Apicius**
Senator, bekannter Feinschmecker, dem das einzige erhaltene römische Kochbuch zugeschrieben wird; starb nach 26 durch Freitod, angeblich weil er nur noch 10 Mio HS übrig hatte (Sen. Helv. 10, 9f.)
Vermögen: 110 Mio HS (Sen. Helv. 10, 9), „nur" 70 Mio HS (Tac. ann. IV 1, 2)
Quellen seines Reichtums: Nähe zu den Kaisern Augustus und Tiberius
Charakteristik: der klassische Vertreter römischer *luxuria*, der 100 Mio HS für Feinschmecker-Gelage ausgab und „die Bürgerschaft zu seiner *luxuria* bekehrte" (Sen. Helv. 10, 10); „reicher Verschwender" (Tac. ann. IV 1, 2); „zu jeder Prasserei einfallsreicher Geist" (Plin. NH IX 66)

**Marcus Vipsanius Agrippa**
Consul 37, 28 und 27 v. Chr., enger Berater und Schwiegersohn des Augustus, gestorben 12 v. Chr.
Vermögen: deutlich über 100 Mio HS (hinterließ trotz hoher Ausgaben 100 Mio; Dio Cass. LIV 29, 4)
Quellen seines Reichtums: Großgrundbesitz in Sizilien, Griechenland, Ägypten; Nähe zu Augustus, Bürgerkriegsgewinnler: Erwerb konfiszierter Grundstücke in Rom; Steinbrüche in Phrygien und Afrika
Charakteristik: bedeutender Bauten-„Sponsor" in Rom: u.a. Pantheon, Thermen, Aquädukte; Kunstliebhaber mit Scheckbuch-Mentalität: kaufte zwei Gemälde für 1,2 Mio HS; „ein Mann von eher ländlichem als feinerem Geschmack" (Plin. NH XXXV 26)

**Lucius Vibullius Hipparchus Tiberius Claudius Atticus Herodes**
Athenischer Redner, führender Vertreter der Zweiten Sophistik, Consul 143, gestorben um 177
Vermögen: deutlich über 100 Mio HS (da reicher als sein Vater und Großvater; Philostr. VS 2, 1)
Quellen seines Reichtums: ererbter Großgrundbesitz in Griechenland; Steinbrüche; Export von Olivenöl; Bankgeschäfte; Einkünfte als Rhetorik-Professor
Charakteristik: einer der größten Mäzene der Kaiserzeit; Stiftungen in bedeutenden griechischen Städten, vor allem Athen (Odeion am Fuße der Akropolis, Marmorverkleidung des Stadions), finanzielle Unterstützung armer Athener (Philostr. VS 2, 1); Mann von höchster Bildung

**Tiberius Claudius Atticus Herodes**
Athener, Vater des Redners, Consul um 130, gestorben vor 145
Vermögen: wohl mehr als 100 Mio HS (anzunehmen wegen des an den Sohn vererbten Riesenvermögens und seiner hohen Spenden)
Quellen seine Reichtums: in einem der vom Vater geerbten Häuser versteckter Schatz (Philostr. VS 2, 1); Großgrundbesitz in Griechenland und Italien; Überseehandel mit Agrarprodukten; Geldverleih
Charakteristik: großzügiger „Sponsor" für Athen, Sparta und Korinth, regelmäßige Schenkungen an die Bürger Athens; Spende von 18 Mio HS für eine Wasserleitung in Alexandreia Troas (Philostr. VS 2, 1)

**Tiberius Claudius Hipparchus**
Athener, vermutlich Vater des Tiberius Claudius Atticus Herodes und Großvater des Herodes Atticus, gestorben vor 100
Vermögen: 100 Mio HS (Suet. Vesp. 13, 3)
Quellen seines Reichtums: Großgrundbesitz in Griechenland, vor allem Olivenanbau; Geldverleih
Charakteristik: wegen Majestätsbeleidigung bis auf seinen Hausbesitz enteignet (Philostr. VS 2, 1)

**Lucius Tarius Rufus**
Consul 16 v. Chr., gestorben 24. n. Chr.
Vermögen: 100 Mio HS (Plin. NH XVIII 37)
Quellen seines Reichtums: Nähe zu Augustus, Großgrundbesitz in Italien
Charakteristik: „ein Muster altrömischer Sparsamkeit" (Plin. NH XVIII 37)

**Caius Caecilius Isidorus**
Freigelassener, gestorben 8 v. Chr.
Vermögen: um 100 Mio HS (zu erschließen aus seiner Hinterlassenschaft: 60 Mio HS Vermögen, dazu 4 116 Sklaven, 3 600 Ochsenpaare, 257 000 Stück Kleinvieh „trotz erheblicher Verluste im Bürgerkrieg"; Plin. NH XXXIII 135)
Quellen seines Reichtums: Grundstock des Vermögens unbekannt, vermutlich Handelsgeschäfte; anschließend Investition in Großgrundbesitz
Charakteristik: stellte 1 Mio HS für sein Leichenbegängnis zur Verfügung (Plin. NH XXXIII 135)

**Lucius Licinius Lucullus**
Consul 74 v. Chr., Statthalter von Africa 77/76 v. Chr., Sieg über König Mithridates VI. von Pontos, weitere kriegerische Erfolge im Osten, 56 v. Chr. angeblich an einem potenzfördernden Liebestrank gestorben (Plin. NH XXV 25; Plut. Luc. 43, 1f.)
Vermögen: knapp 100 Mio HS (Diod. Sic. IV 21, 4)
Quellen seines Reichtums: große Erbschaft von seinem Vater; legendäre Kriegsbeute im Osten (u.a. 10 000 Goldmünzen; Plut. Luc. 11, 5); Erbschaften asiatischer Provinzialen; Geldverleih; Grundbesitz vor allem in Kampanien
Charakteristik: Prototyp des *luxuriosus*, „Erfinder luxuriöser Extravaganz beim Bauen, Speisen und Einrichten seiner Haushalte" (Vell. Pat. II 33, 4); gab für ein Diner 200 000 HS aus (Plut. Luc. 40f.), profilierte sich aber auch als großzügiger Spender (Cic. Flacc. 85)

**Marcus Aquilius Regulus**
Consul, gestorben um 104
Vermögen: 60-120 Mio HS (Plin. ep. II 20, 13)
Quellen seines Reichtums: Nähe zum Kaiserhaus; Ankläger in Denunziationsprozessen (zwei Prozesse allein trugen ihm 7 Mio HS ein; Tac, hist. IV 42, 4); Grundbesitz in Italien, kostbare Besitzungen in Rom
Charakteristik: Förderer des Dichters Martial, der deshalb sein „Pflichtbewusstsein und sein Talent" rühmt (I 111). Anders Plinius der Jüngere: „verschwenderisch trotz schmutziger Habsucht, eingebildet trotz größter Verruchtheit" (ep. IV 2, 5)

**Lucius Cornelius Balbus**
aus Gades (Cadiz) gebürtig, erhielt das römische Bürgerrecht im Jahre 72 v. Chr., enger politischer Weggefährte Caesars, Consul 40 v. Chr., gestorben um 30 v. Chr.
Vermögen: ca. 50 Mio HS (zu erschließen aus der Angabe, dass er 25 Mio HS testamentarisch dem römischen Volk vermachte (Dio Cass. XXXXVIII 32, 2)
Quellen seines Reichtums: ererbte Besitzungen in Spanien; Beteiligung an Caesars gallischer Kriegsbeute (?); Geldgeschäfte; wahrscheinlich neben prächtigen Villen in Kampanien auch Grundbesitz
Charakteristik: von Cicero in einem politischen Prozess 56 v. Chr. verteidigt (*pro Balbo*), in dem die Ankläger auch Stimmung gegen seinen Reichtum machten. Cicero: „eher erspartes als zusammengerafftes Geld"; Vorwurf der *luxuria* nur pauschal, ohne Indizien für persönliche Genusssucht (Balb. 56); vererbte jedem römischen Bürger (d.h. wohl den Empfängern öffentlichen Getreides) je 100 HS, in der Summe mindestens 25 Mio HS

**Arruntius**
berühmter Arzt, Leibarzt des Claudius
Vermögen: 30 Mio HS (Plin. NH XXIX 7)
Quellen seines Reichtums: ärztliche Tätigkeit; Jahresgehalt als Leibarzt 250 000 HS; vermutlich Investitionen in Großgrundbesitz

**Quintus Stertinius und Caius Stertinius Xenophon**
In Gütergemeinschaft lebende Brüder, Ärzte aus Kos. C. Stertinius war hoher Militär und Leibarzt des Kaisers Claudius
Vermögen: zusammen deutlich über 30 Mio HS (Plin. NH XXIX 7f.)
Quellen des Reichtums: ärztliche Tätigkeit, Jahresgehalt als Leibarzt von 500 000 HS; hohe Honorare von reichen Patienten; vermutlich Investition in Großgrundbesitz
Charakteristik: Stiftung prächtiger Gebäude in Neapel. Xenophon stand im Verdacht, an der Vergiftung des Claudius beteiligt gewesen zu sein (Tac. ann. XII 67, 2)

**Caius Plinius Caecilius Secundus**
Consul 100; Statthalter von Pontus und Bithynien ca. 109-111, um 111 gestorben, Schriftsteller (Briefe)
Vermögen: ca. 20 Mio HS (nach moderner Berechnung; Plinius selbst spricht von „bescheidenen Mitteln", *modicae facultates*; ep. II 4, 3)
Quellen seines Reichtums: Großgrundbesitz in ganz Italien; Güter und Villen am Comer See; Erbschaften; Geldgeschäfte (ep. III 19, 8)
Charakteristik: Besitzer luxuriöser Villen; Tätigkeit als Rechtsbeistand, Stiftungen (über 5 Mio HS) für seine Heimatstadt Comum

**Krinas von Massilia**
Berühmter Arzt unter Nero
Vermögen: ca. 20 Mio HS (Plin. NH XXIX 9)
Quellen seines Reichtums: ärztliche Tätigkeit, Astrologie; vermutlich Investition in Großgrundbesitz
Charakteristik: einer der bedeutendsten Sponsoren der Antike; spendete ca. 10 Mio HS für Bauten in seiner Heimatstadt Marseille (Plin. NH XXIX 9)

# ANMERKUNGEN

## „Hoffe nicht auf Platons Staat!“ …

1 Sen. ep. 18, 7f.
2 Tac. ann. XIII 42, 2
3 Sen. ep. 87, 2f.
4 Suet. Caes. 38, 2; Juv. III 222ff.
5 Cic. Rosc. com. 28
6 Drexhage u.a., *Wirtschaft*, 183
7 Prell, *Armut*, 100ff.
8 Weeber, *Alltag I*, 232f.
9 Galen VI 749f.; Weeber, *Alltag II*, 121f.
10 Dig. L 2, 5ff.; 12; 4, 15
11 Donat. vit. Verg.13; Prob. Vit. Verg. 16
12 Petr. 37
13 Das Folgende nach Bastomsky, *Rich and poor*, 38ff.
14 Plin. NH XXXIII 134
15 Pekáry, *Wirtschaft*, 104f.
16 Marc Aur. IX 29, 5
17 Sen. ep. 87, 40f.

## Lucullus und die Folgen …

1 Athen. XII 543a
2 Varro r.r. I 13, 7
3 Vell. Pat. II 33, 4
4 Cic. off. I 140
5 Plin. NH VIII 211
6 Plut. Luc. 40,2
7 Cic. Att. I 19, 6; 20, 3
8 Plin. NH IX 17; Vell. Pat. II 33, 4
9 Plin. NH XV 102
10 Bartels, *Eulen aus Athen*, 143
11 Plut. Luc. 41
12 Varro r.r.III 4, 3
13 Varro r.r.III 4, 8
14 Varro r.r.III 6, 6; Plin. NH X 45
15 Plin. NH XXVIII 56
16 Plin. NH VIII 209
17 Apic. VII 3
18 Plin. NH X 133
19 Sen. ep. 110, 12
20 Mart. XIII 71; Suet. Vit. 13, 2
21 Plin. NH IX 66
22 Hist. Aug. Elag. 20, 5
23 Plin. NH XIX 137; vgl. Tac. ann. IV 1, 2; der Grammatiker Apion schrieb ein Buch *Über den Luxus des Apicius*, Athen. VII 294f.
24 Sen. vita beata 11, 4
25 Plin. NH IX 66; X 133
26 Sen. Helv. 10, 5
27 Sen. Helv. 10, 8ff.; Dio Cass. 57, 19, 5
28 Mart. III 22 (Ü: R. Helm)
29 Fellmeth, Brot und Politik, bes. 116ff.; Garnsey, *Famine and food supply in the Graeco-Roman world*; vgl. auch Stichwort „Hungerkrise“ in: Weeber, *Alltag II*, 120ff.
30 Mart. XI 52; V 78; Hor. epist. I 5
31 z.B. CIL XIV 2112, 7ff.; VI 10234, 12f.
32 Tert. Apol. 39, 6; Cypr. ep. 67, 6
33 Varro r.r.III 2, 16
34 Hor. c. II 14, 28
35 Hor. c. I 37, 1ff.
36 Plin. NH X 45; Varro r.r.III 6, 6
37 Plin. NH VIII 211; IX 170
38 Macrob. Sat. III 13, 10ff.
39 Plin. NH XIV 89
40 Tac. ann. III 55, 1
41 Hor. sat. II 8, 1
42 Hor. sat. II 8, 6ff.
43 Plin. NH XIX 90
44 Hor. sat. II 8, 92f.
45 Luk. conv. 19
46 so allerdings bei Petr. 66, 4
47 Mart. VII 20
48 Mart. VII 20, 13
49 Plin. ep. II 6, 3
50 Juv. V 80ff.
51 V. 92ff.; auch für das Folgende
52 Mart. XIII 101
53 Juv. V 86ff.
54 Juv. V. 149ff.
55 Juv. V. 52
56 Juv. V. 49f.
57 Sen. NQ IVB 13, 5ff.; vgl. Hist. Aug. Elag. 23, 8
58 Mart. XIV 118
59 Mart. XIV 117; Plin. NH XXXI 40
60 Mart. III 82
61 Mart. III 82, 15ff. (Ü: Chr. Neumeister)
62 Petr. 34, 7
63 Nützliche Übersicht bei Demandt, *Privatleben*, 37ff.
64 Plin. NH XXXV 163
65 Suet. Vit. 13
66 Sall. Cat. 13, 3; Sen. Helv. 10, 3; ep. 89, 22; Luc. Phars. X 155ff.; Plin. NH XXVI 43; vgl. schon Varro bei Gell. VI 16, 2
67 Tac. ann. III 55, 4
68 Suet. Vit. 13, 3
69 Sen. Helv. 10, 3
70 so aber Plin. NH XXIX 26
71 Suet. Vit. 16
72 Hist. Aug. Elag. 18, 4
73 Hist. Aug. Elag. 19, 6
74 Hist. Aug. Elag. 20, 5
75 Hist. Aug. Elag. 19, 6
76 Hist. Aug. Elag. 32, 4
77 Hist. Aug. Elag. 30, 1; 29, 6f.
78 Hist. Aug. Elag. 29,8; 24, 3
79 Hist. Aug. Elag. 24, 4
80 Hist. Aug. Elag. 20, 3f.
81 Hist. Aug. Elag. 20, 6ff.
82 Lambertz, RE VIII A (1955) 403
83 Hist. Aug. Elag. 17; Dio Cass. LXXIX 21, 5
84 Plin. NH XXXIII 142; Gell. IV 8, 7
85 Cic. Verr. II 4, 48
86 Cic. Verr. II 2, 35f.; 83ff.; II 4, 38ff.
87 Plin. NH XXXIII 145
88 Petr. 59, 1; Plin. NH XXXIII 145
89 Plin. NH XXXIV 14; Liv. XXXIX 6, 7
90 Hor. c. IV 11, 6
91 CIL VI 10229, 38
92 CIL VI 3941; 4431f.; 5185f.; 4426f.
93 Hist. Aug. Elag. 19, 3; 20, 4
94 Plin. NH XIII 20
95 Hor. c. II 3, 13f.; 11, 16; epod. 13, 8
96 Hor. c. II 7, 8ff.; III 29, 3f.
97 Plin. NH XXI 8
98 Athen. XV 675d; Plin. NH XXI 130
99 Plin. NH XXI 11
100 Sen. ep. 122, 8; vgl. Mart. VI 80, 1f.
101 Mart. VI 80; XIII 127; Ov. Met. IV 355
102 Mart. X 19, 19; vgl. Cic. fin. II 65
103 Ov. fast. V 336; Suet. Nero 31, 2
104 Suet. Nero 27, 3
105 Hist. Aug. Ael. 5, 7f.; vgl. Gall. 16, 2
106 Petr. 70, 8
107 Plin. ep. V 6, 37
108 CIL IV 7698
109 Liv. XXXIX 6, 8
110 Cic. Cato mai. 46; vgl. Mart. IX 77, 5
111 Macrob. Sat. II 4, 28; Plin. ep. I 15, 2; VI 31, 13; Hor. epist. II 2, 9
112 Cic. fam. IX 26, 2
113 Mart. III 50; III 44; selbstironisch XI 52, 16
114 Juv. V 153ff.; Plin. NH VII 75; Plin. ep. IX 17
115 Mart. V 78, 26ff.
116 Juv. XI 167f.
117 Petr. 56, 7ff.
118 Athen. 148a; 229c
119 Mart. XIV 220 (Ü: P. Barié)
120 Plin. NH XIV 142; Galen X p. 3f. Kühn; Colum. pr. 15ff.; Sen. ep. 95, 15ff.
121 Sen. ep. 95, 23

## „Fischteichbesitzer!“ …

1 Cic. Att. I 18, 6
2 Cic. Att. I 19, 6; I 20, 3; vgl. II 9, 1
3 Cic. Att. II 1, 7
4 Macrob. Sat. III 16, 1
5 Plaut. Truc. 35ff.
6 Varro r.r.III 3, 9; Colum. VIII 16, 4
7 Colum. III 16, 4 in einem freien Zitat von Varro r.r. III 3, 9; *mintho* als „Scheißkerl“ übersetzt Richter in seiner Columella-Ausgabe
8 Varro r.r. III 17, 2
9 Plin. NH IX 168
10 Plin. NH IX 170; Varro r.r.III 17, 9
11 Varro r.r. III 17, 2
12 Varro r.r. III 17, 4
13 Varro r.r. III 17, 6ff.
14 Näheres bei Blanck/Belelli Marchinesini, *Piscinarii*, 164ff.
15 Blanck, *Römische Villa*, 31f.
16 s. dazu auch Colum. VIII 17
17 Plin. NH IX 172; Varro r.r.III 17, 5f.
18 Varro r.r.III 17, 4f.
19 Plin. NH IX 172
20 Ael. hist. anim. VIII 4; Macrob. Sat. III 15, 4
21 Plin. NH IX 172
22 Cic. Att. II 1, 7; Plin. NH XXXII 16; X 193
23 Mart. X 30, 16ff.

## Herrschaftliche Paläste und Parks …

1 Plut. Luc. 39, 4
2 Cic. Sest. 93
3 Varro r.r.I 13, 7
4 Cic. leg. III 30
5 Cic. Att. XII 48, 1
6 Juv. XIV 86ff.
7 Cato bei Gell. XIII 24, 1
8 Cato frg. 185 Malcovati
9 Cic. Flacc. 28; Mur. 16
10 Sen. ep. 86, 11
11 Sall. Cat. 20, 11; 13, 6
12 K. Schneider, *Villa und Natur*, 108f.
13 Vitr. VI 5, 3
14 Cic. Att. XII 25, 1
15 Cic. leg. agr. II 78
16 Varro r.r.I 13, 6
17 Varro r.r. I 59, 2
18 Colum. III 2, 15
19 Colum. I pr. 17; 20; Sen. ep. 86, 10
20 Plin. ep. II 6-12 (Ü: H. Kasten)
21 Varro r.r. I 13, 7
22 Mielsch, *Villa als Bildungslandschaft*, 448
23 Petr. 48, 4
24 Cic. fin. III 2, 7
25 Neudecker, *Skulpturenausstattung*, 125
26 Dazu ausführlich das Kapitel „Purpur, Klienten, Kunst"
27 Stat. silv. III 5, 24
28 Cic. Att. XII 25, 1
29 Plin. ep. V 6, 45; VII 3, 2
30 Cic. de or. 22; 24
31 Plin. NH XXXVI 48f.
32 Mart. VI 42, 11ff.; vgl. auch Stat. silv. I 5, 34ff.
33 Stat. silv. I 3, 35ff.
34 Stat. silv. II 2, 83ff.
35 Sen. ep. 86, 6
36 Barresi, *Il ruolo delle colonne*, 81
37 Cic. Rosc. com. 28
38 Juv. VII 178f.
39 Tac. ann. III 53, 4
40 Plut. Mar. 34, 4
41 Cic. Att. IV 2, 5
42 Cic. Qu. fr. III 1, 3
43 Cic. Att. II 8, 2
44 Plin. NH III 54
45 Auson. Mos. 286ff.; 345ff.
46 Plin. ep. I 3, 1f.
47 Mielsch, *Die römische Villa*, 72f.
48 Hor. sat. II 6, 1ff.; vgl. aber epod. I 31f.; dazu: Schmidt, *Sabinum*, 24ff.
49 Hor. c. II 18, 1ff.; III 1, 41ff.
50 Cic. Acad. II 80f.
51 Plin. ep. II 17, 5; 11f.; 15; V 6, 19; 21; 28; 37f.
52 Cic. fam. VII 20, 1; VII 1, 1
53 Sen. contr. V 5; Cic. dom. 115
54 Plin. paneg. 50, 2
55 Mart. IV 64
56 Sen. ep. 51, 11
57 Stat. silv. V 3, 165f.
58 Sall. Cat. 13, 1
59 Hor. c. III 1, 33f.; vgl. Ov. ars am. III 126
60 Sen. ep. 122, 8
61 Stat. silv. II 2, 52ff.
62 Plin. ep. ,IX 39, 6
63 Sen. ep. 89, 21; Plin. NH IX 170; Varro r.r.III 17, 9
64 Stat. silv. II 2, 25ff.
65 Stat. silv. II 2, 49
66 Dig. L 16, 198; vgl. Mart. X 79, 1f.
67 Plin. ep. V 6, 7
68 Plin. NH XIX 50; Varro r.r. I 1, 16
69 Plin. NH XXXVI 16
70 Farrar, *Ancient Roman gardens*, 124f.
71 Zanker, *Pompeji*, 141ff.
72 Varro r.r. III 13, 2
73 Cic. Qu. fr. III 1, 5
74 Plin. NH XII 13
75 Plin. ep. V 6, 16; 35
76 Plin. NH XVI 141
77 Plin. ep. II 17; V 6
78 Plin. ep. II 6, 46
79 Colum. XII pr. 9

## Badelust in Baiae …

1 Cic. Cael. 35
2 Sen. ep. 51, 12; gemeint ist der Jüngere Cato Uticensis
3 Cic. Att. I 16, 10
4 Cic. Qu. fr. II 6, 4 (erste Erwähnung im Jahr 56 v. Chr.)
5 Cic. Att. IV 11, 1
6 Vgl. z.B. Cic. Att. XIV 8, 1
7 Plut. Mar. 34, 3
8 Sen. ep. 51, 11
9 Cic. Planc. 65
10 Cic. leg. agr. II 76
11 Flor. I 11, 3ff.; ähnlich Plinius NH III 60: *felix Campania*
12 Plb. III 91, 1
13 Plb. IV 21
14 Cic. leg. agr. II 95
15 Cic. Att. II 8, 2
16 Auson. Mos. 345ff.
17 CIL VIII 25425 (=CLE 1910)
18 Zitiert nach und übersetzt von St. Busch, *Versus balnearum* 235f.; vgl. AE 1968, Nr. 610; *baiae* für „Bad" auch in Anth. lat. 168, 1
19 Liv. XLI 16, 3
20 Plin. NH XXXI 5
21 Vitr. II 6, 25
22 Hor. epist. I 15, 2ff.
23 Cels. II 17, 1; III 21, 6
24 Strabo V 4, 7
25 Cels. III 21, 6
26 Dio Cass. XLVIII 51, 2
27 Sen. ep. 56, 1f.
28 Cic. parad. 38
29 Plin. NH XXXII 59
30 Plin. NH IX 168; Macrob. Sat. III 15, 3
31 Juv. XI 47ff.
32 Symm. ep. VIII 23, 3
33 Mart. III 58, 49f.
34 Mart. III 58, 45f.; 51
35 vgl. z.B. Mart. III 47
36 Sen. ep. 51, 1
37 Sen. ep. 51, 4; Cic. Cael. 35; 49
38 Prop. I 11, 9ff.; Juv. XII 80; Sen. ep. 51, 12
39 Sen. ep. 51, 4; 12
40 Amm. Marc. XXVIII 4, 18
41 Sen. ep. 51, 3
42 Tac. ann. XIV 4ff.
43 Prop. I 11, 27ff.
44 Cic. Cael. 35; Sen. ep. 51, 12
45 Cic. Cael. 49
46 Mart. XI 80, 1
47 Ov. ars am. I 255ff.
48 Varro Men. 85 Astbury
49 Sen. ep. 51, 3

## Luxus der Ausschweifung? …

1 Tac ann. IV 67, 3
2 Siehe Kap. „Badelust in Baiae"
3 Suet. Tib. 42, 1
4 Stärk, *Kampanien*, 133
5 Suet. Tib. 43
6 Suet. Tib. 43, 2
7 Suet. Tib. 44, 2
8 Tac. ann. XI 12; XI 34, 2; vgl. auch Juv. VI 116ff.
9 Tac. ann. XIII 45
10 Hist. Aug. Marc. Aur. 19
11 Hist. Aug. Elag. 5; 10, 5ff.; 26, 3ff.
12 Cic. Cael. 38; Balb. 57
13 Cic. Att. VI 1, 25
14 Cic. Att. II 1, 5; zum Ausdruck vgl. Mart. X 81, 4
15 Ausführlich dazu Richlin, *Garden of Priapus*, 83ff.
16 Demandt, *Privatleben*, 74ff. unter der etwas irreführenden Kapitelüberschrift „Ehe und Liebe"
17 Sall. Cat. 12, 2
18 Sall. Cat. 13, 3
19 Sall. Cat. 15 in Verbindung mit 14, 1
20 Sall. Cat. 25, 3
21 Ps.-Cic inv. in Sall. 13; Gell. XVII 18
22 Dio Cass. XL 63, 4
23 Plut. Cato mai. 16f.
24 Hor. ars p. 123
25 Liv. praef. 9
26 Juv. I 148
27 Juv. VI 45f.
28 Juv. VI 294ff.
29 Tac. ann. XIV 20, 4; vgl. Hor. sat. II 2, 11f.
30 Plaut. Most. 22; 64
31 Dazu Mehl, *Römische Geschichtsschreibung*, 203ff.; luzide und für seine Zeit mutig der Aufsatz von Hampl, „Römische Politik und das Problem des ‚Sittenverfalls'", 497ff.
32 Suet. Aug. 34; Dio Cass. LIV 17; LVI 1; Tac. ann. III 25ff.
33 Suet. Aug. 69
34 Ov. trist. II 509f.

35 Siems, *Sexualität und Erotik*, 3; Abbildungen bei Dierichs, *Erotik in der römischen Kunst*, 84
36 Ov. ars III 769ff.
37 Clarke, *Looking at lovemaking*, 93ff.
38 Zanker, *Pompeji*, 141ff.
39 Ov. ars am. I 237; I 230; dazu Weeber, *Flirten*, 45ff.
40 Clarke, *Looking at lovemaking*, 187ff.
41 CIL IV 1969; vgl. auch IV 4441; 4150; 4592; 1060. Übersicht bei Weeber, *Decius war hier*, 65ff.
42 Juv. VI 115ff.
43 Hor. sat. I 2, 30ff.
44 Ps.-Acro ad Hor. sat. I 2, 31f.
45 Liv. III 13, 1ff.
46 Dig. XXXVIII 1, 17; 1, 38
47 CIL IV 8034
48 Plb. XXXI 24
49 Suet. Caes. 49
50 Mart. XI 70
51 Mart. XII 97
52 Hor. sat. II 2, 116ff.
53 Mart. III 33; IV 66; Petr. 75, 10
54 Plin. NH XXXIV 12
55 In Anlehnung an Ciceros Beschimpfung der Clodia als *quadrantaria*, „Viertelas-Hure", Cael. 62
56 Prop. I 7, 11; III 4, 11; I 2, 27; II 3, 21
57 Prop. II 16, 12; 27f.
58 Tib. I 5, 68; vgl. II 4, 39f.
59 Plin. NH XI 76
60 Ov. ars am. III 129ff.
61 Ausführlich dazu Weeber, *Flirten*, 117ff.
62 Vgl. dazu das Kap. „Badelust in Baiae"
63 Hor. sat. I 2, 1ff.
64 F. Münzer, RE VI A (1936), 946 s.v. Tigellius
65 Suet. Nero 27, 2; Tac. ann. XV 37, 3; XIV 51, 3
66 Mart. V 78, 26ff.; vgl. XIV 203; Juv. XI 162
67 Ov. am. I 4, 48
68 Prop. IV 8, 29ff.
69 Hor. c. III 6, 25ff.; vgl. Tib. I 6, 17f.
70 Liv. XXXIX 6, 8
71 Corbeill, „Dining deviants in the Roman political invectice", 99ff.
72 Marquardt, *Privatleben I*, 340
73 Plin. paneg. 83, 1
74 Sen. NQ I 16
75 Suet. vit. Hor.

## Purpur, Klienten, Kunst ...

1 Plin. NH IX 127
2 Plin. NH IX 136
3 Kolb, „Statussymbolik", 248
4 Alföldi, *Der frührömische Reiteradel und seine Ehrenabzeichen*, Baden-Baden 1952
5 Cic. fam. X 32, 2; Tac. hist. I 13, 1
6 Petr. 32, 3
7 Mart. V 8; 14; 25; 35; 38
8 Bolte/Hradil, *Soziale Ungleichheit*, 221
9 Schneider, NP s.v. „Purpur", X 605
10 Plin. NH IX 126ff.
11 Vitr. VII 13, 2
12 Plin. NH IX 127; XXI 45; Hor. c. II 18, 7
13 Plin. NH V 76; Strabo XVI 2, 23
14 Plin. NH IX 137
15 Bolte/Hradil, *Soziale Ungleichheit*, 223
16 Valerius Maximus bei Plin. NH IX 137
17 Plin. NH XXII 3f.; Strabo XIII 4, 14; Theophr. hist. plant. IV 6, 5; Vitr. VII 14
18 Edict. Diocl. 25, 1ff.; 28, 1; 7, 67; 7, 1; 7, 6; 5, 5;4, 1
19 Flor. I 13, 27
20 Liv. XXXIV 1ff.; dazu Ph. Culham, „The lex Oppia", *Latomus* 41, 1982, 786ff.
21 Liv. XXXIV 7, 3 (Ü: H. J. Hillen)
22 Liv. XXXIIV 1f.
23 Val. Max. II 1, 5; Cato Orig. 7, 8, 10
24 Cato frg. 224 Malcovati
25 Lukr. II 50ff.; vgl. V 1423ff.
26 Cic. Verr. II 5, 86. 137; 2, 176
27 Macrob. Sat. II 4, 14
28 Vitr. VII 13, 1
29 Suet. Caes. 43, 1; Dio Cass. XLIX 16, 1
30 Suet. Nero 32, 3
31 Reinold, *History of purple as a status symbol in Antiquity*, 72
32 Sen. vita beata 25, 2; vgl. ep. 16, 8
33 Plut. Mor. 527f
34 Mart. V 23; vgl. V 8
35 Juv. VIII 134
36 Sen. ep. 16, 8
37 Tert. idol. 18
38 Clem. Alex. Paedag. II 10, 108ff.
39 Prop. III 15, 27; Tib. III 8, 11f.
40 Ov. ars am. III 170ff.
41 Hor. c. III 1, 41ff.
42 Sen. ep. 90, 70f.
43 Mart. II 57
44 DH II 9, 2
45 Mart. II 68; V 22, 14
46 Sen. ben. VI 34; Mart. IV 78, 3f.
47 Mart. X 15, 9f.
48 Mart. V 22, 9
49 Juv. V 19
50 Mart. XII 57, 4
51 Plin. ep. III 12, 2
52 Juv. V 76ff.; Mart. I 108; V 22
53 Plin. ep. III 12, 2
54 Tert. pall. 7
55 Mart. IX 100, 5f.; XII 18, 4f.
56 Juv. I 96
57 Sen. ep. 22, 9
58 Tac. hist. I 4, 3
59 Tac. ann. III 55, 3
60 Mart. III 46, 5f.
61 Colum. I praef. 9f.
62 Mart. IX 100, 4; vgl. auch III 46, 4
63 Mart. X 10, 9
64 Mart. VI 48; vgl. Quint. XI 3, 131
65 Sen. ira III 8, 6
66 Veyne, *Brot und Spiele*, 599
67 Mart. II 74
68 Hor. epist. II 1, 156f.
69 Plin. NH XXXIV 34
70 Liv. XXV 40, 1f.; vgl. Juv. VIII 100ff.
71 Cic. Verr. II 4, 1
72 Cic. Verr. II 4, 12
73 Cato, frg. 98 Malcovati
74 Cic. leg. III 30f.
75 Vell. Pat. I 13, 3; vgl. Plin . NH XXXV 24
76 Sen. ep. 16, 8; vgl. tranqu. an. 9, 6f.
77 Hor. sat. II 7, 95f.; Sen. ep. 115, 8; Plin. NH XXXV 4
78 Vitr. VI 3, 8; vgl. 5, 2
79 Cic. Att. I 10
80 Cic. Att. I 7
81 Cic. Att. I 8, 2 (Ü: H. Kasten)
82 Cic. Att. I 9, 2 (Ü: H. Kasten)
83 Cic. Att. I 10, 3
84 Cic. Att. I 8, 2; I 9, 2
85 Cic. Att. I 3, 2
86 Cic. Att. I 4, 3; I 1, 5
87 Plin. ep. VIII 18, 11
88 Plin. NH XXXV 135; dazu Coarelli, „La classe dirigente"
89 Mart. XII 69
90 Phaedr. V praef. 7

## „Drei Vermögen an den Ohren" ...

1 Plin. NH XII 84; für den Indienhandel allein beziffert Plinius die Summe auf 50 Millionen (NH VI 101)
2 Veyne, „Rom und die angebliche Flucht des Goldes", 203
3 Plin. NH IX 116; Tac. Agric. 12, 6
4 Suet. Caes. 47
5 Plin. NH VI 101
6 Ael. var. hist. X 13
7 CIL VI 9545ff.
8 Plin. NH IX 114
9 Plin. NH XIII 91
10 Plin. NH XXXVII 15
11 Cic. Verr. II 4, 1
12 Plin. NH XXXVII 204
13 Plin. NH IX 106
14 Plin. NH IX 112f.
15 Plin. NH IX 114; Petr. 67, 9
16 Sen. ben. VII 9, 4
17 Plin. ep. V 16, 7
18 Plin. NH XXXIII 40
19 CIL VI 7884; 9543
20 Petr. 67, 9
21 Hor. epod. 8, 13ff.
22 Petr. 55, 6, V. 9ff.
23 Petr. 55, 6, V. 1
24 Plin. NH IX 117
25 Macrob. Sat. III 17, 15
26 Plin. NH IX 120f.; Macrob. Sat. III 17, 14-18
27 Suet. Caes. 50, 2
28 Val. Max. IX 1, 2; Hor. sat. II 3, 239ff.
29 Plin. NH IX 122
30 Rommel, RE XIV (1930), 1696

31 Tert. cult. fem. I 7; Plin. NH XXXVII 17
32 Plin. NH IX 114
33 Plin. NH XXXVII 17
34 Suet. Nero 11, 2
35 Mt. 7, 6

## Wahnsinn in Holz …

1 Plin. NH XIII 91
2 Meiggs, *Trees and timber*, 290
3 Plin. NH XIII 96f. (Ü: R. König/ G. Winkler)
4 Sen. ben. VII 9, 2
5 Plin. NH XIII 93f.
6 Meiggs, *Trees and timber*, 291
7 Plin. NH XIII 93
8 Petr. 119, 29ff.
9 Sen. ben. VII 9, 2
10 Plin. NH XXVII 204
11 Mart. X 98, 5f.
12 Dio Cass. LXI 10, 3
13 Plin. NH XIII 92f.
14 Plin. NH XIII 99
15 CIL VI 33885
16 CIL VI 9258
17 Kloft, „Luxus“, 122f.
18 Mart. IX 59, 5ff.
19 Mart. X 80, 2; XIV 3
20 Vell. Pat. II 56, 4; Pers. I 52
21 Hor. c. IV 1, 20; Stat. silv. I 3, 3; Apul. Met. V 1, 3
22 Cato, frg. 185 Malcovati
23 Mart. XIV 3; dazu Plin. NH XVI 231 allgemein zum Wurzelholz
24 Dig. XIX 1, 21, 2 (im Lateinischen Präsens)
26 Cic. Tusc. V 61
27 Cic. Verr. II 4, 57
28 vgl. Petr. 73, 5
29 Liv. XXXIX 6, 3ff.; Plin. NH XXXVII 12ff.
30 Plin. NH XXXVII 11ff.
31 Mart. XII 66, 7
32 Cic. Verr. II 59

## Millionenmärkte der Eitelkeit …

1 Plaut. Most. 273
2 Cic. Att. I 1, 1; Sen. ep. 108, 16
3 Mart. II 12, 4; vgl. VI 55, 5
4 Sen. ep. 86, 12
5 Liv. XXXIX 6, 7
6 Cic. Cat. 2, 5
7 Suet. Aug. 4
8 Gell. VI 12, 5
9 Hor. sat. I 2, 26ff.
10 Hor. sat. I 6, 123
11 Lukr. IV 1131f.
12 Hor. c. II 7, 7f.; vgl. II 11, 16; IV 12, 17
13 Petr. 70; vgl. Plin. NH XIII 22
14 Mart. III 12
15 Mart. XI 93
16 Hor. epist. I 5, 29
17 Dig. XXXIV 2, 21, 1; XV 3, 3, 6
18 Sen. ep. 86, 13
19 Mart. VIII 3, 10; Plin. NH XIII 22
20 Plin. NH XIII 22; Schol. ad Juv. VIII 85
21 Plin. NH XIII 20
22 Juv. IV 108f.
23 Mart. XII 65, 4; XI 27, 9
24 Plin. NH XIII 15 und 20
25 CIL IV 4227f.
26 Plin. NH XIII 20
27 Plin. NH XIII 7
28 Hor. c. II 15, 5ff.
29 Plin. NH XIII 15
30 Plin. NH XII 84
31 Plin. NH XIII 24
32 Hor. c. II 7, 8; III 1, 44; epod. XIII 9
33 Hor. c. IV 12, 16f.
34 Plin. NH XIII 16
35 CIL V 7454; XI 1621; Hist. Aug. Elag. 30, 1
36 Varro Men. 112 Astbury
37 Porphyr. ad Hor. sat. II 3, 228
38 Faure, *Magie der Düfte*, 246
39 Plin. NH XIII 17; vgl. Athen. XV 690 D-E
40 Mart. VI 55
41 Hor. c. IV 12, 17; Mart. VII 94; Prop. III 5, 14
42 Juv. VI 110ff.; CIL IV 4353; 4356
43 Plaut. Poen. 265ff.; Mart. III 55; IV 4
44 Prop. I 2, 3f.
45 Plin. NH XIII 25; vgl. Val. Max. VI 8, 5
46 Paoli, *Das Leben im Alten Rom*, 130
47 Petr. 67, 8; Plin. NH IX 117
48 Liv. XXXIV 4, 2
49 Liv. XXXIV 3, 9
50 Liv. XXXIV 7, 6f.
51 Plaut. Epid. 639f.; Petr. 67, 9
52 Prop. III 11, 5ff.
53 Ov. rem. 343f.
54 Petr. 67, 10
55 „Drei Vermögen an den Ohren“ – Frauenliebling Perle 56 Verg. Aen. III 57; Macrob. Sat. V 16, 6f.; vgl. Hor. c. III 3, 49ff.; Ov. Met. I 138ff.; Tac. Germ. 5, 2; Sen. ep. 94, 56f.
57 Plin. NH XXXIII 40
58 Hor. epist. I 17, 55
59 Petr. 67, 6
60 CIL II 3386 (=Dessau ILS 4422); vgl. CIL II 2060 (= Dessau ILS 5496)
61 Plin. NH XXXIII 22
62 Plin. NH XXXVII 67
63 Plin. NH XXXVII 85
64 Sombart, *Liebe, Luxus und Kapitalismus*
65 Plin. NH XXXVII 85
66 Plin. NH XXXIII 22f.
67 Mart. XI 37
68 Quint. inst. or. XI 3, 142
69 Plin. NH XXXIII 25; vgl. Petr. 32; Luk. Somn. 12
70 Plin. NH XXXVII 11
71 Mart. XIV 123; Dig. XXXII 1, 53

## „Wir grüssen mit fremdem Gedächtnis“ …

1 Val. Max. IV 3, 6; 11; 13
2 Plin. NH XXXIII 27
3 Plin. NH XXXIII 26
4 Petr. 48, 11ff.
5 Tac. ann. XIV 43, 3
6 Apul. apol. 93
7 Plin. NH XXXIII 135
8 CIL V 5262 (= Dessau ILS 2927)
9 Gaius I 43
10 Hor. sat. I 3, 11f.
11 Dio Cass. LVI 27, 3
12 Cic. Pis. 67
13 Sen. ep. 110, 17
14 Apul. Met. II 2, 3; Juv. VI 352
15 Plaut. Asin. 432ff.; Pseud. 608f.; das Folgende nach Marquardt, *Privatleben*, I 142ff. (dort die Belege)
16 Cic. parad. V 38; Varro LL VIII 61
17 Suet. gramm. 27; Ov. am. I 6, 1
18 Sen. ep. 114, 26; 95, 24
19 Sen. ep. 114, 26; 95, 24
20 CIL VI 7458
21 Liv. XXXIX 6
22 Petr. 22, 6
23 Petr. 36, 6
24 Juv. V 20ff.
25 Cic. fin. II 23; Luk. Gall. 11
26 Sen. ep. 47, 7
27 CIL VI 8956
28 Georges, Lat.-dt. Handwörterbuch 2935
29 Sen. ep. 95, 24; 119, 14; Mart. XII 70, 9; Hor. c. I 29, 7f.
30 Mart. VII 20, 16; XIV 82, 2
31 Petr. 27, 6
32 Cic. Att. VI 2, 5; Sen. const. sap. 14, 1
33 Sen. brev. vit. 12, 3
34 Mart. VI 52
35 Juv. VI 495ff.
36 Mart. II 66, 1f.; Ov. am. I 14, 16ff.; Juv. VI 492f.
37 Plin. ep. III 16, 8
38 CIL VI 8582; vgl. VI 9093
39 Sen. ep. 56, 2
40 Plaut. Trin. 251
41 Ov. ars am. I 209
42 Sen. ben. VI 33, 4; Cic. Mur. 76; Att. IV 1, 5; Plin. ep. II 14, 6
43 Plin. NH XXXII 26
44 Sen. ep. 80, 8; Juv. III 239ff.
45 Mart. IX 22, 9 in Verbindung mit XIV 129; Sen. ben. III 28, 5
46 Dig. XXXII 1, 49 pr.
47 CIL VI 5198; 8874
48 Petr. 79, 1ff.
49 Juv. III 284ff.
50 Asc. ad Cic. Mil. 32
51 Sen. ep. 123, 7
52 Mart. X 13, 1f.; Sen. ep. 87, 6
53 Juv. X 216
54 Sen. brev. vit. 12, 7ff.
55 Sen. brev. vit. 12, 6
56 Luk. Nigrin. 34

57 Sen. ep. 95, 24 (s. den Kasten)
58 Plin. ep. VII 27, 13; vgl. CIL VI 9759ff.
59 Mart. III 58, 29f.
60 Liv. XXXIX 6, 8; vgl. Cic. Verr. II 5, 64
61 Cic. Verr. II 5, 64; Rosc. Am. 134
62 Sen. ep. 12, 8
63 Cat. 2, 1
64 Quint. decl. 298
65 Plut. curios. 10; Quint. inst. or. II 11
66 Mart. XIV 210ff.
67 Sen. ep. 50, 2
68 Plin. ep. IX 19
69 Hor. sat. I 5, 51ff.
70 Dio Cass. XLVIII 44, 3; Stat. silv. V 5, 66ff.
71 Plin. ep. III 5, 11; IX 36, 1; Cic. fam. V 9, 2; Suet. Aug. 78, 2
72 Sen. ep. 27, 5ff.
73 Mart. III 62, 1f.; 7f.

## Angemessen in die Ewigkeit ...

1 Cic. leg. II 59
2 Cic. leg. II 59
3 Cic. leg. II 64
4 Hor. ars p. 431f.
5 Cic. leg. II 59
6 Cic. leg. II 60; Fest. frg. 158
7 Cic. leg. II 60
8 Cic. leg. II 60
9 Cic. leg. II 60
10 Cic. leg. II 60
11 Engels, *Funerum sepulcrorumque magnificentia*, 169
12 Belege bei Marquardt, *Privatleben* I, 347
13 Plin. NH XII 65; vgl. auch XII 55
14 Cic. leg. II 60
15 Cic. Cluent. 27
16 Serv. ad Aen. V 64; VI 218
17 Varro LL V 160; Ter. Phorm. 1026
18 Petr. 78, 6
19 Gell. XVIII 7, 3
20 Hor. ars p. 431f.
21 Suet. Caes. 84, 2
22 Suet. Aug. 100, 2
23 DH VII 72, 12
24 Suet. Vesp. 19, 2
25 Plb. VI 53, 7f.
26 Serv. ad Aen. VI 862
27 Tac. ann. IV 9, 2
28 Sall. Jug. 85, 25; 29f.
29 Flaig, „Die pompa funebris", 128
30 Cic. Verr. II 5, 36; leg. agr. 2, 1
31 So Flaig mit einem von Bourdieu verwendeten Begriff: *pompa funebris*, 126
32 DH VIII 59, 3; Dio Cass. LVI 34, 3; Tac. ann. I 8, 3
33 Liv. XXXVIII 55, 2
34 Plb. VI 53, 1
35 App. b.c.II 147; Dio Cass. LVI 34; Plut. Sull. 38, 1
36 Belege bei Marquardt, *Privatleben I*, 356
37 DH IX 54, 5
38 Luc. VIII 734; Cic. Mil. 86
39 Cic. Brut. 62
40 Liv. VIIII 40, 4
41 Kierdorf, „Totenehrung im republikanischen Rom", 80
42 Suet. Caes. 6, 1
43 CIL VI 1527; komm. Ausgabe von D. Flach, Darmstadt 1991
44 Cic. de or. II 44
45 Cic. de or. II 225
46 Suet. Caes. 26, 2
47 Engels, *Funerum sepulcrorumque magnificentia*, 184
48 Plin. NH XXXV 49; Tac. Germ. 27; Suet. Nero 50
49 Luk. Nigr. 30; Luc. IX 175ff.; CIL XIII 5708; Plut. Cato min. 11
50 Luk. Philops. 27
51 Plin. NH XII 82
52 Luc. VIII 729ff.
53 Stat. silv. V 1, 210ff.
54 Plin. NH XII 83
55 Plin. NH VII 186
56 Val. Max. II 4, 7; Liv. per. 16
57 Liv. XXIII 30, 15; XXXIX 46, 2
58 Liv. VII 2, 13
59 Plb. XXXI 28, 6
60 Suet. Tib. 37, 3
61 Plin. NH XXXIII 135
62 CIL III 2165; 3171; V 2255; VIII 1122
63 Petr. 71, 7
64 Cic. Att. XII 38, 4
65 Prop. III 16, 25ff.
66 vgl. Hor. sat. I 8, 12f.
67 CIL V 121; umfangreiche Auswahl vergleichbarer Drohungen: Dessau ILS 8172ff.
68 CIL VI 23851
69 CIL VI 10237; XIV 730; vgl. Mart. I 116; Petr. 71, 7
70 CIL XIII 5708
71 CIL V 4490
72 Petr. 71, 8
73 Derb, aber mit Pointe: CIL IV 8899
74 Cic. Att. XII 37; 38, 1
75 Cic. off. I 150f.
76 Plin. ep. IX 19, 6
77 Mart. VIII 3, 5ff.
78 Prop. III 2, 17ff.
79 Strabo V 3, 9

## „Symptom einer kranken Gesellschaft?" ...

1 Veyne, *Römische Gesellschaft*, 194; von der „Hydra Luxus" spricht Cato bei Plutarch, Cato mai. 16, 7
2 Tac. ann. III 53, 4
3 Tac. ann. III 54, 5
4 Tac. ann. III 52
5 Tac. ann. III 54, 1
6 Tac. ann. III 54, 1
7 Tac. ann. III 54, 6 in einer von Herrn Dr. R. Cramer, Wuppertal, autorisierten Übersetzung
8 Tac. ann. III 54, 3
9 Cic. leg. II 59ff.
10 Sen. ep. 94, 71
11 Plut. Cat mai. 18; Liv. XXXIX 44; zu Catos *regimen morum*: Astin, *Cato the Censor*, 89ff.; Kienast, *Cato der Zensor*, 68ff.
12 Liv. XXXIV 2-8; Val. Max. IX 1, 3; dazu Baltrusch, *Regimen morum*, 52ff.
13 Gell. II 24, 2f.; Macrob. Sat. III 17, 3
14 Plin. NH X 139f.
15 Flach, *Römische Agrargeschichte*, 315ff.; vgl. Sen. ep. 47, 6
16 Macrob. Sat. III 17, 6
17 Macrob. Sat. III 17; Gell. II 24
18 Gell. II 24, 11
19 Gell. II 24, 13
20 Macrob. Sat. III 17, 13
21 Veyne, *Römische Gesellschaft*, 203
22 Cic. Att. I 19, 6; II 1, 7f.
23 Colum. praef. 17
24 Plin. NH XIV 142
25 Sen. ep. 83, 26; 21f.; vgl. ep. 95, 16ff.
26 Sen. ep. 83, 20
27 Sen. Helv. 10, 2
28 Siehe Kap. „Lucullus und die Folgen"
29 Sen. Helv. 5f.
30 Fellmeth, *Brot und Politik*, 113
31 Ov. Met. I 95f.
32 Sall. Cat. 12, 2; Cic. Rosc. Am. 75; Liv. XXXIV 4, 1ff.; Sen. Helv. 10, 1
33 auct. ad Her. II 34
34 Val. Max IX 1

# LITERATUR


André, J., *Essen und Trinken im alten Rom*, Stuttgart 1998

Andrews, A. C., „Oysters as a food in Greece and Rome", in: *Classical Journal* 43, 1948, 299ff.

d'Arms, J. H., *Romans on the Bay of Naples*, Cambridge/Mass. 1970

Austin, A. E., *Cato the Censor*, Oxford 1978

Balsdon, D., *Die Frau in der römischen Antike*, München 1979

Baltrusch, E., *Regimen morum. Die Reglementierung des Privatlebens der Senatoren und Ritter in der römischen Republik und der frühen Kaiserzeit*, München 1988

Barresi, P., *Il ruolo delle colonne nel costo degli edifici pubblici*, in: M. De Nuccio (Hg.), *I marmi colorati della Roma imperiale*, Venedig 2002

Bastomsky, S. J., „Rich and poor. The great divide in ancient Rome and Victorian England", in: *Greece and Rome* 37, 1990, 37ff.

Begley, V. /de Puma, R.D., *Rome and India. The ancient sea trade*, Madison 1991

Beloch, J., *Campanien. Geschichte und Topographie des antiken Neapel und seiner Umgebung*, 2. A. Breslau 1890, ND 1964

Bettini, M., *Familie und Verwandtschaft im antiken Rom*, Frankfurt 1992

Blanck, H. /Belelli Marchesini, B., „Piscinarii. Römische Villenbesitzer und ihre Fischliebhaberei", in: *Antike Welt* 30, H. 2, 1999, 157ff.

Blanck, H., *Einführung in das Privatleben der Griechen und Römer*, 2.A. Darmstadt 1996

Blum, H., *Purpur als Statussymbol in der griechischen Welt*, 1998

Böhme, A., „Frauenschmuck in der römischen Kaiserzeit", in: *Antike Welt* 9, H. 3, 1978, 3ff.

Böhme-Schönberger, A., *Kleidung und Schmuck in Rom und den Provinzen*, Stuttgart 1997

Bolte, K.M. /Hradil, St., *Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1988

Borg, B., *Der zierlichste Anblick der Welt. Ägyptische Porträtmumien*, Mainz 1998

Brütsch, M. /Fuhrer, Th., „Annäherung an eine fremde Welt. Fellinis Satyricon im Spannungsfeld von klassischem Antikefilm und literarischer Vorlage", in: U. Eigler (Hg.), *Bewegte Antike*, Stuttgart/Weimar 2002

Busch, St., *Versus balnearum*, Stuttgart/Leipzig 1999

Cahn, H.A. /Kaufmann-Heinimann, A. (Hg.), *Der spätrömische Silberschatz von Kaiseraugst*, Derendingen 1984

Cancik, H., „Eine epikureische Villa. Statius, Silv. II 2: Villa Surrentina", in: *Der Altsprachliche Unterricht* XI, H. 1, 1968, 62ff.

Cancik-Lindemaier, H./Cancik, H., „Gesellschaftliche Bedingungen der römischen Erotik", in: L. Hieber/ R.W. Müller (Hg.), *Gegenwart der Antike*, Frankfurt/M. 1982, 29ff.

Cantarella, A., *Pompeji. Liebe und Erotik in einer römischen Stadt*, Stuttgart 1999

Clarke, J.R., *Looking at lovemaking. Constitutions of sexuality in Roman art 100 BC-AD 250*, Berkeley/Los Angeles 1998

Clemente, G., „Le leggi sul lusso e la società romana tra III e II secolo A.C.", in: A. Giardina /A. Schiavone (Hg.), *Società romana e produzione schiavistica*, III, Rom 1981, 1ff.

Coarelli, A., *Pompeji. Ein archäologischer Reiseführer*, 2. A. Bergisch Gladbach 1990

Coarelli, A., „La classe dirigente romana e arti figurativi", in: *Dialoghi di Archeologia* 4/5, 1970/1, 241ff.

Corbeill, A., „Dining deviants in the Roman political invective", in: J.P. Hallett /M.B. Skinner (Hg.), *Roman sexualities*, Princeton 1997, 99ff.

Culham, Ph., „The lex Oppia", in: *Latomus* 41, 1982, 786ff.

Dalby, A., *Empire of pleasures. Luxury and indulgence in the Roman world*, London/ New York 2000

Damm, J.G. /Schneider, B. (Hg.), *Goldschmuck der römischen Frau*, Katalog, Köln 1993

Dangel, J., „L'Asie des poètes latins de l'époque républicaine", in: *Ktema* 10, 1985, 175ff.

Demandt, A., *Das Privatleben der römischen Kaiser*, München 2.A. 1997

Dierichs, A., *Erotik in der römischen Kunst*, Mainz 1997

Döring, M., „Wasser für den Sinus Baianus", in: *Antike Welt* 33, H. 3, 2002, 305ff.

Donato, G. (Hg.), *The flagrant past. Perfumes and cosmetics in the ancient world*, Katalog, Atlanta 1989

Dosi, A., *A tavola con i Romani antichi*, Rom 1984

Drexhage, H.J. /Konen, H. /Ruffing, K., *Die Wirtschaft des Römischen Reiches (1.-3. Jh.)* , Berlin 2002

Dubois-Pelerin, E., *Le luxe à Rome et en Italie au 1er siècle après J.-C.* , Paris 1977

Duncan Jones, R., *The economy of the Roman Empire. Quantitative studies*, 2.A. Oxford 1981

Engels, J., *Funerum sepulcrorumque magnificentia. Begräbnis- und Grabluxusgesetze der griechisch-römischen Welt*, Stuttgart 1998

Farrar, L., *Ancient Roman gardens*, Gloucestershire 1998

Faure, B., *Magie der Düfte*, München/Zürich 1990

Fellmeth, U., *Brot und Politik. Ernährung, Tafelluxus und Hunger im antiken Rom*, Stuttgart/Weimar 2001

Flach, D., *Römische Agrargeschichte*, München 1990

Flaig, E., „Die pompa funebris. Adlige Konkurrenz und annalistische Erinnerung in der römischen Republik", in: O.G. Oexle (Hg.), *Memoria als Kultur*, Göttingen 1995, 115ff.

Förtsch, R., *Archäologischer Kommentar zu den Villenbriefen des Jüngeren Plinius*, Mainz 1993

Forbes, J.R., „Cosmetics and parfumes in Antiquity", in: *Studies in ancient technology III, Leiden 1955, 1ff.*

*Frederiksen, M.*, Campania, Rom 1984

Friedländer, L., *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms …* , 4 Bde, 10.A. 1922/23, ND Aalen 1979

Galsterer, H., „Kunstraub und Kunsthandel im republikanischen Rom", in: G. Hellenkemper Salies (Hg.), *Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia*, Katalog, 2 Bde., Köln 1994 857ff.

Garnsey, P., *Food and society in classical Antiquity*, Cambridge 1999

Gerlach, G., *Zu Tisch bei den alten Römern*, Stuttgart 2001

Gabba, E., *Del buon uso della ricchezza*, Rom 1988

Gabelmann, H., *Römische Grabbauten der frühen Kaiserzeit*, Stuttgart 1979

Gowers, E., *The loaded table*, Oxford 1993

Grimal, P., *Liebe im Alten Rom*, Frankfurt/M. 1981

Hallett, J.P./Skinner, M.B. (Hg.), *Roman sexualities*, Princeton 1997

Hampl, F., „Römische Politik in republikanischer Zeit und das Problem des 'Sittenverfalls'", in: *Historische Zeitschrift* 188, 1959, 497ff.

Häusle, H., *Das Denkmal als Garant des Nachruhms*, München 1980

Hesberg, H.v., *Römische Grabbauten*, Darmstadt 1992

Higginbotham, J., *Piscinae. Artificial fishpounds in Roman Italy*, 1997

Higgins, R., *Greek and Roman jewellery*, 2. A. Berkeley/Los Angeles 1980

Hölscher, T., „Hellenistische Kunst und römische Aristokratie", in: G. Hellenkemper Salies (Hg.), *Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia*, Katalog, 2 Bde., Köln 1994, 875ff.

Hoffman, H. /Claes, A.v., *Antiker Gold- und Silberschmuck*, Mainz 1968

Holzberg, N., *Martial*, Heidelberg 1988

Jacques, F. /Scheid, J., *Rom und das Reich in der Hohen Kaiserzeit, I, Stuttgart/Leipzig 1998*

*Jashemski, W.F.*, The gardens of Pompeii, New Rochelle/New York 1979

Jongman, W., *The economy and society of Pompeii*, Amsterdam 1988

Kampen, N.B. (Hg.), *Sexuality in ancient art*, Cambridge 1996

Keller, O., *Die antike Tierwelt*, 2 Bde, Leipzig 1909/13

Kienast, D., *Cato der Zensor*, Darmstadt 1979

Kierdorf, W., *Laudatio funebris*, Meisenheim 1980

Kierdorf, W., „Totenehrung im republikanischen Rom", in: B. Effe/G. Binder (Hg.), *Tod und Jenseits im Altertum*, Trier 1991, 71ff.

Kloft, H., „Überlegungen zum Luxus in der frühen Kaiserzeit", in: J.M.H. Strubbe (Hg.), in: *Energeia*, Festschrift H.W. Pleket, 1996, 113ff.

Kloft, H., *Die Wirtschaft der griechisch-römischen Welt. Eine Einführung*, Darmstadt 1992

Kolb, F., „Zur Statussymbolik im antiken Rom", in: *Chiron* 7, 1977, 239ff.

Krause, C., *Villa Jovis. Die Residenz des Tiberius auf Capri*, Mainz 2003

Krüger, A., *Die lyrische Kunst des P. Papinius Statius in Silve II 2*, Frankfurt/M. 1998

Kroll, W., „Römische Erotik", in: K. Siems (Hg.), *Sexualität und Erotik in der Antike*, 2. A. Darmstadt 1994, 70ff.

Kunz, G.F. / Stevenson, H., *The book of the pearl*, 1908, ND 1993

Lahusen, G., „Zur Funktion und Rezeption des römischen Ahnenbildes", in: *Römische Mitteilungen* 92, 1985, 261ff.

La Penna, A., „La legittimazione del lusso privato da Ennio a Vitruvio", in: *Maia* 41, 1989, 3ff.

Lefèvre, E., Plinius-Studien I und III, in: *Gymnasium* 84, 1977, 519ff.; 84, 1987, 247ff.

Lefèvre, E., „Der Mensch und das Schicksal in stoischer Sicht. Senecas 51. und 107. Brief", in: *Der Altsprachliche Unterricht* 26, H. 3, 1983, 61ff.

Los, N.A., „Vedii Pollionis luxus", in: *Eos 76, 1988, 65ff.*

*McKay, A.*, Römische Häuser, Villen und Paläste, Luzern/Herrsching 1980

McKay, A.G., *Ancient Campania*, 2 Bde, Hamilton/Ont. 1972

MacDougall, E.B. (Hg.), *Ancient Roman villa gardens*, Dumbarton Oaks 1987

MacMullen, R., *Roman social relations 50 BC to AD 284*, Yale 1974

Marquardt, J., *Das Privatleben der Römer*, 2 Bde, 2. A. Leipzig 1886, ND Darmstadt 1990

Martin, J. (Hg.), *Das antike Rom*, München 1994

Meiggs, R., *Trees and timber in the ancient Mediterranean world*, Oxford 1982

Mielsch, H., *Die römische Villa*, München 1987

Mielsch, H., „Die römische Villa als Bildungslandschaft", in: *Gymnasium* 96, 1989, 444ff.

Mratschek-Halfmann, S., *Divites et praepotentes. Reichtum und soziale Stellung in der Literatur der Prinzipatszeit*, Stuttgart 1993

Mulas, A., *Eros in Antiquity*, New York 1978

Neudecker, R., *Die Skulpturenausstattung der römischen Villa in Italien*, Mainz 1988

Pagano, M., „Il lago Lucrino. Ricerche storiche e archeologiche", in: *Puteoli* 7/8, 1983/4, 113ff.

Pape, M., *Griechische Kunstwerke aus Kriegsbeute und ihre öffentliche Ausstellung in Rom*, Diss. Hamburg 1975

Paszthory, E., *Salben, Schminken und Parfüme im Altertum*, Mainz 1990

Pekáry, Th., *Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike*, 2.A. Wiesbaden 1970

Percival, J., *The Roman villa. An historical introduction*, London 1976

Pfeiler, B., *Römischer Goldschmuck des 1. und 2. Jh. n. Chr. nach datierten Funden*, Mainz 1970

Pirzio Biroli Staffanelli, L., *L'argento dei romani. Vasellame da tavola e d'apparato.* Rom 1991

Pirzio Biroli Steffanelli, L., *L'oro dei Romani. Gioielli di età imperiale*, Rom 1992

Prell, M., *Sozialökonomische Untersuchungen zur Armut im antiken Rom*, Stuttgart 1997

Prieur, J., *La mort dans l'Antiquité*, Paris 1986

Prittwitz und Gaffron, H.H.v./ Mielsch, H. (Hg.), *Das Haus lacht vor Silber. Die Prunkplatte von Bizerta und das römische Tafelgeschirr*, Köln 1997

Purcell, N., „Wine and wealth in ancient Italy", in: *Journal of Roman Studies* 75, 1985, 1ff.

Raslolnikoff, M., „La richesse et les riches chez Cicéron", in: *Ktema* 2, 1977, 357ff.

Ratti, E., „Ricerche sul luxus alimentare romano fra il I sec. a.C. e il I sec. d.C.", in: Rendiconti dell' Istituto Lombardo 100, 1966, 157ff.

Reinhold, M., *History of purple as a status symbol in Antiquity*, Brüssel 1970

Reinhold, M., „Usurpation of status and status symbols in the Roman world", in: *Historia* 20, 1971, 275ff.

Reuti, F. (Hg.), *Die römische Villa*, Darmstadt 1990

Richlin, A., *The garden of Priapus. Sex and aggression in Roman humor*, 2. A. Oxford 1992

Rostovtzeff, M., *Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich*, 2 Bde, Leipzig 1931, ND der dreibändigen Ausgabe von 1955/56, Darmstadt 1998

Sahrhage, D., *Die Schätze Neptuns. Eine Kulturgeschichte der Fischerei im Römischen Reich*, Frankfurt /M. 2002

Schmidt, E.A., *Das Sabinum. Horaz und sein Landgut im Licenzatal*, Heidelberg 1997

Schneider, K., *Villa und Natur. Eine Studie zur römischen Oberschichtkultur*, Diss. München 1994

Schumacher, L., *Sklaverei in der Antike*, München 2001

Seipel, W. (Hg.), *Die Magie des Goldes. Antike Schätze aus Italien*, Katalog, Kunsthistorisches Museum, Wien 1996

Shatzman, J., *Senatorial wealth and Roman politics*, Brüssel 1975

Siems, K. (Hg.), *Sexualität und Erotik in der Antike*, 2. A. Darmstadt 1994

Siviero, R., *Gli ori e le ambre del Museo Nazionale di Napoli*, Rom 1954

Slater, W.J., *Dining in a classical context*, Oxford 1991

Smith, J.T., *Roman villas. A study in social*

*structure*, London 1997

Stärk, E., *Kampanien als geistige Landschaft. Interpretationen zum antiken Bild des Golfs von Neapel*, München 1995

Stumpp, B.E., *Prostitution in der römischen Antike*, Berlin 1998

Sütterlin, A., *Petronius Arbiter und Federico Fellini. Ein strukturanalytischer Vergleich*, Frankfurt/M. 1996

Taborelli, L., „Aromata e medicamenta exotica in Plinio", in: *Athenaeum* 79, 1991, 527ff.; 82, 1994, 111ff.

Tchernia, A., *Le vin d'Italie romaine*, Rom 1986

Toynbee, J.M.C., *Death and burial in the Roman world, London 1971*

*Toynbee, J.M.C.*, Tierwelt der Antike. Bestiarium Romanum, Mainz 1983

Treggiari, S.M., „Domestic staff at Rome during the Julio-Claudian period", in: *Histoire sociale/Social History 6, 1973, 241ff.*

*Veyne, P.*, Die römische Gesellschaft, München 1995

Wallace-Hadrill, A., *Houses and society in Pompeii and Herculaneum*, Princeton 1994

Weeber, K.-W., *Alltag im Alten Rom, I: Das Stadtleben*, 7.A. Düsseldorf 2003

Weeber, K.-W., *Alltag im Alten Rom, II: Das Landleben*, Düsseldorf 2000

Weeber, K.-W., *Flirten wie die Alten Römer*, Zürich/Düsseldorf 1997

Weeber, K.-W., *Die Weinkultur der Römer*, 2. A. Düsseldorf 1999

Weeber, K.-W., *Decius war hier. Das Beste aus der römischen Graffiti-Szene*, 3.A. Düsseldorf 2003

Wesch-Klein, G., *Funus publicum. Eine Studie zur öffentlichen Beisetzung und Gewährung von Ehrengräbern ...*, Stuttgart 1993

Zanker, P., *Pompeji. Stadtbild und Wohngeschmack*, Mainz 1995

Zanker, P., „Zur Funktion und Bedeutung griechischer Skulptur in der Römerzeit", in Fondation Hardt (Hg.), *Le classicisme à Rome aux 1ers siècles avant et après J.-C., Entretiens* 25, 1979, 283ff.

# Abkürzungsverzeichnis

| | |
|---|---|
| AE | Année Epigraphique |
| Ael. | Aelian |
| Amm. Marc. | Ammianus Marcellinus |
| Apic. | Apicius |
| Apollod. | Apollodor |
| App. | Appian |
| Apul. | Apuleius |
| Asc. | Asconius |
| Athen. | Athenaios |
| auct. ad Her. | Auctor ad Herennium |
| Aus. | Ausonius |
| Cat. | Catull |
| Cels. | Celsus |
| Cic. | Cicero |
| CIL | Corpus Inscriptionum Latinarum |
| CLE | Carmina Latina Epigraphica |
| Clem. Alex. | Clemens Alexandrinus |
| Colum. | Columella |
| Cypr. | Cyprian |
| DChr | Dion Chrysostomos |
| DH | Dionys von Halikarnassos |
| Dig. | Digesten |
| Dio Cass. | Dio Cassius |
| Edict. Diocl. | Edictum Diocletiani |
| Fest. | Festus |
| Flor. | Florus |
| Gell. | Gellius |
| Hist. Aug. | Scriptores Historiae Augustae |
| Hor. | Horaz |
| ILS | Dessau, Inscriptiones Latinae Selectae |
| Juv. | Juvenal |
| Lact. | Laktanz |
| Liv. | Livius |
| Luc. | Lucan |
| Lucil. | Lucilius |
| Luk. | Lukian |
| Lukr. | Lukrez |
| Macrob. | Macrobius |
| Marc. Aur. | Marc Aurel |
| Mart. | Martial |
| Nep. | Cornelius Nepos |
| NP | Der Neue Pauly |
| Ov. | Ovid |
| Pers. | Persius |
| Petr. | Petron |
| Phaedr. | Phaedrus |
| Philostr. | Philostratos |
| Plaut. | Plautus |
| Plb. | Polybios |
| Plin. | Plinius |
| Plut. | Plutarch |
| Porphyr. | Porphyrios |
| Prob. | Probus |
| Prop. | Properz |
| Quint. | Quintilian |
| Rut. Nam. | Rutilius Namatianus |
| Sall. | Sallust |
| Schol. | Scholien |
| Sen. | Seneca |
| Serv. | Servius |
| Stat. | Statius |
| Suet. | Sueton |
| Symm. | Symmachus |
| Tac. | Tacitus |
| Ter. | Terenz |
| Tert. | Tertullian |
| Theophr. | Theophrast |
| Tib. | Tibull |
| Val. Max. | Valerius Maximus |
| Vell. Pat. | Velleius Paterculus |
| Vitr. | Vitruv |

# BILDNACHWEIS

Akademisches Kunstmuseum, Bonn: 108

AKG-Images, Berlin: 130 (Erich Lessing)

Antiquités nationales, St.-Germain-en Laye: 107 (RMN / Jean Mathiot), 124 (RMN / Jean Mathiot)

Archäologische Staatssammlung, Museum für Vor- und Frühgeschichte, München: 104 (M. Eberlein)

Archivio Fotografico della Soprintendenza per i beni archeologici di Ostia, Ostia Antica: 19

Bildarchiv Steffens, Mainz: Fondmotiv auf den Kapitelaufmacherseiten, 10 (Leonard von Matt), 28 (Henri Stierlin), 45 (Ralph Rainer Steffens), 49 (Leonhard von Matt), 53 (Henri Stierlin), 68, 72 (Leonard von Matt), 80 (rechts unten, Leonard von Matt), 81 (Leonard von Matt), 82 (Bridgeman Art Library/ Alinari), 119

nach Angelika Dierichs, Erotik in der römischen Kunst, Mainz 1997: 75

Mathias Döring, Darmstadt: 65, 66

nach Gudrun Gerlach, Zu Tisch bei den alten Römern, Stuttgart 2001: 22, 39, 69

Hirmer Fotoarchiv, München: 12

Kunsthistorisches Museum, Wien: 120, 122, 123 (links)

Lotos Film / Eberhard Thiem, Kaufbeuren: 41, 67, 77, 84, 125, 152, 153, 156

Louvre, Paris: 21 (RMN / Hervé Lewandowski), 31 (RMN / Chuzeville)

Harald Mielsch, Bonn: 1, 16, 17, 33, 35, 36, 61, 87, 131, 148

Musée du Petit Palais, Paris: 116 (Photothèque des musées de la ville de Paris / Pierrain): 116

Musée National du Bardo, Tunis: 100 (Foto: Rheinisches Landesmuseum, Bonn / H. Lilienthal), 101 (Foto: Rheinisches Landesmuseum, Bonn / H. Lilienthal), 103 (Foto: Rheinisches Landesmuseum, Bonn / H. Lilienthal)

Rheinisches Landesmuseum, Bonn: 54

Rheinisches Landesmuseum, Trier: 154

Rijksmuseum van Oudheden, Leiden: 80 (links oben), 123 (rechts oben, Mitte)

Römermuseum Augst, Augst: 32 (Römerstadt Augusta Raurica/ Dietrich Widmer)

Römisch Germanisches Museum, Köln: 121 (S. Siegers)

Foto Scala, Florenz: 25, 40, 51, 52, 59, 60, 91, 96, 111, 114, 117, 133

Soprintendenza di Pompeji, Pompeji: 50 (nach: G. Capasso, Viaggio a Pompei. Passeggiate virtuali nelle città perdute / Abb.vorlage mit freundlicher Genehmigung: AiD, 3/03)

Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz Antikensammlung, Berlin: 34 (Fotos: Ingrid Geske)

Alle anderen Abbildungen: Archiv des Autors Karl-Wilhelm Weeber



Karl-Wilhelm Weeber zeigt die luxuriösen Seiten im Rom der Kaiserzeit: Ob Schlemmerei, Badelust in den Thermen, Toilettenpracht oder Gräberluxus – wer zur Oberschicht zählte, konnte buchstäblich von der Wiege bis zur Bahre im Luxus schwelgen. Der reich illustrierte Band veranschaulicht, wie das Luxusleben aussah, macht aber auch deutlich, welche Diskrepanz bestand zwischen Reich und Arm, zwischen moralischem Anspruch und dekadentem Lebensstil.

www.wbg-darmstadt.de

15852-0